Philipp II.

König von Spanien.

Von

Reinhold Baumstark,
Kreisgerichtsrath in Constanz.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1875.
Zweigniederlassungen in Strassburg, München und St. Louis, Mo.

Druck von H. Stratz in Säckingen.

Vorwort.

Die Menge und Wichtigkeit der Fragen, welche sich bei Betrachtung der Geschichte Philipps II. aufdrängen, ist so groß, ja so überwältigend, daß die Besprechung eines solchen Stoffes in der kurzen und nicht gelehrten Form dieses Büchleins dem gründlichen Kenner des Gegenstandes von vorn herein als ein kühnes Wagniß erscheinen kann.

Ich habe diese und andere Bedenken überwunden, weil ich der Wahrheit zu dienen hoffte. Auch war ich weit entfernt von der Anmaßung, eine Geschichte der Zeit Philipps II. schreiben zu wollen. Nur auf ein Bild seiner Persönlichkeit ist meine Arbeit angelegt. Was im Uebrigen und Weiteren von der Zeitgeschichte gesagt werden mußte, das ist nicht Zweck, sondern Mittel.

Möchte ich nicht nur geschrieben, sondern auch genützt haben.

Constanz, im Sommer 1874.

R. Baumstark.

Inhalt.

Philipp II.

Parole.

Mit dem Namen: „Philipp der Zweite von Spanien“ verband sich seit unvordenklichen Zeiten fast bei jedem ebenbürtigen Mitgliede des deutschen Denker-Volkes ein pflichtmäßiges Grausen. Wie eine riesige Kreuzspinne saß der „katholische König“ in der Phantasie des allezeit freisinnigen Publikums, ein gewaltiges Netz schwarzer oder blutgestreifter ultramontaner Fäden nach allen Weltgegenden spannend, während die vor Entsetzen verdunkelte Sonne „über seinem Reiche nicht unterging“. Und in den größeren Maschen dieses Netzes steckten die blutigen Ueberreste ermordeter Gemahlinnen und Prinzen, zappelten, wie gefangene Fliegen, alle die zahllosen Opfer seiner ränkevollen, mordgierigen Obscuranten-Politik. Und um dem Bilde auch seinen glänzenden Gegensatz zu verleihen, erhob sich über dem grausigen Felde, das von dem ultramontanen Vampyr, von dem „Dämon des Südens“ beherrscht war, die „jungfräuliche Elisabeth“ von England wie ein reiner Engel des Lichtes.

Aber nicht allein Gymnasiumsschüler, Ladendiener und Turner waren erfüllt von derartigen Vorstellungen, sondern auch Geister ersten Ranges, Fürsten im Reiche der Kunst und Wissenschaft huldigten dem häßlichen Traum. Ein Mann, so werth der Liebe und Verehrung seines Volkes, wie Fried-

rich v. Schiller, leider von der Bahn fortschreitender Läuterung und Vergeistigung zu frühe hinweggenommen, um mehr als die erste blasse Dämmerung der religiösen Wahrheit zu schauen, auch Er hat in seinem erschütternden Trauerspiel „Don Carlos", und nicht minder in seinem glänzenden historischen Kunstwerke über den „Abfall der Niederlande" das Weihrauchfaß geschwungen vor dem Götzen der protestantischen Alltagsmeinung. Ja noch mehr: gerade durch Schillers unwiderstehliche Rhetorik und glanzvolle Darstellungsweise sind die grimmigen Vorurtheile gegen den spanischen König beinahe unausrottbar geworden.

Unserem Jahrhundert war es beschieden, die Archive geöffnet zu sehen, in welchen mindestens ein großer Theil der geschichtlichen Wahrheit über Philipp II. so lange verborgen lag. Sowohl auf spanischem, als auf belgischem und niederländischem Boden arbeiteten vorurtheilsfreie, nicht ultramontane Geschichtsforscher an der Hinwegräumung des riesigen Schutthaufens, unter welchem die Gestalt des spanischen Monarchen durch Jahrhunderte zusammengedrückt war. Tausende von Originaldocumenten jener sturmbewegten, arbeitvollen Zeit traten an's Tageslicht. Längst hatte man gewußt oder geahnt, daß nicht leicht ein Herrscher irgend welcher Zeit fleißiger, unermüdlicher, gründlicher gearbeitet hatte, als gerade Philipp II. Jetzt erschienen in großen Massen die wichtigsten Bestandtheile seiner politischen Correspondenz, und sein so lange entstelltes Bild nahm wesentlich andere Züge und Farben an in den Augen Aller, denen es vergönnt war, aus erster, zweiter oder dritter Hand den neugeschöpften Stoff der Belehrung ehrlichen Willens entgegenzunehmen.

Allein nicht überall war guter Wille, nicht überall die nöthige Befähigung, nicht überall ruhiger und klarer Ver-

stand. Selbst Philipps neuester Geschichtschreiber von größerer Bedeutung, der Amerikaner Prescott, vermochte sich in seinem allerdings unvollendet gebliebenen Werke durchaus nicht überall loszureißen von den schweren Ketten eingerosteter Vorurtheile. Ja, vor wenigen Jahren noch durfte es gleichfalls ein Amerikaner, und zwar gerade ein aus spanischem Blute stammender, Gayarré, neuerdings wagen, mit einem häßlichen und unwahren Zerrbilde des Monarchen vor die Welt zu treten, der bis zur heutigen Stunde in den Herzen des spanischen Volkes eine größere Liebe und festere Anhänglichkeit genießt, als irgend ein König seiner ganzen, langen Geschichte.

So ist es denn keinesfalls eine unnöthige Arbeit, wenn auch ich den Versuch mache, für weitere Kreise deutschen Lesevolkes und darum in engerem Raume, in knapperer Form zur Verbreitung richtiger Erkenntniß und unparteiischen Urtheiles über Philipp II. einen Beitrag zu liefern durch gegenwärtiges Büchlein.

Uebrigens würde sich derjenige sehr irren, welcher nach dem bisher Gesagten erwarten wollte, daß ich eine durchgängige Vertheidigung, oder gar eine absichtliche Verherrlichung Philipps II. zu schreiben vorhabe. Im Gegentheil: ich bin durch die Vorbereitung zu dieser Schrift zu der Ueberzeugung gelangt, daß Philipp II. in Bezug auf ernste Seiten seines Charakters und in Bezug auf wichtige Thaten und Ereignisse seines Lebens nicht gerechtfertigt werden kann. Die ganze Eigenthümlichkeit seines Wesens steht mir, so wie nun einmal mein Wesen ist, ziemlich fremd und fern gegenüber: ich kann mich nicht mit Vorliebe in ihn hineindenken, kann nicht mit schöpferischer Phantasie aus ihm heraus arbeiten: ja ich kann vielleicht sagen, daß ich die Feder zu dieser Arbeit mit mehr Mühsal und ge-

wissenhaftem Vorsatz, als mit froher und freudiger Begeisterung ergreife.

Aber zu Einem glaube ich allerdings, durch Gottes Gnade, befähigt zu sein: ich kann mich versetzen auf den katholischen Standpunkt des katholischen Königs; ja, ich brauche mich gar nicht auf denselben zu versetzen, weil ich auf demselben und zwar auf dem ganz entschiedenen, durchaus strengen und festen katholischen Standpunkt unverrückbar stehe.

Diese Erklärung dürfte von meiner Seite beinahe als überflüssig gelten, weil die Sache Jedem bekannt ist, der überhaupt von meiner geringen Kleinigkeit irgendwie Kenntniß nimmt oder genommen hat; gleichwohl sage ich's hier nochmals, und zwar mit wohl überlegter Absicht.

Es ist nämlich auf Seite der gesinnungslosen, blasirten Vornehmthuerei nicht minder als auf Seite der dem besseren deutschen Wesen ebenso sehr, wie dem Christenthum feindseligen, in hochmüthiger Bornirtheit sich selbst so nennenden „deutschen Wissenschaft" zur wohlfeilen Mode geworden, mit lächerlichem Naserümpfen von einem „einseitigen Parteistandpunkt" zu sprechen, und über denselben den Stab zu brechen, wo und wenn immer ein katholischer Schriftsteller über katholische Persönlichkeiten vom katholischem Standpunkte aus die Wahrheit sagt.

Von welchem Standpunkte aus soll und muß denn eine jede geschichtliche Persönlichkeit betrachtet und beurtheilt werden? Diejenigen, welche in der angedeuteten Weise den „einseitigen Parteizustand" verwerfen, gehen ihrerseits nicht minder von einem einseitigen Parteistandpunkt aus; sie beurtheilen nämlich die geschichtlichen Dinge und Personen entweder vom ausschließlichen Gesichtspunkte des modernen Staates, oder von jenem des Protestantismus, oder von

jenem des entschiedenen Unglaubens, oder, im allergünstigsten Falle, vom Gesichtspunkte eines gut gemeinten, religiös indifferenten, sogenannten Vernunftglaubens. Alle diese Standpunkte sind aber sicherlich mit ebenso vielem Grund und Recht Parteistandpunkte zu nennen, wie derjenige des offenbarungsgläubigen Katholiken; es läßt sich schlechterdings kein Grund einsehen, warum in dem einen Falle von Partei die Rede sein dürfte und in dem anderen nicht. Die Unwahrheit und Ungerechtigkeit in Behandlung geschichtlicher Gegenstände besteht aber keineswegs darin, daß der Geschichtschreiber für sich irgend einen Parteistandpunkt hat; jeder Mensch hat einen solchen; nur Gott ist parteilos, weil allumfassend. Die Ungerechtigkeit und Unwahrheit besteht einzig darin, daß der Geschichtschreiber eine Person von einem andern Standpunkte aus beurtheilt, als von demjenigen, auf welchem sie selber stand, oder mit andern Worten ausgedrückt: jede geschichtliche Persönlichkeit muß betrachtet und beurtheilt werden von ihrem eigenen Standpunkte aus, weil man nur auf diesem begreifen kann, wie die fragliche Person selbst Menschen und Dinge betrachtet hat und betrachten mußte. Es kommt also viel weniger darauf an, welchen Standpunkt der Schriftsteller an und für sich selbst einnimmt, als darauf, ob er den Standpunkt der Persönlichkeit, über welche er schreibt, genau kennt und versteht. Das wird aber freilich dann am Vollständigsten zu erreichen sein, wenn der Schriftsteller selbst in den entscheidenden Beziehungen auf dem nämlichen Standpunkte steht, wie der, von welchem er spricht. Und insofern kann man allerdings mit vollem Rechte sagen: der katholische König Philipp II. kann unparteiisch nur dann beurtheilt werden, wenn man ihn von seinem eigenen, also vom katholischen Parteistandpunkt aus

betrachtet. Das kann aber sicherlich nur ein Schriftsteller von ganz entschiedener und ungetrübter kirchlicher, katholischer Ueberzeugung. Die Frage aber, zu welchem Urtheil man von dem angezeigten Gesichtspunkte aus über Philipp II. im Ganzen und im Einzelnen gelangen muß, hat mit dem bisher Gesagten ebenso wenig zu thun, als die andere Frage, ob der Leser den Standpunkt des Schriftstellers und des Helden theilt oder nicht. Das geschichtliche Urtheil darf, ausgehend allerdings von dem positiv gegebenen Standpunkte der zu beurtheilenden geschichtlichen Persönlichkeit, nur bestimmt werden durch das Sittengesetz; der Leser aber, mag er noch so ungläubig oder noch so protestantisch gesinnt sein, wird sich selbst sagen müssen, daß er von seiner Seite dem sittlichen Gebote der Gerechtigkeit nur dann Genüge leistet, wenn er einen durch und durch katholischen Monarchen im Lichte der katholischen Weltanschauung betrachtet, und zu diesem Zwecke sich die Mühe nicht verdrießen läßt, die Denkweise eines durch und durch katholischen Schriftstellers nicht etwa anzunehmen, wohl aber kennen zu lernen. Nicht um Beifall und Uebereinstimmung wird gebeten, wohl aber um Fernhaltung des Hasses und der Ueberhebung. Die Frage nach der absoluten Wahrheit bleibt hier ausgeschlossen: wir haben es nur mit der relativen, mit der Wahrheit der Thatsachen zu thun.

I.

Kronprinzenjahre.

Der erste und einzige eheliche Sohn Kaiser Karls I., ward Philipp II. am 21. Mai 1527 in der alten castilischen Stadt Valladolid geboren. Seine Mutter war Kaiserin Isabella, Tochter des Königs Emanuel des Großen von Portugal. Durch seinen Vater stammte er von den Häusern Burgund und Oesterreich, durch beide Eltern von dem „katholischen Herrscherpaar“ Isabella und Ferdinand. Denn Karls V. Mutter, Johanna, war eine Schwester von Maria, der Großmutter seiner Gemahlin; beide waren Ferdinands und Isabella's Kinder.

Ein heller Glorienschein von Ruhm, Macht und irdischer Größe umstrahlte die Wiege des Kaisersohnes, dessen Eintritt in die Welt des Staubes nicht nur von seinen in zärtlicher Liebe und Treue verbundenen Eltern, sondern auch von der durchaus loyal und monarchisch gesinnten spanischen Nation mit begeisterter Freude begrüßt ward. Aus den wilden Fehden des Mittelalters, aus dem achthundertjährigen Kampfe gegen Mohameds Lehre und Heerschaaren hatte sich Spanien drei Jahrzehnte zuvor durch Ferdinands und Isabella's weise und kraftvolle Politik aufgerafft zu einem einheitlichen Großstaat. Die vaterländische Erde war befreit vom eingedrungenen ungläubigen Feinde, der schönste Theil Italiens, die ganze, bald darauf entdeckte neue Welt erhöhten den Glanz und die Bedeutung der Monarchie.

Seit 1516 hatte Karl, als Erbe seines Vaters Philipp Herr der reichen und blühenden Niederlande, mit Glück und Geschick die Zügel der ihm als Enkel Isabella's und Ferdinands zugefallenen spanischen Monarchie ergriffen. Seit 1519 schmückte die römische Kaiserkrone des deutschen Reiches sein jugendliches Haupt. Mexiko und Peru waren inzwischen entdeckt und erobert worden. Und all' diese, in solcher Ausdehnung und solchem Glanz noch niemals, selbst nicht unter den Kaisern des gewaltigen Römerreiches dagewesene Macht und Herrlichkeit schien das Angebinde des jungen, zarten Erdenbürgers zu sein.

Als Mißklang fiel in die allgemeine Freude die Nachricht von der Gefangennahme des Papstes und der Plünderung Roms durch das kaiserliche Heer. Mit Unrecht hat man anzunehmen gesucht, Karl V. sei mit dieser Frevelthat seines Feldherrn, des Connetable von Bourbon, einverstanden gewesen. Daß er es nicht war, suchte der Kaiser zu zeigen, indem er unverzüglich alle öffentlichen Festlichkeiten aus Anlaß der Taufe seines neugebornen Sohnes untersagte. Diese kirchliche Handlung fand am 25. Juni 1527 statt; der Prinz erhielt den Namen seines Großvaters von väterlicher Seite, der als österreichischer Prinz „Philipp der Schöne", als König von Castilien „Philipp der Erste" geheißen hatte.

Schon im Alter von eilf Monaten wurde Philipp von den versammelten Cortes nach alter spanischer Sitte als der gesetzliche Thronerbe des Königreichs Castilien anerkannt; bald nachher mußte Karl V. Spanien auf längere Zeit verlassen, während welcher er seinen Sohn, nächst der treuen Fürsorge der kaiserlichen Mutter, der verständigen Obhut einer portugiesischen Dame, Leonora Mascarennas, überließ. Als der Kaiser nach Spanien zurückkehrte, war

der Knabe Philipp beinahe sieben Jahre alt. Seine Erziehung mußte nunmehr planmäßig geregelt werden im Sinne der Vorbereitung für sein dereinstiges, gewaltiges Herrscheramt.

Juan Martinez Siliceo, ein frommer Priester und damals Professor an der Universität zu Salamanca, später Cardinal und Erzbischof von Toledo, wurde vom Kaiser mit der wissenschaftlichen, und vor Allem mit der religiösen Erziehung seines Sohnes betraut. Niemals in seinem Leben, von der ersten Schwelle der Kindheit bis zum Grabesrand, scheint Philipp irgendwie gewankt zu haben in unerschütterlich fester, katholischer Gläubigkeit. Jeder störende Einfluß in dieser Richtung ward sorgfältig fern gehalten; und es bedurfte dessen kaum, denn schon des Kindes Gemüth war ernst und streng, mit Vorliebe auf das Hohe und Ewige gerichtet. In der lateinischen Sprache machte Philipp solche Fortschritte, daß er sie während seines ganzen Lebens richtig und leicht schrieb; geringer waren seine Kenntnisse in den lebenden Sprachen; er liebte nur die spanische. Mit besonderer und erfolgreicher Neigung wendete er sich der Mathematik und der Baukunst zu; sein Kopf war von Jugend an exact, aber nicht weit. Alle Zweige der bildenden Kunst lernte er kennen und ihre Werke mit voller Sachkenntniß beurtheilen.

Philipps Erzieher für die Welt war Don Juan Zunniga, ein Hofmann aus einer alten castilischen Adelsfamilie, zugleich ein Ehrenmann im guten alten Sinn des Wortes. Er suchte seinen Zögling ernst, einfach und edel zu machen; in der ganzen Erziehung des Knaben lag Nichts, was auf Falschheit, Hinterlist, Doppelzüngigkeit hätte hinwirken können. Doch zeigte sich schon in dem jugendlichen Philipp die Neigung zur körperlichen Langsamkeit und Ruhe, die

Abneigung gegen rasches, heftiges oder auch nur häufiges Bewegen, welche sein ganzes Leben hindurch ein bezeichnender Zug seines Wesens geblieben ist. So wurde er auch den ritterlichen Körperübungen nicht in höherem Grade zugethan, als es nach dem Geiste der Zeit im Interesse der königlichen Würde nöthig erschien, und der Jagd nicht mehr, als es zur Kräftigung der Gesundheit hinreichend war. Bewußte und gewollte Selbstbeherrschung zeigte sich schon in frühen Knabenjahren als Philipps sittliches Ideal, zu dessen Erreichung seine Seele auf's Günstigste veranlagt war. Keine Blitze der Genialität, auch keine Ausbrüche jugendlicher Leidenschaft erhellen oder umnachten das Bild seiner Jugendjahre; ein gemäßigter, kühler, frühreifer Verstand zeichnet ihn aus, der seinen abgegrenzten Horizont niemals überschreitet, jedoch innerhalb desselben Alles fest und sicher beherrscht und dem Willen die nöthigen Antriebe zu einer bis zur eisenfesten Unermüdlichkeit beharrlichen Thätigkeit verleiht.

Vater und Sohn erlitten, als Philipp zwölf Jahre alt war, den schwersten Verlust der Gattin und Mutter. Die hochsinnige, tugendreiche Isabella, die würdige Enkelin ihrer heiligmäßigen Großmutter gleichen Namens, starb im Jahre 1539. Karl vermählte sich nie wieder; Philipp ward von jetzt an aus der harmlosen Sphäre der Kindheit in den Ernst des Lebens und der Geschäfte gezogen.

Früh lernte Philipp seinen kaiserlichen Vater verstehen, verehren und lieben; er bemühte sich, ganz durchdrungen und durchgeistigt zu werden von den leitenden politischen Gedanken des Mannes, der mit so unermüdlicher Thatkraft und unläugbarer geistiger Ueberlegenheit, wenn auch nicht immer mit äußerem Erfolge, an der Spitze Europa's stand. Dieses ungetrübte Verhältniß zwischen Vater und Sohn

mußte Philipp später im eigenen Leben um so schmerzlicher vermissen, als er dessen reiche Segnungen in seiner Jugend erfahren hatte. Beruhigt im Hinblicke auf seinen Sohn und Erben, konnte Karl, durch Krankheit und Menschenkenntniß niedergebeugt, schon frühe an den Verzicht auf die trügerisch glänzenden Kronen dieser Welt denken. Und der jugendliche Philipp durfte es schon im Alter von 14 Jahren unternehmen, seinen von dem unglücklichen Feldzug gegen Algier zurückkehrenden Vater über die erlittenen Verluste in einem Briefe voll frühreifen Ernstes und in einem Tone zu trösten, wie der Mann den Mann, der Freund den Freund trösten mag.

Unmittelbar nachher rückte Philipp zum ersten Male in's Feld gegen die im nördlichen Spanien eingefallenen Franzosen. Dieselben zogen sich zwar ohne Schwertstreich hastig in ihr Land zurück, aber gleichwohl fand das Verhalten des Thronerben in Lager und Feld den ungetheilten Beifall der Armee und der Nation, einen Beifall, der ihm von nun an durch sein langes Leben bis zum Tode keinen Augenblick untreu geworden ist. Es folgte auf diesen kurzen Feldzug die Huldigung der Stände von Aragonien, Catalonien und Valencia in der Cortessitzung zu Monzon. Und als jetzt Karl (im Jahre 1543) das Land abermals auf eine Reihe von Jahren verließ, übertrug er seinem Sohne förmlich die Regentschaft unter der Leitung eines Rathes, an dessen Spitze der Herzog von Alba stand.

In den folgenden Jahren begründete und entwickelte sich immer fester und vollständiger das Verhältniß innigster Uebereinstimmung zwischen Philipp und der von ihm beherrschten Nation. Mit Unrecht nimmt man gewöhnlich an, Karl V. Vorliebe habe fast ausschließlich den Niederlanden gegolten. Das Land, in welchem er die glück-

lichsten Jahre einer glänzenden Jugend an der Seite einer zärtlich geliebten Kaiserin gelebt hatte, in welchem sein bewundertes, vom Zauber der Poesie geheimnißvoll umrauschtes Granada lag, das Volk, von welchem er niemals Untreue, Abfall, Unglaube zu erleben hatte, und bei welchem zu sterben seines müden Herzens letzter Wunsch war, sie standen dem Gemüthe Karls V. beinahe während seines ganzen Lebens näher, als irgend ein anderes seiner zahlreichen Länder und Völker. Allein Karl V. war in gewissem Grade ein Universalgenie von rastlos unermüdlicher Beweglichkeit; Auge, Kopf und Herz hatte gar Vielerlei allüberall zu beobachten, zu denken, zu sorgen; keine ausschließliche Vorliebe nahm ihn gänzlich in Anspruch. Anders war es mit Philipp. Schon Geburt und Erziehung machten ihn zum vollständigen Spanier. Naturanlage und Herzensneigung verfehlten nicht, diese Vollständigkeit zur Ausschließlichkeit zu erheben. Es kommt vielleicht in der Geschichte kaum ein anderes Beispiel vor, daß ein Monarch in solchem Grade die fleischgewordene Verkörperung des Nationalgeistes mit all' seinen Vorzügen und Gebrechen gewesen wäre, wie es bei Philipp II. und dem spanischen Volke seines Jahrhunderts der Fall war. Und wie schon um jene Zeit die ersten Spuren des allgemeinen Hasses gegen die Spanier sich zeigen, welcher im folgenden Jahrhundert das ganze nördliche Europa erfüllte, so sehen wir auch ihren in der Heimath ganz allgemein geliebten und bewunderten König schon von Jugend auf im Ausland überall verläumdet, angefeindet, ja gehaßt.

Der Brief, mit welchem der scheidende Kaiser seinem Sohne eine Fülle der ernstesten väterlichen Ermahnungen und Rathschläge für sein öffentliches und Privatleben hinterließ, enthält einen großen Reichthum reifer Erfahrung und

Lebensweisheit. Ich will nur eine einzige kurze Stelle als besonders bezeichnend hervorheben: „Der Herzog von Alba ist mein fähigster Staatsmann, mein bester Soldat. Ihn berathe vor Allem in den Angelegenheiten des Krieges, aber verlaß dich niemals ganz auf ihn. Verlaß dich auf Niemanden, als auf dich selbst. Die Großen würden froh sein, deiner Gunst versichert durch dich das Land regieren zu dürfen. Dieß wäre dein Untergang; schon die bloße Meinung der Menschen, daß es also stehe, wäre unendlicher Schaden. Gebrauche daher Alle, aber stütze dich auf Niemanden ausschließlich. In allen Wandlungen deiner Geschicke aber vertraue deinem Schöpfer. Hierauf sei deine ernsteste Sorge gerichtet." Und wie sehr der Kaiser seinem Sohne vertrauen zu dürfen glaubte, ergibt sich aus den weiteren Worten: „Im Allgemeinen muß ich zugeben, daß ich alle Ursache habe, mit deinem Benehmen zufrieden zu sein. Allein ich möchte dich vollkommen wissen, und, um offen zu sein, du hast noch manche Dinge an dir zu verbessern, was auch immer die Menschen dir Entgegengesetztes sagen mögen." Und in dieser Richtung verweiset der Kaiser seinen Sohn dahin, wo allein die fortgesetzte Reinigung und Besserung sicher zu haben ist, nämlich in den Beichtstuhl.

Wie sehr Philipps Neigungen in jeder Hinsicht auf der pyrenäischen Halbinsel ihre Befriedigung suchten und fanden, das zeigte sich alsbald bei seiner ersten Verlobung und Heirath. Karl V. war sehr geneigt, ihn mit Margaretha, der Tochter des französischen Königs Franz I. zu vermählen. Allein Philipps Wunsch ging entschieden auf eine Verbindung mit dem portugiesischen Königshause, dem seine Mutter entstammt war, wie denn auch die Vereinigung Spaniens und Portugals zu einem Ge=

sammtreiche eine sein ganzes Leben beherrschende Idee und nach ruhmvoll erreichter Durchführung sein Vermächtniß an die Zukunft blieb.

Im Dezember 1542 wurde Philipp, seiner Neigung entsprechend, mit der Infantin Maria von Portugal verlobt. Ihre Eltern waren König Johann III. und Katharina, Karls V. Schwester. Im Oktober des folgenden Jahres 1543 verließ die jugendliche Braut, 16 Jahre alt und nur fünf Monate jünger als Philipp selbst, die portugiesische Heimath, um einem unglücklichen Sohne das Leben zu schenken und in ihr frühes Grab zu sinken. In Salamanca wurde sie von Spanien empfangen; am 15. November wurden die jungen Eheleute getraut und zogen nach Valladolid. Hier gebar Maria am 8. Juli 1545 den Infanten Don Carlos, und wenige Tage nach der Entbindung sah Philipp seine zärtlich geliebte und liebende Gemahlin als Leiche; er war mit 18 Lebensjahren Wittwer.

Karl V. war inzwischen gegen die deutschen Protestanten siegreich gewesen und schien auf dem Höhepunkt seiner Macht zu stehen. Ihn erfüllte noch der Gedanke, seinen Sohn, in dessen jugendlicher Hand die Regierung Spaniens sich schon so wohl verwahrt zeigte, auch als Nachfolger auf dem Kaiserthron zu sehen; auch sollte Philipp mit den Niederlanden und mit ihrer Bevölkerung persönlich bekannt werden. Karl rief ihn zu sich, indem er während Philipps Abwesenheit von Spanien die Regierung seinem Neffen Maximilian, dem Sohne seines Bruders Ferdinand und späterem deutschen Kaiser Maximilian II. übertrug und diesem jungen Prinzen zugleich seine Tochter Maria vermählte.

Von einem glanzvollen Hofe begleitet, trat Philipp im Herbste des Jahres 1548 seine erste Reise außer Spanien an. Die Flotte des genuesischen Seehelden Andreas Doria

führte ihn nach Italien, wo ihn das vom heiligen Vater gesegnete Schwert zum Kämpfer der Kirche weihte. Ueber Mailand, Tirol, München und die Rheinpfalz bewegte sich der langsame Reisezug mit einem Zeitaufwand von nicht weniger als vier Monaten nach Brüssel, wo der Kaiser seinen zum Manne gewordenen Sohn und Erben wiedersah.

Philipp war um diese Zeit nach der übereinstimmenden Schilderung aller zeitgenössischen Geschichtschreiber eine ächt königliche und zugleich durchaus anmuthige Erscheinung. Keine Spur von finsterem, argwöhnischem oder tückischem Wesen entstellte sein jugendliches Bild. Er hatte blaue Augen, blondes Haar und Bart, eine leicht gebogene Nase, habsburgische Unterlippe, zarte und etwas blasse Gesichtsfarbe. Seine Statur war schlank und wohlgestaltet; seinem Vater glich er sehr, nur war er etwas kleiner, unter mittlerer Größe. Schon damals kleidete er sich, wie in seinem ganzen späteren Leben, mit einer einfach edlen, geschmackvollen Eleganz; und sein ganzes Auftreten trug das vollendete Gepräge selbstbewußter königlicher Würde. Für seine Jahre war er ernst, aber nicht unfreundlich. Tiefer blickende Zeitgenossen drückten schon damals den Zweifel aus, ob Philipp an geistiger Begabung seinem Vater gleich oder auch nur nahe stehe. In der That kann es für uns keinem Zweifel mehr unterliegen, daß das Maß seiner Talente s e h r w e i t unter demjenigen Karls V. stand, daß aber Philipp durch eiserne Anstrengung, unermüdliche Arbeitsamkeit, strengste Pflichterfüllung zu ersetzen suchte, was ihm an Leichtigkeit der Auffassung, Beweglichkeit des Geistes und Raschheit der Entschließungen gebrach.

Das vielleicht unbewußte, aber gleichwohl vorhandene Gefühl einer gewissen geistigen Schwerfälligkeit mag zusammengewirkt haben mit der fatalen Unkenntniß der Landes-

sprache, um Philipps Besuch und Rundreise in den Niederlanden zu einem mißlungenen Unternehmen zu machen, in dessen Fehlschlag der spätere Aufstand und Krieg wie im Keime enthalten war. Das leicht bewegliche, genußsüchtige, schon damals in manchen Kreisen und bis zu einem gewissen Grade politisch und religiös unterwühlte flämische Volk fand keinen Geschmack an der castilianischen Grandezza des jungen Thronerben, dessen Manieren gegenüber dem überlegenen weltmännischen Ton und Gebahren seines Vaters nach dem Urtheil der Niederländer ebenso unangenehm waren, als ihn gerade die nämlichen Eigenheiten in dem Urtheil der spanischen Nation hoch über seinen Vater stellten. Es braucht wohl nicht gesagt zu werden, daß Philipp nichts weniger als mit absichtlicher Unfreundlichkeit sich benahm, und daß die Huldigungen des ganzen Landes glänzend und durchaus loyal waren; allein mitten in allem Festjubel hatte man doch beiderseits die ganz bestimmte Empfindung, daß man nicht zu einander passe, und dieser erste verhängnißvolle Eindruck hat später, als Schuld und Sünde von beiden Seiten hinzukam, seine noch weit verhängnißvolleren Früchte getragen.

Philipp war schon als ganz junger Mann weit mehr zu Einsamkeit, Ruhe und Stille geneigt als zu lärmenden Festlichkeiten und Vergnügungen; die Theilnahme an letzteren war für ihn stets ein der Politik gebrachtes Opfer; auch vertrugen sie sich nicht gut mit seiner zarten Gesundheit, die ihn zu großer Schonung und Mäßigkeit veranlaßte, und welcher gegenüber er nur in ausdauernder geistiger Arbeit unbarmherzig war. So fühlte er sich denn von Herzen erleichtert, als die niederländische Tour zu Ende ging und er sich mit seinem Vater im Spätsommer 1550 zum deutschen Reichstage nach Augsburg begab.

Ein abermaliges Fehlschlagen ihrer Plane sollten Vater und Sohn auch hier erleben. Karls Absicht, seinen Bruder, den römischen König Ferdinand, zum Verzicht auf die Kaiserkrone zu bewegen, fand weder bei Ferdinand selbst, noch bei den Fürsten des Reiches den allermindesten Anklang; selbst zu einer dereinstigen Nachfolge Philipps verweigerte Ferdinand seine Zustimmung. Allgemein und entschlossen war der berechtigte Wunsch, nicht einen Spanier, sondern einen Deutschen auf dem Kaiserthron zu sehen.

Man hat Grund genug zu der Annahme, daß über diese Sachlage Philipp selbst weniger betrübt war, als sein Vater. In dem Haupte Karls lebte noch ganz und voll die mittelalterliche Idee vom heiligen römischen Reiche deutscher Nation. Bei Philipp war dies nicht der Fall; er war durchaus ein Fürst des absoluten, aber modernen Staates. Er war so sehr und ausschließlich Spanier, daß die Aussicht auf eine wiederholte und dauernde Trennung von seinem Lieblingslande seine Phantasie fast nur schmerzlich berühren konnte. Was man eigentlich unter Ehrgeiz versteht, war zudem, ebenfalls im Gegensatz zu Karl, seiner Seele fremd. Denn in Philipps Geist stand die gottentstammte Würde des Königthums, verbunden mit dem Amte eines Beschützers der Kirche gegen den Unglauben und gegen den Protestantismus, viel zu hoch und heilig da, als daß ihr durch irgend ein Ziel menschlichen Strebens ein wesentlich erhöhter Glanz verliehen werden konnte. Darum war Philipp auch nie in seinem Leben eroberungssüchtig, wie er auch niemals kriegerisch war. Auf den Plan mit dem deutschen Kaiserthum hat er sich wahrscheinlich viel mehr aus kindlichem Gehorsam gegen seinen Vater, als aus eigener freier Neigung eingelassen.

Um ihm den Verzicht auf diesen Plan noch leichter zu

machen, kam der Umstand hinzu, daß er und die Deutschen noch weniger Geschmack an einander fanden, als er und die Niederländer. Um bei Fürsten und Volk in Deutschland Gunst zu gewinnen, mußte man damals vor Allem — viel trinken. Der an die exacteste Mäßigkeit gewöhnte Philipp versuchte dieses Mittel und empfand alsbald mit Ekel und Grauen die Wirkungen. Da er nicht deutsch verstand, sprach er mit den Fürsten lateinisch; aber es läßt sich leicht denken, wie wenig dabei herauskam. Auch die Spanier selbst wünschten ihren künftigen König durchaus für sich zu behalten und waren durch die Machtstellung ihres Vaterlandes in und außer Europa stolz genug geworden, um in dem Besitz der deutschen Kaiserkrone nichts besonders Wünschenswerthes zu erblicken.

Das zwischen Karl und Ferdinand schließlich getroffene Abkommen, wornach Philipp auf Ferdinand und Maximilian auf Philipp als römische Könige folgen sollten, konnte schon jetzt als gänzlich bedeutungslos betrachtet werden; es wahrte dem zurückgewiesenen Kaiser gegenüber den Anstand, aber Niemand dachte an den Vollzug.

Mit Sehnsucht blickte Philipp dem Tag entgegen, wo er den spanischen Boden wieder betreten durfte. Ueber Trient, wo damals das Concil tagte, und über Genua kehrte er im Sommer 1551 nach Barcelona zurück und übernahm mit Befriedigung von Neuem die Regierung des Volkes, welches ihm unter allen Umständen und zu allen Zeiten immer gleich treu und ergeben blieb.

Einen neuen Beweis von Gehorsam gegen seinen Vater und von Selbstüberwindung im Dienste höherer Interessen gab Philipp durch seine Ehe mit der Königin Maria von England. Einzig rechtmäßige Tochter Heinrichs VIII. und seiner unglücklichen, edlen Gemahlin Katharina, der

Tochter Ferdinands und Isabella's von Spanien, war Maria im Jahre 1553, schon 36 Jahre alt, durch den Tod ihres Halbbruders Eduard VI. auf den englischen Thron gelangt. Schwach von Gesundheit, ohne weibliche Schönheit, weit älter als ihr Verwandter Philipp, war sie für diesen in jeder Hinsicht eine „unpassende Partie". Allein, welche höchst wichtigen Plane knüpften sich an eine solche Verbindung! Heinrich VIII. hatte unter dem doppelten Vorwand, daß er dem katholischen Dogma treu bleiben wolle, und daß er nur die Ansprüche der Päpste auf politische Herrschaft und Uebermacht bekämpfe, die Kirche Englands von der römisch-katholischen Kirche durch die grausamsten, blutigsten Verfolgungen seiner treu katholischen Unterthanen losgerissen. Unter seinem Sohne Eduard VI. war der Protestantismus nicht minder gewaltsam, aber offener und ehrlicher aufgetreten; man hatte die kirchliche Lehre selbst verändert, die „durch Staatsgesetz gegründete" englische Hochkirche stand fix und fertig da. Bei dieser Sachlage bestieg Maria Tudor den Thron. Sie war in allen Drangsalen ihrer Jugend unerschütterlich treu bei der Religion und Kirche ihrer Mutter geblieben; die Wiedervereinigung ihres Landes und Volkes mit Rom war der einzige Gedanke ihres Herzens, der einzige Zweck ihres Lebens. Zu seiner Durchführung bedurfte sie der kräftigen Stütze eines Mannes; und da Karl V. immer rascher zu lebensmüdem Alter hinneigte, so schien Niemand der hochwichtigen Aufgabe gewachsen zu sein, als der jugendliche Regent von Spanien.

Maria war eine Frau von hohen Geistesgaben und von herrlichen Eigenschaften des Gemüths; ihre Frömmigkeit, Großmuth, Geduld und Beharrlichkeit in den schwersten Schicksalen zeigen sie uns als die würdige Tochter ihrer

erhabenen Mutter. Die harten Maßregeln, welche sie bei Durchführung ihrer katholischen Restauration unternahm, waren leider nur zu sehr im Geiste des Jahrhunderts begründet, erreichten aber nicht entfernt die Leistungen weder ihrer Vorgänger noch ihrer Nachfolger; wenn dieß bis zur heutigen Stunde noch nicht allgemein anerkannt ist, so rührt es nur daher, daß die besagten Vorgänger und Nachfolger Protestanten waren.

Maria's entschiedener Katholicismus war allerdings eine Eigenschaft, die bei Philipp das Gleichgewicht herzustellen vermochte gegenüber den mancherlei Mißverhältnissen, die in der von seinem Vater vorgeschlagenen Verbindung zweifellos begründet waren. Maria selbst nahm den ihr auf kluge und gewandte Weise zugeflüsterten Vorschlag mit Freude, ja mit Begeisterung auf. Sie scheint mit zu großer Leichtigkeit über den zu erwartenden Widerstand ihres Volkes hinausgegangen zu sein, scheint nicht eingesehen zu haben, daß eine dauerhafte *politische* Verbindung so verschiedenartiger Elemente, wie es die englische und die spanische Nation waren, nach aller menschlichen Berechnung nicht im Reiche der Möglichkeiten lag.

Im Dezember 1553 erschien eine officielle Gesandtschaft in England, um des Kaisers Werbung für seinen Sohn vorzutragen; an ihrer Spitze stand der später so unglückliche Graf Egmont. Die Unterhandlungen führten bald zum Abschluß eines Heirathsvertrags, durch welchen der Königin die Verleihung von Titeln, Aemtern und Würden vorbehalten, die Ausländer von denselben ausgeschlossen, und für die möglichen Fälle der Zukunft folgende Bestimmungen getroffen wurden: Sollte ein Sohn aus der abzuschließenden Ehe hervorgehen, so fällt ihm die Thronfolge in England, Burgund und den Niederlanden zu. Stirbt Philipps Sohn

Don Carlos, so soll auch Spanien mit seinen Nebenländern auf die Nachkommen aus der Ehe mit Maria fallen. Stirbt aber die Königin, so hat Philipp kein Recht zur Theilnahme an der Regierung Englands. Außerdem soll Philipp die englische Nation nicht in Kriege mit Frankreich verwickeln, welcher Macht gegenüber vielmehr die bisherigen freundlichen Beziehungen fortdauern sollen.

Die Unnatur und Verkehrtheit des ganzen Verhältnisses leuchtet aus diesen geschraubten Bestimmungen zu klar hervor, als daß weiter davon zu sprechen nöthig wäre. Der Heirathsplan gab zunächst der protestantischen Partei in England den erwünschtesten Vorwand, sich in ein nationales Gewand zu hüllen und unter dieser Maske mit wiederholten, gefährlichen Aufständen gegen Maria loszubrechen, bei deren Niederwerfung die Königin in die Lage kam, ihren unerschütterlichen persönlichen Muth im glänzendsten Lichte zu zeigen, da die Rebellen bis in die unmittelbare Nähe der Hauptstadt vordrangen.

Der Vermählungsplan selbst ward nicht aufgegeben. Im März 1554 erschien Egmont abermals in England, um die Ratificationen des Ehevertrages auszuwechseln und die Trauung im Wege der Stellvertretung zu vollziehen. Jetzt erst trat Philipp, für den bisher sein Vater gehandelt hatte, in eigene persönliche Beziehungen zu seiner königlichen Braut.

Am 12. Juli 1554 schiffte er sich nach England ein; in seinem zahlreichen Gefolge war der flämische Adel so gut vertreten, wie der castilische; neben dem Herzog von Alba glänzte Graf Egmont. Auch auf englischem Boden, wie früher in den Niederlanden und in Deutschland, suchte sich Philipp mit einem hohen Grade von Selbstverläugnung den Sitten und Wünschen des Volkes, bei dem er verweilte, anzubequemen. Seine wohlwollenden Bemühungen wurden

bemerkt und anerkannt, sie vermochten aber nicht im Geringsten zu verhindern, daß er ein Fremder unter Fremden war und blieb.

Anders freilich stand es mit seinem persönlichen Verhältniß zur Königin. Maria, seine Verwandte und der castilischen Sprache vollkommen mächtig, kam ihrem Bräutigam mit verehrungsvoller Liebe entgegen. Ihn selbst erfüllte ganz der Gedanke an die hohe Aufgabe, dieses herrliche Königreich wieder zu erobern für die Kirche Christi, und sein kaiserlicher Vater glaubte der hohen Freude an dem geschlossenen Ehebund keinen geringeren Ausdruck geben zu dürfen, als indem er seinem Sohne die volle Souveränetät über das Königreich Neapel und das Herzogthum Mailand schon jetzt abtrat, auf daß Maria nicht einem Unterthanen, sondern einem ihr in jeder Hinsicht ebenbürtigen Monarchen ihre Hand reiche. So hatte also Philipp, dieser vollendete Spanier an Leib und Seele, das eigenthümliche Schicksal, als König von England und Neapel in die Weltgeschichte einzutreten. Die feierliche Vermählung ging am 25. Juli 1554 vor sich, am Festtage des hl. Apostels Jakobus, des Schutzheiligen der spanischen Nation.

Die zeitgenössischen Berichte können nicht genug hervorheben, wie gewinnend, klug, vorsichtig und arbeitsam Philipps Benehmen während seines Aufenthaltes in England war. Allerdings suchte er auch hier, wie später in Spanien, möglichst bald eine ruhige Zurückgezogenheit auf; allein desto mehr bemühte er sich, die politischen und sonstigen Verhältnisse des Landes kennen zu lernen und ohne jede zudringliche Einmischung bloß durch ein richtiges, schönes Verhältniß zur Königin und durch Ueberlegenheit des staatsmännischen Urtheils den seiner würdigen Einfluß zu gewinnen.

Dieses Bestreben schien auch zunächst von vollständigem Erfolge gekrönt zu werden. Obgleich Philipp in der öffentlichen Erfüllung aller religiösen Pflichten „so pünktlich war, wie irgend ein Mensch" und zwar, wie ein minder frommer Zeitgenosse meint, „etwas mehr, als für sein Alter und seinen Stand nöthig war," — obgleich es ganz offenkundig war, welchem Ziele vollständigster, katholischer Restauration Philipp und Maria entgegenstrebten, so zeigte sich doch zunächst keine Spur von Widerstand oder Widerwillen in der englischen Bevölkerung. Wir sehen hieraus zur Genüge, daß die Protestantisirung des Landes von oben herab, wie sie seit Heinrich VIII. unter Verfolgungen und Schreckensscenen jeder Art begonnen und durchgeführt worden war, das Mark und Blut des Volkes noch keineswegs durchdrungen hatte, sondern daß die Anhänglichkeit an die Kirche der Väter, durch welche und unter welcher England groß und stark geworden war, in den weitesten Kreisen der Bevölkerung noch ungeschwächt fortdauerte. Man darf wohl als sicher annehmen, daß ein aus der Nation selbst hervorgegangener katholischer König in kurzer Zeit das Werk der Aussöhnung mit der Kirche dauernd und gründlich vollendet und befestigt haben würde.

Dagegen wurde dieses Werk, auch bei den besten Absichten, nur oberflächlich und flüchtig zu Stande gebracht unter einem dem Ausland angehörigen Monarchen, dem eine kinderlose Königin zur Seite stand, auf deren Tod die von Haß durchglühte, protestantisch gesinnte Stiefschwester Elisabeth wartete.

Als Legat des heiligen Stuhles erschien in England der seit Heinrichs VIII. Tyrannei in der Verbannung lebende Cardinal Pole, ein Mann von solcher Hoheit des Geistes, Tadellosigkeit der Sitten und Tiefe der Einsicht, daß wohl

die gesammte Geschichte des protestantischen Englands nicht im Stande ist, ihm eine Erscheinung von gleichem sittlichem Werth an die Seite zu stellen. Er war als Sohn des Landes durchaus befähigt, dessen Verhältnisse bis in's Genaueste zu würdigen; und die Leiden der Verbannung hatten ebenso wenig, wie der blutige Martyrertod seiner ehrwürdigen Mutter, irgend einen Stachel des Grolls in seiner reinen und auf das Ewige gerichteten Seele zurückgelassen.

Im November 1554 erschien Pole im englischen Parlament. In erschütternder Rede sprach er zu der Versammlung von seinen eigenen Lebensschicksalen und Verfolgungen, von den religiösen Verirrungen und blutigen Leiden seines Vaterlandes. Er beschwor die Versammelten, ihre Irrthümer abzulegen und sich mit der Kirche auszusöhnen. Auch brachte er vom heiligen Stuhl das wichtige Zugeständniß mit, daß die gegenwärtigen Eigenthümer der unter Heinrich VIII. eingezogenen kirchlichen Besitzungen dieselben behalten sollen. Die Königin selbst, welche „lieber zehn Königreiche verlieren, als ihre Seele in Gefahr bringen“ wollte, beharrte unerschütterlich auf der Rückgabe des zum Vortheil der Krone eingezogenen kirchlichen Eigenthums. Sie würde politisch weiser gehandelt haben, dieß nicht zu thun; es wäre ihr gleichwohl möglich gewesen, zu Gunsten der Kirche in anderer Art zu verfügen. Der heilige Stuhl und Cardinal Pole wußten sehr gut, warum sie das fragliche Zugeständniß machten.

Am 18. November fand die feierliche Aussöhnung mit der Kirche statt. Philipp saß zur Linken der Königin unter dem nämlichen Baldachin; ihr zur Rechten, aber in größerer Entfernung, der Cardinal. Der Kanzler Gardiner überreichte im Namen der Lords und Gemeinen eine Peti-

tion mit der Bitte um Aussöhnung mit dem päpstlichen Stuhle. Pole verkündete feierlich die Absolution und ertheilte der Versammlung den Segen des heiligen Vaters. Nach allen katholischen Staaten wurden augenblicklich Couriere mit der großen Botschaft abgesandt. Philipp und Maria waren glücklich ob des erreichten Triumphes der katholischen Sache, Kaiser Karl V. fühlte sich stolz bei dem anscheinend glänzenden Erfolge der von ihm eingeleiteten Verbindung.

Es ist bei dieser Gelegenheit von katholischer Seite wohl der nämliche Fehler begangen worden, dem wir auch sonst auf verschiedenen Blättern der Kirchengeschichte begegnen. Ganz erfüllt von dem Ideale der Herrlichkeit des Gottesreiches auf Erden, ist das katholische Gemüth nur zu leicht geneigt, eine durch vorübergehende Gunst der Umstände im einzelnen Falle erreichte Anerkennung, einen durch begabte und gläubige Menschen herbeigeführten glänzenden Erfolg mit frommer Phantasie als auf voller Innerlichkeit beruhend anzunehmen. Dabei täuscht man sich immer; dabei täuschte man sich namentlich in England. Bei gar vielen Mitgliedern des englischen Parlaments war der feierliche Akt vom 18. November 1554 nur eine verlogene Ceremonie; gar Viele von ihnen waren übertünchte Gräber voll Raubsucht, Lüderlichkeit und gemeiner Heuchelei. Die besseren religiösen Elemente waren in den niederen Klassen der Bevölkerung; diese an sich zu ziehen und mit ihrer Hilfe die entartete Aristokratie auf die Dauer zu unterwerfen, das war die Aufgabe, welche die Regierung nicht verstand und deßhalb versäumte. Cromwell hat es später vom entgegengesetzten Standpunkte aus gethan.

Mit Unrecht, so scheint es wenigstens, hat man Philipps Einfluß hinter den Verfolgungen gesucht, welche, wenn

auch bei weitem nicht in dem Maßstabe Heinrichs VIII., gleichwohl und leider der katholischen Restauration nachfolgten. Philipps damaliger Beichtvater, der Mönch Alfonso de Castro, sprach sich öffentlich, kühn und energisch gegen jede Bestrafung wegen des Vergangenen aus; Cardinal Pole war am allerwenigsten der Mann, dessen Verstand oder Herz sich mit Scheiterhaufen befreunden konnte, und Königin Maria war nicht die Frau, um gegen Philipps und Pole's Rath solche Dinge durchzuführen.

Die Aufstachelung zu Gewaltthaten und Verbrennungen scheint vielmehr ihren eigentlichen Ausgangspunkt in den englischen Staatsbehörden selbst gehabt zu haben, und Gott weiß, welch' egoistische und jammervolle Beweggründe dabei mitgewirkt haben können. Auf 279 wird die Zahl der Opfer dieser Verfolgung angegeben. Wahrlich schlimm genug. Doch hatten die Meisten unter ihnen nur zu leiden, was sie Anderen in verstärktem Maße zugefügt hatten, und Heinrichs VIII. Andenken war mit der hundertfachen Blutschuld belastet.

Maria's Hoffnungen auf Nachkommenschaft erwiesen sich bald als eine Täuschung; ihr Wunsch, den geliebten Gemahl als König von England feierlich gekrönt zu sehen, stieß bei Parlament und Nation auf festen Widerstand, und zu diesen bitteren Erfahrungen kam bald der Schmerz einer längeren Trennung von Philipp selbst. Sein Vater berief ihn im Spätsommer 1555 zu sich nach Brüssel. Karl war entschlossen, seine Kronen niederzulegen und den Rest seines Lebens für Gott und seine Seele zu verwenden; die schon seit zwei Jahren getroffenen Vorbereitungen zur Ausführung dieses Planes waren ihrem Abschluß nahe.

Es wird eine ewig erfolglose Bemühung sein, den Entschluß Kaiser Karls zu verstehen, wenn man nicht katholisch

fühlt, glaubt und denkt. Gicht, bittere Lebenserfahrungen jeder Art, schwermüthiges Temperament, selbst Geisteskrankheit, alle möglichen Gründe werden herbeigeschleppt, um einen Gedanken zu erklären, welchen man aus allen diesen Veranlassungen zusammengenommen gleichwohl niemals vollständig zu begreifen im Stande ist. Schon gar mancher König und Kaiser war geisteskrank und verdrießlich, allein er blieb gleichwohl gar hübsch auf seinem Throne, bis ihm der Tod die Augen schloß. Karl V. hätte dieß um so füglicher thun können, als er glücklich genug war, einen Sohn und Nachfolger zu besitzen, der mit ihm in allen politischen und religiösen Fragen ein Herz und eine Seele war.

Karls V. Abdankung war in ihrem tiefsten Inhalt ein grundreligiöser Schritt zu Gott.

Allerdings stand im Vordergrund seiner Seelenstimmung die Furcht, unter der Wucht unsäglicher körperlicher Leiden und Schmerzen die Pflichten seines hohen Amtes nicht mehr genügend erfüllen zu können; allein in der Tiefe seines Herzens glühte die mächtige Sehnsucht, frei von dem leidenschaftlichen Getriebe der Welt, in welchem auch der Edelste täglich strauchelt, einsam, allein mit seinem Gott zu sein. Diese Sehnsucht hatte Karl schon empfunden auf der glänzenden Höhe seines thatenreichen Lebens. Schon im Jahre 1535, nach dem glücklichen und ruhmvollen Feldzuge gegen Tunis, hat er, nach eigenem Geständniß, sich erstmals mit dem Gedanken beschäftigt, all' seine Kronen niederzulegen.

Und so entledigte sich denn der mächtigste Herrscher des sechszehnten Jahrhunderts mit ruhiger, vorbedachter Ueberlegung langsam und stufenweise aller Herrlichkeit der Welt. Am 22. Oktober 1555 übertrug er auf seinen Sohn die Großmeisterwürde vom Orden des goldenen Vließes, und am 25. des gleichen Monats trat er in feierlicher öffent-

licher Action vor den versammelten Abgeordneten der siebenzehn Provinzen die Souveränetät über die Niederlande an Philipp ab. Mit der einen Hand auf seinen Stock, mit der anderen auf die Schulter Wilhelms von Oranien gestützt, der seines Sohnes Todfeind werden sollte, richtete der Kaiser ernste und ergreifende Worte des Abschieds an seine Unterthanen. Und zu seinem Sohne gewendet, sprach er folgende Worte: „Wenn die ausgedehnten Lande, welche jetzt auf dich übertragen werden, durch Erbgang auf dich gekommen wären, würdest du in hohem Grade zur Dankbarkeit verpflichtet sein. Um wie viel mehr, da sie als freies Geschenk deines noch lebenden Vaters zu dir kommen. Allein, wie groß auch deine Schuld sein mag, ich werde sie als voll zurückbezahlt erkennen, wann du deine Pflichten gegen deine Unterthanen erfüllst. Herrsche so über sie, daß sie mich um der Handlung des heutigen Tages willen nicht tadeln, sondern segnen. Fahre fort, wie du begonnen hast. Fürchte Gott, lebe rechtschaffen, achte die Gesetze; vor Allem aber wahre die Interessen der Religion. Und möge der Allmächtige dich mit einem Sohne segnen, welchem du, wenn du dereinst alt und von Krankheit heimgesucht wirst, deine Königreiche mit der nämlichen Gesinnung zu übergeben vermagst, mit welcher ich dir jetzt diese Niederlande übergebe."

Tief erschüttert wollte sich Philipp zu den Füßen seines Vaters werfen, der ihn unter lautem Weinen der ganzen Versammlung in seine Arme schloß. Erschöpft von dem ergreifenden Auftritt, sank Karl in seinen Thronsessel zurück, indem er wiederholt ausrief: „Segne Euch Gott! Segne Euch Gott!"

Wer hätte in dieser feierlichen Stunde vorauszuahnen vermocht, welch' unsagbares Elend, welche Fluth von Thränen und Blutvergießen nach so wenigen Jahren zwischen

diesem König und diesem Volke sich aufthürmen werde! Und dennoch folgte schon ganz unmittelbar auf den Moment der tiefsten Ergriffenheit ein entschiedener Mißklang. Philipp vermochte nur mit wenigen französischen Worten den Versammelten auszusprechen, wie sehr er bedauere, sie nicht in der Landessprache anreden zu können. Er ließ dieß besorgen durch den Bischof von Arras, Anton Perrenot, Cardinal Granvella, den reichbegabten Sohn von Karls ausgezeichnetem Minister. Granvella vollzog den ihm gewordenen Auftrag mit aller Gewandtheit des vollendeten Staatsmannes. Allein er konnte nicht ungeschehen machen, was in schneidender Schärfe vorlag: der neue Herrscher war nicht, wie der Scheidende, im Stand, mit seinem Volke in seiner Sprache zu reden.

Warum auch hatte Karl seinen Sohn nicht französisch oder flämisch oder Beides lernen lassen? Hatte er selbst es doch auch gelernt!

Am 16. Januar 1556 übertrug Karl auf seinen Sohn in Gegenwart der in Brüssel anwesenden Mitglieder des spanischen Adels die Reiche Castilien und Aragonien nebst ihren Nebenländern, also die gesammte spanische Monarchie. Die deutsche Kaiserkrone ging erst später auf seinen Bruder Ferdinand über. Mit Frankreich befand sich Karl noch im Kriege; doch wurde am 5. Februar ein Waffenstillstand für die Dauer von fünf Jahren auf Grundlage des augenblicklichen Besitzstandes abgeschlossen. Am 15. September schiffte Karl sich ein, um sein theures Spanien aufzusuchen und beim Kloster Yuste zu sterben. Philipp blieb allein und selbstständig auf dem bewegten Schauplatz der Weltgeschichte zurück.

II.

Des Königs Lehrjahre.

Als Philipp II. im Alter von 29 Jahren den Thron der spanischen Monarchie bestieg, war er eine in sich abgeschlossene, gereifte, vollständig ausgebildete Persönlichkeit mit unerschütterlich festen Prinzipien. An der Spitze seiner Welt- und Lebens-Anschauung stand die Ueberzeugung, daß er, ein christlicher König in des Wortes vollster Bedeutung, sein Amt von Gott empfangen habe, und daß es darum seine oberste Pflicht sei, die Kirche Gottes zu schützen. Er wollte, wie er es oft in seinem Leben in der glaubwürdigsten Weise ausgesprochen hat, hundertmal lieber gar nicht König sein, als über Irrgläubige herrschen. Er war keineswegs zur Grausamkeit geneigt, ebenso wenig zu irgend einer Gewaltthat; er liebte die Ruhe und war im höchsten Grade empfänglich für häusliches Glück, wie er denn auch von allen vier Gemahlinnen, mit denen er nacheinander verbunden war, nicht nur auf's Zärtlichste geliebt, sondern auch auf's Höchste verehrt wurde. Allein alle milderen Seiten seines Wesens wußte er zu verbergen, alle zarteren Regungen seines Herzens zu unterdrücken, sobald der Konflikt mit dem begann, was er einmal als seine oberste, heiligste Pflicht erkannt hatte.

Diese Ueberzeugungen und Grundsätze machten Philipp von vornherein zum geschworenen Feinde des Protestantismus. Ihm, der mitten im Kampfe des gewaltigen Jahrhunderts stand, konnte man in der That nicht zumuthen, daß er die „Reformation" aus der ruhigen doctrinären Vogelperspective eines Lehrbuches der Weltgeschichte betrachten solle. Für ihn stand es fest, daß der Protestantismus in seiner Ent-

stehung und in seinen Folgen ein durchaus revolutionäres Wesen sei, welches in seinem Siege zur Zertrümmerung alles positiven Christenthums, somit zur gänzlichen Vernichtung der geoffenbarten göttlichen Wahrheit führen müsse, und daß auch das Bestehen jeder staatlichen Ordnung im letzten Grunde bedingt sei durch die Religion. Alle diese Sätze muß jeder Katholik auch jetzt und in alle Zukunft aus ganzem Herzen unterschreiben. Und wenn Philipp II. aus denselben die Schlußfolgerung zog, daß der Protestantismus überall, mit allen Kräften und mit allen Waffen, auf Tod und Leben bekämpft werden müsse, wer kann ihm Unrecht geben?

Philipp II. war in vollem Rechte mit seinen Grundsätzen und mit seinen Zwecken; im Unrecht konnte er nur sein mit der Anwendung seiner Grundsätze auf die einzelnen Fälle und mit der Verwendung der Mittel zu seinen Zwecken. Wir werden sehen, daß seine meisten Irrthümer erst in die späteren Jahre seines Lebens fallen.

Zunächst wird es bald offenbar, daß Philipps Politik von derjenigen seines Vaters, trotz der Uebereinstimmung in den höchsten Grundsätzen, sich in bedeutenden Punkten wesentlich unterschied.

Karls Regierung war nicht nur kriegerisch, sie war zerfahren kriegerisch gewesen. In allen Theilen Europa's, ja selbst in Afrika hatte er persönlich seine Schlachten geschlagen; sein Leben war ein Wanderleben aus einem Feldlager in das andere. Rastlos thätig, hatte er sich kaum die Zeit zum nothdürftigsten Schlafe gegönnt; aber mit aller Unermüdlichkeit war er nicht im Stande gewesen, einen festen und einheitlichen Zusammenhang, ein bleibendes Ergebniß seiner Thaten und Leistungen zu gewinnen.

Philipp war von Anfang an darüber mit sich einig,

dem Beispiele seines Vaters nicht zu folgen; er war fest entschlossen, sich sobald als nur möglich nach Spanien zu begeben, dort so lange als nur möglich zu bleiben und von diesem grundkatholischen Lande aus, unter Vermeidung aller unnöthigen Kriege, mit dem Aufgebote aller Mittel einer überlegenen Staatskunst dem weiteren Fortschreiten des Protestantismus Halt zu gebieten. Philipp hat manche, er hat schwere Niederlagen erlitten; aber im Großen und Ganzen hat er das Programm seines Lebens nicht nur mit Geschick, sondern auch mit Erfolg durchgeführt.

Und dieser König hatte — sicherlich zu seinem größten Verdrusse — das eigenthümliche Schicksal, daß sein erster Krieg, die Unternehmung, mit welcher er als Monarch sich bei Europa einführte, ein Krieg gegen den heiligen Stuhl sein mußte.

Das kam so.

Philipps Macht war besorgnißerregend für alle übrigen Mächte. Er war König von Spanien, Neapel, Sicilien, Herzog von Mailand, Herr der Niederlande, Gemahl der Königin von Großbritannien, Beherrscher der neuen Welt und ausgedehnter Colonieen in Asien und Afrika. Seine Flotte beherrschte alle Meere, seine Armee besaß seit Ferdinand dem Katholischen den unangefochtenen Ruf, unüberwindlich zu sein. Man sollte meinen, diese ungeheure spanische Macht und ihr so rascher, gänzlicher Verfall müßten im Stande gewesen sein, für alle Zukunft vor der Aufrichtung solcher Präponderanz-Mächte zu warnen. Allein wir lernen ja aus der Geschichte gar Nichts so gewiß, als die Wahrheit, daß Niemand Etwas aus der Geschichte lernen will. Genug; Philipp stand als unumschränkter Herrscher an der Spitze der größten Monarchie, welche die

Erde jemals gesehen; und alle Kleineren zitterten vor dem Großen.

Besorgt war vor Allen der damalige Inhaber des päpstlichen Thrones. Der heilige Stuhl war zu allen Zeiten, mit mehr oder minder klarem Bewußtsein, aber thatsächlich immer, der Verfechter der wahren Freiheit auf Erden. Die einzelnen Päpste als solche unterliegen allen Gebrechen und Schwankungen, allen Fehlern und selbst Verkehrtheiten, welche das Schicksal der menschlichen Persönlichkeit mit sich bringt. Aber die providentielle Sendung des heiligen Stuhles, auch in politischer Beziehung, wird durch die individuelle Eigenthümlichkeit der einzelnen Päpste ebenso wenig berührt, als durch das Anstürmen titanischer Geister aus irgend welchem Lager abgewendet oder erschüttert. Der heilige Stuhl mußte, so identisch seine Interessen mit denjenigen Philipps zu sein schienen, vor einer spanischen Uebermacht auf der Hut sein. Sowohl am Anfang, als am Ende von Philipps Regierung hat der heilige Stuhl dieß erkannt.

Als Philipp II. seinen Thron bestieg, trug Paul IV. die dreifache Krone. Ein Mann von glänzendem Talent, hoher Wissenschaft, strenger Ascese, Gründer des Theatiner-Ordens, der wissenschaftliche Bildung und Beschaulichkeit mit Sittenstrenge und Bekämpfung der Irrlehren verbinden sollte, war Paul IV. eine in jeder Hinsicht gewaltige Persönlichkeit, und als er im Jahr 1555, schon 79 Jahre alt, zur Würde des Stellvertreters Christi erhoben ward, da zitterten alle schlechten Elemente in Rom vor dem furchtbaren Greise. In politischen Dingen war Paul IV. vor Allem Italiener, und die Macht, Größe und Freiheit seines Vaterlandes war in seinen Gedanken untrennbar verbunden mit der Selbstständigkeit und Würde des Papstthums. Wie

sehr in dieser Geistesrichtung eine durchaus unanfechtbare Wahrheit liegt, zeigt uns die Geschichte unserer Tage, in welchen Italien seine Macht und Größe in Widerspruch und Zwiespalt mit dem Papstthum — vergeblich sucht. Die Macht Spaniens in Neapel erschien Paul IV. im Lichte angemaßter Fremdherrschaft, die Behauptung der päpstlichen Lehensoberhoheit über dieses Königreich als die nächstliegende Aufgabe der päpstlichen Politik, das Bündniß mit Frankreich als ein schlechthin nothwendiges Mittel zu diesem Zwecke. Frankreich, damals noch im Kriege mit Spanien, schenkte seinen Eröffnungen williges Gehör, und es kam schon am 17. Dezember 1555 zwischen beiden ein Bündnißvertrag zu Stande, wodurch ein Krieg zur Wiedererwerbung Neapels für Frankreich unter päpstlicher Lehensherrschaft beschlossen und von beiden Theilen die Leistung bestimmter Truppenkontingente und Geldmittel zugesagt ward.

Erscheint diese Politik von Seiten Pauls IV. aus vielen Gründen als erklärlich, so kann sie auf französischer Seite nur als treulos und nichtswürdig bezeichnet werden, weil die französische Regierung wenige Wochen nach Abschluß des Bündnisses mit dem Papste den schon erwähnten fünfjährigen Waffenstillstand mit Spanien einging, gleichwohl aber so rasch als möglich mit dem Papste gemeinsame Sache zu machen entschlossen blieb. Im Sommer 1556 waren Heinrich II. von Frankreich und Paul IV. neuerdings einig, und dem Papste war ein unmittelbarer, nicht unbedeutender Gebietszuwachs durch einen Theil des neapolitanischen Reiches zugesagt. Ja, selbst Frankreichs Verbindung mit dem türkischen Sultan Soliman fand die Mißbilligung des leidenschaftlich erregten Papstes nicht mehr.

Nun trat Paul IV. immer offener gegen Philipp auf, leitete gegen ihn den Lehensprozeß wegen Nichtbezahlung

der schuldigen Lehensabgaben ein, beendigte denselben durch förmliches Urtheil, welches Neapel als verwirkt erklärte, und traf gleichzeitig offene Vorbereitungen zum Krieg.

Philipp sah sich einem Manne gegenüber, auf welchen durch Zureden, Bitten oder Drohungen einzuwirken eine Sache der vollständigsten Unmöglichkeit war. Ganz erfüllt von Ehrfurcht gegen den heiligen Stuhl, konnte er doch unmöglich das glänzende Vermächtniß Ferdinands des Katholischen preisgeben. Er traf also seine Anstalten zum Kriege, und er begann dieselben in glücklichster Weise damit, daß er den rechten Mann auf den rechten Platz stellte. Dieser Mann war Fernando Alvarez de Toledo, Herzog von Alba, damals 49 Jahre alt, in der vollen Kraft seiner Jahre. Seine spätere unerbittliche Wirksamkeit in den Niederlanden hat diesem Manne ein schreckliches Andenken in den Blättern der Geschichte bereitet, und mir kann es nicht einfallen, den Jammer und das Blutvergießen, welche er angerichtet, irgendwie zu bemänteln oder zu beschönigen. Etwas Anderes aber ist die Frage, aus welchen sittlichen Beweggründen Alba's nie genug zu beklagende Thaten hervorgingen. Und da kann man wohl mit voller Gewißheit sagen, daß er Alles, was er gethan hat, nur im Sinne und Geiste strenger militärischer und politischer Pflichterfüllung that. Alba war ein vollendetes Muster jenes altspanischen Geistes, durch welchen die castilische Monarchie im langen und langsamen Kampfe gegen die Mauren groß geworden war, jenes Geistes, der uns in den Romanzen vom Cid und in den alten spanischen Trauerspielen entgegentritt, der mit Nichts verglichen werden kann, als mit dem Geiste der alten Römer zur Zeit der ernsten, strengen, sittenreinen Größe ihrer Republik, und welchen man überall da mit freigebiger Bewunderung anzustaunen pflegt, wo er nicht

auftritt im Bunde mit der katholischen Kirche. Das Pflichtgebot der Treue und des Gehorsams gegen König und Vaterland stand als ein unverrückbarer Stern am kalten Himmel seiner Weltanschauung; um diese Centralsonne hatte sich zu bewegen, was immer unter den Wirkungsbereich von Alba's eiserner Thatkraft und Feldherrngröße trat. Was sich nicht beugen wollte, das freilich mußte vernichtet werden. So erbarmungslos haben die Gewaltigen dieser Erde immer gehandelt, und sie handeln noch heutigen Tages ebenso. Regierung und Kriegführung sind ihrer Natur nach zwei durchaus erbarmungslose Metiers; aber nicht Alle, die sich mit denselben abgeben, handeln aus ebenso reinen und selbstsuchtlosen Motiven, wie es Alba that, der im hohen Alter, in seinem Bette sterbend und dem Tod mit kalter Ruhe in's Angesicht schauend, die Versicherung wagen konnte, seine Handlungsweise in den Niederlanden bereite ihm keine Unruhe, denn er habe sich sorgfältig vor jeder Todsünde gehütet.

Dieser gewaltige Mann, wohl unstreitig der erste Feldherr seiner Zeit, stand an der Spitze der spanischen Regierung in Neapel. Er war mit seinem Monarchen darüber einig, daß Spaniens Recht und Macht aufrecht erhalten werden müsse, und er war entschlossen, diese Aufgabe rasch und kraftvoll zu lösen. Indessen begnügte Philipp sich nicht mit der Ernennung seines Feldherrn und mit der Ueberzeugung von der Gerechtigkeit und politischen Nothwendigkeit des Krieges. Bei einem Kampfe gegen den Papst-König suchte er, so gut es ging, sein Verhalten auch theologisch und canonistisch zu rechtfertigen, und legte daher die streitigen Fragen einer aus Theologen und Juristen zusammengesetzten Versammlung zur Prüfung und Begutachtung vor. Nachdem dieses Gutachten zu Gunsten der spa=

nischen Sache ausgefallen war, kamen die Ereignisse an's Rollen.

Bei diesem, wie bei allen späteren Kriegen Philipps werde ich mich mit Erzählung der Kriegs-Geschichte durchaus nicht befassen. Die militärischen Ereignisse von Philipps Regierung haben schon Dutzende von Schriftstellern einander nacherzählt, und es ist nicht meine Aufgabe, sie abermals nachzuerzählen. Ich berühre jeweils nur die Resultate, soweit sie von Erheblichkeit sind für meine Aufgabe, die nur darin besteht, ein Lebens- und Charakterbild von Philipp selbst zu zeichnen.

Dieser Monarch hatte den Krieg gegen das Oberhaupt der Kirche, der ihm in tiefster Seele zuwider war, in einem Geiste und mit einem Entschlusse angefangen, die beim Beginne von Kriegen sehr selten vorhanden sind, nämlich mit dem festen Vorsatze, so rasch als nur immer möglich Frieden zu schließen. Darum hielt der bis unter die Thore Roms siegreiche Feldzug des Jahres 1556 den spanischen Feldherrn nicht ab, einen Waffenstillstand unter äußerst gemäßigten Bedingungen abzuschließen und nach Neapel zurückzukehren. Man wollte offenbar von spanischer Seite dem Gegner Zeit und Gelegenheit zur Besinnung geben; man wollte ihm eine goldene Brücke bauen.

Allein der Starrsinn des greisen Papstes bedurfte und verdiente eine stärkere Lehre. Er rief eine französische Armee nach Italien, die unter dem Befehle des Herzogs von Guise, dieser bedeutendsten und glänzendsten Persönlichkeit des damaligen Frankreichs, nach einem langen und langsamen Marsche den Kirchenstaat erreichte und von da aus den Krieg gegen Neapel wieder eröffnete. Während aber die kleine Besatzung der Stadt Civitella durch ihren heldenmüthigen Widerstand den französischen Heerführer bei einer

nutzlosen Belagerung aufhielt, hatte Alba seine Streitkräfte wesentlich vermehrt und trefflich organisirt. Er zwang seine Gegner, die Belagerung von Civitella aufzuheben, ohne Schlacht das Königreich Neapel wieder zu räumen, und sich gegen Rom zurückzuziehen. Es war ein Meisterstück von einem Defensiv-Feldzug. Bald konnte Alba es wagen, die ewige Stadt selbst durch einen nächtlichen Scheinangriff zu alarmiren. Die Römer bestürmten den Papst um Frieden. Gleichzeitig ging Frankreichs selbstsüchtiger und lahmer Beistand vollends verloren.

Philipp hatte, während in Italien die Dinge langsam aber deutlich zu seinem Vortheil sich entwickelten, gegen Frankreich rasch und glänzend gesiegt. Wir sprechen noch davon. Die Nachricht von der Schlacht bei St. Quentin und des französischen Königs ausdrücklicher Befehl riefen den Herzog von Guise nach Frankreich zurück. Nicht ohne Grund entließ der herrschgewaltige Papst den eitlen Franzosen mit den Donnerworten, daß er wenig für seinen König, noch weniger für die Kirche, gar Nichts für die eigene Ehre gethan habe.

Und jetzt trat an Paul IV. die harte Nothwendigkeit heran, sich als Besiegten zu bekennen. Philipp II., seinem weitaus überlegenen politischen Standpunkte getreu, suchte dem Papst das Unvermeidliche so leicht als möglich zu machen. In der That führte der spanische König die beiden Kriege gegen Rom wie gegen Frankreich nur als Gezwungener und mit keiner sehnlicheren Absicht, als der, seine Gegner zur Vernunft zu bringen und ihre Kraft mit der seinigen zu verbinden gegen den gemeinschaftlichen Feind, den Geist des Protestantismus und der Revolution.

Von diesem Standpunkt aus die Dinge betrachtend, und seiner getreu religiösen Ueberzeugung, die ihm auch in welt-

lichen Dingen die Ehrfurcht gegen den Stellvertreter des Herrn bis zur äußersten Grenze der Möglichkeit zu üben gebot, ließ Philipp in den Unterhandlungen mit dem Papste die größte Selbstverläugnung walten. Der Kirchenstaat mußte von den siegreichen spanischen Truppen geräumt, der französischen Armee freier Abzug bewilligt werden. Der spanische Feldherr unterwarf sich öffentlicher Abbitte, weil er gegen den heiligen Stuhl die Waffen getragen; Spanien behielt Neapel, aber der grundsätzliche Standpunkt der Kirche blieb in allen wesentlichen Beziehungen unverletzt. Dieser Friedensschluß hatte den Beifall des in Yuste weilenden Kaisers nicht. Derselbe bezeichnet in der That genau den Unterschied zwischen Karls wesentlich dynastischer und Philipps wesentlich katholischer Politik. Der Papst hatte in Vorbereitung des Krieges so eilfertig und leidenschaftlich gehandelt; die Kriegführung seiner Alliirten war eine so klägliche gewesen, daß jedem anderen Feinde gegenüber die härteste Demüthigung zu erwarten war. Philipp wünschte nicht einmal eine solche für das Haupt der Kirche: er kämpfte in seinem ganzen Leben nur für Ideen, nicht immer richtig, aber für die richtigen.

Das gleiche Jahr 1557, welches den Frieden mit Rom brachte, war wenigstens grundlegend, wenn auch noch nicht unmittelbar entscheidend für den Frieden mit Frankreich. Dieses Land stöhnte damals, wie so oft im Laufe seiner Geschichte, unter den Folgen einer frivolen, nichtsnutzigen Politik. Der Krieg gegen Spanien hatte keinen vernünftigen Sinn in einer Zeit, wo die Vereinigung aller katholischen Kräfte als Gebot nicht nur der Vernunft, sondern der Nothwendigkeit erscheinen mußte. Die Abwehr des spanischen Uebergewichtes in Europa konnte offenbar erst in zweiter Reihe zur Sprache kommen; auch war König Hein-

rich II. in keiner Beziehung der Mann, um ein solches Unternehmen auf seine Schultern zu laden. Auch diesem Feinde gegenüber hat Philipp Nachsicht und Großmuth in vollstem Maße geübt; und es ist eine lächerliche Thorheit, ihn deßhalb persönlicher Feigheit beschuldigen zu wollen, denn wahrlich: der Monarch, welchem beinahe der halbe Erdkreis gehorchte, konnte jedes politische und kriegerische System einschlagen, das ihm beliebte, ohne darum seine Person und sein Leben im Geringsten mehr zu wagen, als ihm beliebte. — Bevor aber Nachsicht und Großmuth an die Reihe kamen, mußte auch hier vor Allem der Gegner gedemüthigt werden. Was Philipp zu diesem Zwecke that und thun ließ, ist ohne Ausnahme ebenso tadellos, als vom Erfolg begünstigt gewesen. Nur zeigte sich schon in dieser Angelegenheit das finanzielle Elend, welches den reichsten Monarchen des 16. Jahrhunderts durch sein ganzes Leben begleitet hat. Denn ihm fehlten, wie seiner Zeit im Allgemeinen, die nothwendigsten und ursprünglichsten Kenntnisse in Finanz- und Wirthschafts-Dingen.

Philipp blieb während seines Aufenthaltes in Flandern nicht nur mit seiner Gemahlin Maria, sondern auch mit der englischen Regierung und ihren Geschäften in ununterbrochener Verbindung, und es war nun der Hauptgegenstand seiner Politik, sich des englischen Beistandes zur Niederwerfung Frankreichs zu versichern. Im Frühjahr 1557 begab er sich selbst nach England, um die aus seinem Heirathsvertrag gegen seine politischen Wünsche sich erhebenden Schwierigkeiten zu besiegen. Es wäre Frankreichs offenbares und dringendes Interesse gewesen, der englischen Nation jeden Grund oder Vorwand zu einer Kriegserklärung unmöglich zu machen. Statt dessen ließ Heinrich II. die unausgesetzte Organisation von Verschwörungen und Auf-

standsversuchen gegen Maria auf französischem Boden zu; so erfolgte denn im Juni der förmliche Bruch, und Philipp schied zum letzten Male von Maria, deren Gesundheit schon damals einer beschleunigten Auflösung entgegenging, um seinen Platz in den Niederlanden einzunehmen. Mit schmerzlicher Ergebung, aber mit ungeminderter Liebe und Verehrung sah Maria den König abreisen; sie hoffte kaum, ihn wiederzusehen, aber sie war von Herzen einverstanden mit Allem, was er that und wollte.

Mit dem musterhaften Fleiße, der ihn stets ausgezeichnet hat, leitete Philipp die Vorbereitungen zum Feldzug; sein Obergeneral war Emanuel Philibert, Herzog von Savoyen, den die Franzosen aus seinem Lande verjagt hatten und der mithin neben seiner hohen Begabung und militärischen Tüchtigkeit auch das dringendste persönliche Interesse hatte, den Krieg gut zu führen. Der Feldzug ward eröffnet durch die Belagerung der französischen Grenzstadt St. Quentin, deren Entsatz also die nächste Aufgabe der französischen Armee unter der Führung des Connetable Montmorency war. Der spanische Feldherr benützte die Gelegenheit, um den Feind rasch und energisch anzugreifen. Es war am 10. August 1557, dem Feste des heiligen Laurentius, als sich die niederländischen Truppen unter der unmittelbaren Führung des Grafen Egmont mit Ungestüm auf die Franzosen warfen. Der Herzog von Savoyen griff mit allen seinen Streitkräften nachdrücklich in den begonnenen Kampf ein; die französische Armee wurde bis zur Vernichtung geschlagen und ihr Feldherr Montmorency gefangen.

Das war der Moment, in welchem der Hilferuf seines Vaterlandes den Herzog von Guise bestimmte, Italien zu verlassen; und so kann man sagen, daß auf den Gefilden

von St. Quentin nicht nur Heinrich II., sondern auch Paul IV. geschlagen wurde.

Der Weg nach Frankreich, nach Paris stand den spanischen Waffen frei, und Karl V. soll es in seiner Zurückgezogenheit empfindlich bedauert haben, daß dieser Weg nicht eingeschlagen wurde. Allein Philipp empfand Nichts von dem traditionellen Grolle seines Vaters gegen Frankreich; sein Streben ging nicht auf Eroberungen, nicht auf gewagte Unternehmungen, sondern auf einen raschen Frieden, der ihn in den Stand setze, sich der Hauptaufgabe seines Lebens zu widmen. Erst am Tage nach der Schlacht, die ganz unerwartet rasch sich zugetragen hatte, erschien er im Lager und machte seinen entscheidenden Einfluß geltend, um die aufgeregte Thatenlust seiner Generale zu mäßigen. Statt in einem feindseligen Lande unter allen möglichen Gefahren einzudringen, ließ er vor Allem die Belagerung von St. Quentin mit aller Macht zu Ende führen. Die Stadt fiel am 27. August. Die Kriegführung jener Tage war unbarmherzig bis zum Gräßlichen und das Schicksal einer mit Sturm genommenen Festung gar nicht zu beschreiben. Es ist bezeichnend für Philipps Wesen, daß er bei der Einnahme von St. Quentin Alles Menschenmögliche that, um die Schrecken des Krieges zu mildern. Bei Todesstrafe verbot er gegen Alte, Schwache, Frauen, Kinder, Priester irgend eine Art von Gewalt zu üben, nahm die Reliquien des heiligen Quintinus in seinen besondern Schutz, und ebenso eine ganze Schaar Unglücklicher, die sich zu ihm geflüchtet hatten. Jetzt fiel eine Grenzstadt nach der anderen, und Philipp, durch Uneinigkeit zwischen seinen deutschen, englischen und spanischen Truppen zu noch größerer Vorsicht genöthigt, beschloß den Feldzug, ohne ein größeres Unternehmen zu wagen.

Er handelte richtig. Die Meinung Europa's war durch das Bündniß mit England, durch Alba's Siege in Italien und durch den Tag von St. Quentin zu Gunsten des jugendlichen spanischen Monarchen gewonnen. Der Ruf seiner Besonnenheit und Weisheit, seiner Geschäftskenntniß und seines kriegerischen Glückes stand so fest, daß ihn auch die schwersten Schicksalsschläge seiner späteren Jahre nicht mehr zu erschüttern vermochten. Philipp hatte die entscheidende Bedeutung dieser seiner ersten Leistungen recht wohl eingesehen; mit gutem Grunde ist es geschehen, wenn er wirklich, wie die nicht ganz verbürgte Ueberlieferung lautet, am Tage des heiligen Laurentius die Erbauung seines Riesendenkmals, des Klosters, Königspalastes und Königsgrabes Escorial gelobt hat.

Freilich der französische Patriotismus that unter der Führung des Herzogs von Guise das Möglichste, um bis zum Frühjahre eine neue Armee auf die Füße zu stellen; ja, es gelang diesem Feldherrn, der im Drange der Noth größer war als im eitlen Glanze des Glückes, durch einen gelungenen Handstreich Calais, diese Jahrhunderte alte Besitzung der Engländer auf französischen Boden, mitten im Winter wegzunehmen und dadurch das Herz der Königin Maria auf den Tod zu verwunden. Vergeblich hatte der stets umsichtige Philipp gewarnt und spanische Verstärkung angeboten. Je mehr es mit Maria dem Tode zuging, desto mehr zeigte sich auf englischer Seite Mißtrauen und Argwohn, die Vorboten der künftigen Feindschaft. Das französische Nationalgefühl hob sich mächtig unter dem Einfluß dieser That, und die Truppen des Marschalls von Termes konnten von Calais aus einen Einfall in das nördliche Flandern wagen. Allein bei dieser Gelegenheit wurden sie abermals von Graf Egmont bei Gravelines angegriffen

und ebenso vollständig, wie im Jahre zuvor bei St. Quentin, geschlagen. Freilich war diesmal Guise mit der Hauptarmee noch unberührt, und es rückten sich nunmehr die beiderseitigen Heere unter persönlicher Anwesenheit ihrer Monarchen entgegen.

Allein Philipps Wunsch nach Frieden trat immer deutlicher hervor; er hatte zwei Siege gewonnen, die spanische Waffenehre war glänzend gerettet und es erschien ihm als ein vollendeter Wahnsinn, daß zwei katholische Mächte mit für den Augenblick identischen Interessen sich gegenseitig zerfleischen sollten, während der Geist des Umsturzes die französische Nation bereits in allen Ständen ergriffen hatte und sogar in dem fernen und bisher treuen Spanien seine giftige Saat auszustreuen begann. Zudem war Philipp nicht weniger als sein Gegner in immer steigender Geldnoth, und so blieb es denn sicherlich das Vernünftigste, daß statt eines abermaligen Schlachtens Friedensunterhandlungen eingeleitet wurden.

Von französischer Seite waren der Connetable Montmorency und der Cardinal von Lothringen, Bruder des Herzogs von Guise, in Philipps Auftrag dagegen der Herzog von Alba, der schon in seinen jungen Jahren zu den wichtigsten Staatsgeschäften verwendete Wilhelm von Oranien, und Cardinal Granvella mit dem Friedensgeschäfte betraut. Der Sommer war ohne neues Blutvergießen zu Ende gegangen; der Herbst trat mit beinahe sicheren Friedensaussichten auf.

Da starb Königin Maria am 17. November 1558. Ihre Stiefschwester Elisabeth bestieg ohne Widerstand den englischen Thron. Geistvoll und willenskräftig, aber an sittlichen Eigenschaften das gerade Gegentheil der durchaus edlen, frommen, tugendhaften Maria, ohne religiöse Ueber=

zeugung und mit aller Kraft ihres Wesens nur auf ihren Vortheil gerichtet, nahm Elisabeth bald eine Stellung ein, die einem so scharfsinnigen Politiker wie Philipp seine künftige Todfeindin andeutete. Die katholische Kirche konnte Elisabeths Thronfolgerecht nicht anerkennen, weil sie bei kirchlich fortbestehender Ehe Heinrichs VIII. mit Katharina von Aragonien aus dessen Verbindung mit Anna Boleyn geboren war. Die Nichtanerkennung von Elisabeths Ansprüchen führte aber mit Nothwendigkeit dazu, die schottische Königin Maria Stuart als die rechtmäßige Königin von England zu betrachten, weil sie als Enkelin einer Schwester Heinrichs VIII. die nächste rechtmäßige Verwandte der verstorbenen Königin Maria war. Nun stand aber Maria Stuart ganz unter dem Einfluß ihrer Oheime, des Herzogs und des Cardinals von Guise; sie war verlobt mit dem französischen Thronerben und späteren König Franz II. Deßhalb betrachtete das englische Volk die Thronansprüche Maria Stuarts im Lichte einer drohenden französischen Fremdherrschaft, und Elisabeth konnte mit Recht behaupten, daß sie im Großen und Ganzen das englische Volk hinter sich habe.

So hatte denn Philipp gleichzeitig eine liebevolle Gemahlin und eine wichtige Bundesgenossin verloren, und war aus diesem Grunde desto mehr zum Frieden geneigt. Denn die Unterhandlungen wegen Elisabeths Vermählung mit ihm dürften wohl von seiner Seite ebenso wenig ernsthaft gewesen sein, als sie es von der ihrigen waren. Elisabeth suchte ihren mächtigen Gegner hinzuhalten, bis sie sich unabhängig fühlte, und sie wählte als Mittel zu diesem Zwecke den eigenthümlichen Weg, daß sie ihm ihre Hand in Aussicht stellte; Philipp schien sich um diese Hand bewerben zu wollen für den Fall, daß es ihm gelingen sollte, durch

ein solches Mittel Elisabeth und ihr Reich der katholischen Kirche zu erhalten. Sehr bald warf jedoch Elisabeth die Maske ab, indem sie allen auf Vernichtung der katholischen Religion in England gerichteten Vorschlägen des Parlaments ihre Genehmigung ertheilte.

Im April 1559 kam endlich zu Cateau-Cambresis der Friede zu Stande, durch welchen Philipp von der doppelten Last des unnatürlichen Krieges gegen Frankreich und des unnatürlichen Bündnisses mit Elisabeth befreit ward. So tief war schon das innere Zerwürfniß zwischen dem spanischen Monarchen und der englischen Königin, daß die letztere lieber auf Calais verzichtete, als an Philipps Seite weiter kämpfte. Denn einem Verzicht war offenbar die Bestimmung gleichzuachten, wornach Calais acht Jahre später an England zurückgelangen sollte, falls nicht Frankreich alsdann vorzöge, 500,000 Kronen zu zahlen, Alles vorbehaltlich der englischen Rechtsansprüche auf die unwiderbringlich verlorene Stadt.

Entschieden siegreich und ehrenvoll für Spanien war der Friedensschluß mit Frankreich. Der Herzog von Savoyen ward wieder eingesetzt, die von Philipp in Nordfrankreich gemachten Eroberungen wurden, zum größten Vortheil der spanischen Sache, ausgetauscht gegen sämmtliche von den Franzosen in Italien und den Niederlanden besetzten Gebietstheile. Alle von Frankreich in der letzten Regierungszeit Karls V. errungenen Erfolge waren verloren.

Eine Heirath sollte, dem Geiste der Zeit gemäß, das Werk des Friedens krönen, und zwar die Heirath zwischen Don Carlos und Elisabeth von Valois, der jungen, lieblichen Tochter Heinrichs II. Allein die französischen Diplomaten schlugen vor, der spanische König möge ihre Prinzessin lieber gleich selbst heirathen, und da von der eng-

lischen Elisabeth nicht mehr die Rede sein konnte, so reichte Philipp, der keineswegs, wie Schiller die Sache darstellt, ein beginnender Greis, sondern ein sehr jugendlicher Wittwer von 32 Jahren war, der 15jährigen anmuthigen Königstochter seine Hand. Die Verlobungsfeierlichkeiten, bei welchen Alba Philipps Stelle vertrat, brachten dem Vater der Braut einen jähen Tod. Bei einem Turnier verletzte ein Splitter von der Lanze des schottischen Grafen Montgomery den französischen König Heinrich II. am Kopfe; am 9. Juli 1559 war er eine Leiche. Sein schwächlicher Sohn Franz II. folgte ihm bald auch im Tode nach und Frankreichs Geschicke lagen in der Hand Katharina's von Medici, die als Heinrichs II. Wittwe und Vormünderin des minderjährigen Karl X. die Regierung übernahm. — Karl V. war schon am 21. September 1558 zu Yuste gestorben. So hatte sich binnen weniger Monate in Deutschland, England, Frankreich, Spanien die Gestalt der Welt wenigstens in so ferne verändert, als überall an die Stelle der leitenden Persönlichkeiten andere getreten waren.

Philipp sehnte sich nach Spanien. Er war seiner schiefen und halben Stellung in England entledigt, fühlte sich in den Niederlanden nicht heimisch, hatte die Angelegenheiten mit Frankreich und Italien ehrenvoll und glücklich geordnet, sah sich frei von jeder Beziehung zum deutschen Reiche. Von ganzem Herzen verlangte er nach dem Land und Volk, dem er so wesentlich und vollständig angehörte. Erst von dort aus glaubte er seine geschichtliche Mission erfüllen, seinen hohen Beruf eines Kämpfers für den Katholizismus und das konservative Prinzip vollziehen zu können. Alles bisher Geleistete war ihm nur eine vorbereitende Arbeit gewesen.

III.

Vater und Sohn.

Nur mit äußerster Ungeduld hatte Spanien die unausbleiblichen Folgen der verlängerten Abwesenheit seines Königs ertragen; eine dringende Botschaft nach der anderen traf von der Regentin, Philipps jüngerer Schwester Johanna, ein. Sobald daher die neuernannte Statthalterin der Niederlande, Karls V. natürliche Tochter Margaretha von Parma, und ihr leitender Minister Cardinal Granvella ihre Posten eingenommen hatten, schiffte sich Philipp am 25. August 1559 nach Spanien ein und betrat am 8. September den Boden der pyrenäischen Halbinsel, um ihn nicht mehr zu verlassen.

In seiner Geburts- und Hauptstadt Valladolid traf er nach fünfjähriger Trennung seinen einzigen Sohn Carlos; er sah ihn fieberkrank und elend wieder.

Die Freude über die Geburt dieses Thronerben war dem jugendlichen Vater verbittert worden durch den schmerzlichen Tod der liebenswürdigen Mutter. Philipp hatte sich damals drei Wochen lang in ein Kloster zurückgezogen, um nach Fassung zu ringen. Das neugeborene, seiner Mutter beraubte Kind zeigte schon von frühester Jugend an bedenkliche Züge und Eigenthümlichkeiten. Seine Ammen biß er derart in die Brüste, daß drei derselben nach einander in Lebensgefahr kamen. Fünf Jahre lang fing er nicht an zu sprechen; als er es im sechsten that, geschah es mit dem deutlichen Worte: N e i n. Erst im Alter von 21 Jahren wurde ihm das Zungenband operirt.

Philipp übergab seinen Sohn der Obsorge jener nämlichen edlen Portugiesin Leonore de Mascarennas, die mit

seiner Mutter als Jugendgespielin nach Spanien gekommen war und ihm selbst die gleichen Dienste erwiesen hatte; er übergab ihr das Kind mit den Worten: „Mein Sohn hat seine Mutter verloren, ersetzet ihm ihre Stelle.“ Unter ihren Händen und am Hofe seiner Tanten, der Prinzessinnen Maria und Johanna, verlebte Carlos seine ersten Kindheitsjahre in Alcalà. Als Maria sich mit dem habsburgischen Prinzen Maximilian vermählte, zogen Johanna und Leonore Mascarennas mit dem Kinde nach Toro. Bald wurde aber der kleine Prinz auch von der Tante Johanna verlassen; es ist rührend zu lesen, wie das arme kleine Wesen beim Abschied von der nach Portugal zu kurzem ehelichem Glücke Scheidenden schluchzend ausrief: „Was soll aus dem Kinde werden, hier ganz allein, ohne Vater und Mutter, Großvater in Deutschland, Vater bei den Cortes in Monzon.“ In welchem Grad Johanna durch mangelhafte Erziehung an den späteren Untugenden des Prinzen die Mitschuld trägt, läßt sich natürlich im Einzelnen und Genauen nicht feststellen.

Im Jahre 1552, als Carlos 7 Jahre alt war, beschloß Philipp seine Erziehung einem Gouverneur anzuvertrauen. Seine Wahl fiel auf einen Hofmann von altem Adel, Antonio de Rojas, der mit dem Beginn des nächsten Jahres seine Stelle antrat. Die Hofhaltung des Prinzen ward nach Madrid verlegt, welche Stadt Philipp schon um jene Zeit als ständige Residenz in's Auge gefaßt hatte.

Bevor Philipp im Jahre 1554 nach England abreiste, ernannte er einen edlen, sittenreinen Gelehrten, Honorato Juan zum Lehrer seines Sohnes, und legte ihm mit den wärmsten Worten, die ein Vater finden kann, sein wichtiges Amt an's Herz. Honorato Juan war einer der hochgebildetsten Männer seiner Zeit, durch langjährige Dienste

bei Karl V. und bei Philipp selbst erprobt. Philipps Wahl fand den allgemeinsten Beifall. Im fünften Jahre seines Amtes empfing der Erzieher die Priesterweihe.

Inzwischen war Prinzessin Johanna nach einjähriger Ehe mit dem Prinzen Johann von Portugal als Wittwe zurückgekommen; sie schlug als Regentin während Philipps fünfjähriger Abwesenheit ihren Hof zu Valladolid auf, und der Thronerbe mit seinem Erzieher verlegte natürlich seine Residenz gleichfalls dahin. Sowohl Philipp, als Karl V. blieben von England und Flandern aus in beständigem Verkehr mit Honorato Juan, um Erziehung und Unterricht des jungen Carlos zu überwachen. Auch waren die ersten Nachrichten günstig; der Knabe schien Fleiß und Aufmerksamkeit zu entfalten, er begann Fortschritte zu machen; er fing an, ein aufgeweckteres Wesen zu zeigen. Aus unbefangen glücklichem Vaterherzen schreibt Philipp von Brüssel aus im Frühsommer 1556, als Carlos 11 Jahre alt war, an dessen Lehrer die sicherlich glaubwürdigen Worte: „Nichts auf der Welt hätte mir eine größere Befriedigung gewähren können, als die Sorgfalt, welche Ihr meinem Sohne widmet, und der so sehnlich gehoffte Erfolg, mit welchem es geschieht.“

Als im gleichen Jahr die Nachricht von Karls Abdankung und Philipps Thronbesteigung nach Spanien gelangte, trat Carlos zum ersten Male in einem öffentlichen politischen Akte auf. Am 28. März pflanzte er auf dem Hauptplatze der Stadt Valladolid in feierlicher Versammlung aller staatlichen und kirchlichen Behörden die Standarte von Castilien auf, und rief mit kindlicher Stimme seinen Vater, „unsern Herrn, Don Philipp,“ als „König dieser Reiche“ aus.

Als im September 1556 der lebensmüde Kaiser den

Boden Spaniens betrat, zeigte sein Enkel die lebhafteste, ungeduldigste Freude, ihn sehen zu dürfen. Nur mit aller Mühe konnte ihn sein neuer Gouverneur, Don Garcia de Toledo, der nach Antonio de Rojas Tod an dessen Stelle getreten war, überzeugen, daß man der kaiserlichen Majestät nicht ohne Weiteres entgegenreisen dürfe, sondern deren Befehle abzuwarten habe. Doch ließ es Carlos sich nicht nehmen, seinem Großvater durch einen Kammerherrn einen noch erhaltenen eigenhändigen Brief zu schicken, in welchem er unter dem Ausdrucke kindlicher Freude sich des Kaisers Befehle erbittet. In dem Flecken Cabezon, zwei Stunden von Valladolid, sah Karl seinen Enkel zum ersten Male; am folgenden Tage, den 21. Oktober, fand der feierliche Einzug des Kaisers in Valladolid statt, wobei ihm Carlos offiziell entgegenkam. Leider wissen wir von beiden Tagen nur, daß es kalt war, und daß dem Prinzen sein Pelzrock allerliebst stand, nicht aber, welchen Eindruck der gewiegte kaiserliche Menschenkenner von seines jugendlichen Enkels Wesen empfangen hat.

Uebrigens ist es gewiß, daß Carlos sogar im Verkehr mit dem Kaiser die unbändige Heftigkeit seines Naturells nicht zu zügeln vermochte oder sich die Mühe nicht gab, es zu thun. Als ihm Karl von seinen Erlebnissen mit Moriz von Sachsen und von seiner Flucht nach Tirol erzählte, rief er, aller Belehrung durchaus unzugänglich, einmal über das andere mit äußerstem Zorn aus, er an des Kaisers Stelle würde nie und unter keinen Umständen geflohen sein. Und als er im Zimmer des gichtkranken Kaisers einen tragbaren Ofen, ein in Spanien noch ganz unbekanntes Möbel, erblickte, zeigte er eine so maßlose Begierde nach dessen Besitz, daß ihn der Kaiser nur durch das Versprechen beruhigen konnte, er solle ihn nach seinem Tod bekommen.

Auch erzählt ein fast gleichzeitiger Geschichtschreiber, der Kaiser habe sich genöthigt gesehen, seinem Enkel einen ernsten Verweis zu ertheilen wegen seines unangemessenen und rücksichtslosen Betragens gegen seine Tante Johanna. Nach einem vierzehntägigen Aufenthalt in Valladolid zog Karl weiter; er sah den Prinzen nicht mehr.

Ein Brief seines Gouverneurs an den Kaiser aus dem Monate August 1557 zeigt uns die damalige Tagesordnung und Lebensweise des Prinzen. Er stand zwischen 6 und 7 Uhr auf. Morgengebet, Frühstück und Anhörung der heiligen Messe eröffneten den Tag; dann wurde studirt bis 11 Uhr, der damaligen Tafelstunde*). Der Nachmittag war bis zu dem kleinen Abendimbiß um halb 4 Uhr der Erholung und körperlichen Uebung, nachher den Unterrichtsstunden gewidmet. Nach dem Nachtessen wird der Rosenkranz gebetet und um 9 Uhr zu Bett gegangen. Der Prinz schlief regelmäßig die ganze Nacht, 9 bis 10 Stunden lang ohne zu erwachen; dennoch und trotz der Regelmäßigkeit seiner Lebensweise sah er blaß und kränklich aus. Mit seinen Fortschritten im Studiren war man immer weniger zufrieden, und ebenso ungenügend waren seine Leistungen in körperlichen Uebungen. Reiten konnte man ihn nicht lassen, weil seine Unbesonnenheit ihn gar zu leicht der Gefahr aussetzte, den Hals zu brechen. Die spanischen Aerzte, damals die für ihre Mitmenschen lebensgefährlichste aller Zünfte, wollten den armen jungen Prinzen „gegen die

*) Anmerkung des Setzers. Da die Tafelstunde in den letzten drei Jahrhunderten sonach um etwa 8 Stunden vorgerückt ist, so läßt sich leicht berechnen, in welchem Jahre der Welt gebildete und vornehme Menschen Morgens um 3 Uhr und wann sie abermals um 11 oder 12 Uhr zu Mittag essen werden.

Salle" behandeln. Wer weiß, wie viel von seinem Untergang auf ihre Rechnung zu schreiben ist.

Schon im Jahre 1557 fing Carlos an, einem oft wiederkehrenden Fieber unterworfen zu sein. Diese krankhafte Neigung hat ihn verfolgt bis an das Ende seines kurzen Lebens.

Aus dem folgenden Jahre 1558 finden wir Nachrichten von besserer Gesundheit, aber von geringen Fortschritten; der Gouverneur will den Prinzen sogar nach Yuste schicken, um von Seite des Kaisers einen heilsamen Einfluß auf den störrigen Zögling ausüben zu lassen, bei dem alle regelmäßigen Mittel der Erziehung vergeblich sind. Selbst die Prinzessin Johanna trat diesem außerordentlichen Vorschlag bei, allein der todtkranke Kaiser hatte natürlich weder Lust noch Kraft zu solchen Experimenten. Wer da weiß, wie nachsichtig Prinzen behandelt zu werden pflegen, der wird sich aus Garcias Vorschlag einen Begriff davon machen können, wie schlimm es in der That schon damals mit Carlos' geistigen und sittlichen Zuständen ausgesehen haben muß. In der That werden schon aus jener Zeit Züge tiefer Verdorbenheit von ihm erzählt. Lebendig gefangene Hasen ließ der Prinz zu seinem Vergnügen vor seinen Augen lebendig braten; wer es nur erlauben mochte! Einer Eidechse oder Schildkröte biß er den Kopf ab. Wenn er gern Geld gehabt hätte, verkaufte er Uhrenketten, Medaillen, sogar die Kleider von seinem Leibe. Es erbitterte ihn, daß er in Gegenwart seines Vaters oder Großvaters die Mütze in der Hand zu behalten verpflichtet sein sollte. Sein Jähzorn und Eigensinn war entsetzlich, und wenn Honorato Juan diese gefährlichen Leidenschaften durch das Studium von Cicero's Büchern „über die Pflichten" zu bekämpfen suchte, so war das Mittel ebenso naiv, als schlecht gewählt.

Der um jene Zeit eingetretene Tod des alten Kaisers hatte auf den Prinzen, der den Großvater fürchtete, einen schlimmen Einfluß; kurz nach diesem Ereigniß werden die Klagen des Erziehers noch deutlicher und schmerzlicher als bisher. Die Antworten des Königs sind ruhig, leidenschaftslos, ohne Spur eines Grolles gegen seinen Sohn; er bittet Honorato Juan, mit seinen liebevollen Bemühungen unermüdet fortzufahren, der bessere Erfolg werde sich mit der Zeit schon einstellen. Zugleich schärfte er dem Gouverneur Garcia de Toledo nachdrücklich ein, er möge ein wachsames Auge auf die Umgebung des Prinzen haben.

Dieß war der Zustand, in welchem der König nach jahrelanger Trennung seinen einzigen Sohn wiedersah. Kein Mittel der Erziehung war versäumt worden, kein entferntester Umstand gestattete den leisesten Zweifel an Philipps väterlicher Liebe für sein einziges Kind. Wohl mag ihn mit tiefem Schmerz ergriffen haben der Anblick eines körperlich elenden, vom Fieber geschüttelten, von Unarten und Bosheiten jeder Art angesteckten, von allem Edlen und wahrhaft Großen heimtückisch abgewendeten, die Bethätigung der Macht nur in Peinigung seiner Mitgeschöpfe suchenden Knaben. Freilich mußte Philipp sich sagen, daß er selbst wenigstens bis zum 12. Jahre die unschätzbare Wohlthat mütterlicher Erziehung genossen hatte, die seinem Sohne nie zu Theil geworden war; gleichwohl mag die Erinnerung an das stets ungetrübte Verhältniß aufrichtigster Verehrung und ergebensten Gehorsams, in welchem er selbst zu seinem Vater sich zu erhalten so glücklich gewesen war, den König schon jetzt mit einer Regung von Unwillen berührt haben gegen das unglückliche Kind, von welchem er sich sagen mußte, daß nur unter ganz besonderer Gnade Gottes und wahrscheinlich nur nach harten Mühen und Kämpfen ein

Thronerbe, wie Philipp und Spanien ihn brauchten, aus ihm werden könne.

Philipps erste Handlung gegen seinen Sohn war ein Akt des Wohlwollens und der Ehre; die Auszeichnungen des goldenen Vließes legte er um den Hals seines Kindes. Das erste gemeinsame öffentliche Auftreten von Vater und Sohn geschah bei einem Auto de Fè.

Ich habe mich über die spanische Inquisition an einem anderen Orte ausgesprochen und gedenke hier von dem dort Gesagten auch nicht ein Wort zu wiederholen. Es war der großen protestantischen Partei Deutschlands und Frankreichs gelungen, einige Funken der lutherischen Irrlehre — als solche ist sie ja heutzutage von allen Parteien, auch von den Protestanten mit Ausnahme von ein paar Tausend Altlutheranern, anerkannt — nach Spanien zu werfen. Philipp war fest entschlossen, sein treues katholisches Volk vor dieser Pest um jeden Preis zu bewahren, die Sache abzuschütteln, wie man einen Feuerfunken abschüttelt vom Kleid, rasch, unverzüglich, für immer. Er war, ohne den leisesten Schatten eines Zweifels, innig überzeugt, daß es viel besser sei, wenn einige Wenige sterben, als wenn, wie in Frankreich und Deutschland, das ganze Land und Volk unglücklich und in Folge der Kriege und gegenseitigen Verfolgungen Hunderttausende dem Tode geweiht werden. Die Ueberzeugung von der allein seligmachenden Kraft seiner Religion und Kirche knüpfte sich bei Philipp ganz formell an die Thatsache der äußeren Zugehörigkeit zu dieser Kirche; der Ketzer galt ihm als ewig verloren, nur der Katholik als denkbarer Weise zur Seligkeit berufen. Philipp war daher fest überzeugt, daß er denen, die er etwa verbrennen lasse, durch die Möglichkeit eines reumüthigen Todes die höchste, die einzige Wohlthat erweise, die man ihnen über-

haupt erweisen könne. Das war nicht katholischer Fanatismus, sondern es war der Geist des sechszehnten Jahrhunderts, bei allen Religionsparteien, bei den Lutheranern wie bei den Katholiken, und bei den Calvinisten wo möglich noch mehr, als bei allen Anderen.

Schon am 21. Mai 1559 hatte in Valladolid ein Auto de Fè verurtheilter Lutheraner stattgefunden, bei welchem in Anwesenheit des jungen Don Carlos zwei Unglückliche den Flammentod für ihre Ueberzeugung starben. Und diese furchtbare Thatsache wolle mit Mäßigung gelesen werden in einer Zeit, welche zur Rechtloserklärung um der religiösen Ueberzeugung willen heute schon gelangt ist, und von der man nicht weiß, an welchem Tage sie das eigentliche Blutvergießen um der religiösen Ueberzeugung willen eröffnen wird.

Kurz nach Philipps Ankunft in Spanien, am Sonntag den 8. Oktober 1559, fand ein zweites Auto de Fè statt. Philipp wohnte ihm mit seinem Sohne bei und beschwor feierlich die Vertheidigung des katholischen Glaubens und die Unterstützung der Inquisition. Der Verurtheilten waren es 18; drei derselben beharrten auf ihren Meinungen bis zum letzten Augenblick und wurden lebendig verbrannt. Als Einer derselben, Carlos von Sesa, beim König vorübergehend demselben Vorwürfe machte, erwiederte Philipp nach wohlverbürgten, im Wesentlichen übereinstimmenden Nachrichten der Zeitgenossen: „Wäre mein Sohn wie Ihr, ich würde selbst das Holz zu seinem Scheiterhaufen tragen.“

Und nicht nur die an jenem Tage Anwesenden, sondern die ganze spanische Nation jauchzte dem König Beifall zu. Diese Nation sah alle in Jahrhunderte langem Kampfe theuer erkauften Güter ihres irdischen und ewigen Daseins bedroht durch Etwas, das sie nur als eine ruchlose Irr=

lehre betrachten konnte. Die Nation war so fest wie ihr König entschlossen, dieses höllischen Verderbens, das sich nur ganz weniger Einzelner bemächtigt hatte, in kürzester Zeit Meister zu werden; sie liebte und bewunderte einen König, der diesen Entschluß mit ihr theilte und dabei auch vor den äußersten und furchtbarsten Consequenzen nicht erschauderte.

Das ist die Gesinnung, welche bewundert wird an dem seine Söhne richtenden Brutus, welche an dem seine Mitmenschen verbrennenden Calvin nur consequent gefunden und einzig nur dann verabscheut wird, wenn sie sich an einem Katholiken zeigt. Ich beschränke mich darauf, die arme, sündige Menschheit zu beklagen, die durch Meere von Blut und Thränen zu ihrem Heile sich emporkämpfen muß. Aber wenn ich gerecht sein will, darf ich Philipp nicht anders und nicht härter beurtheilen, als ich seine Gesinnungsgenossen in anderen Glaubensgemeinschaften beurtheile, und ich darf über sein Jahrhundert den Stab nicht brechen, wenn ich um mich her blicke in dem meinigen.

Auf der unmittelbar nachher in Toledo eröffneten Sitzung der Cortes von Castilien wollte Philipp seinen Sohn feierlich als Thronerben anerkennen lassen, wie dieß herkömmliche staatsrechtliche Uebung in Spanien war; ein neuer Fieberanfall des Prinzen zwang zum Aufschub. Inzwischen hatte Philipps Braut, Elisabeth von Valois, die spanische Grenze überschritten; am 31. Januar 1560 fand in Guadalajara die Trauung statt. Am 12. Februar ward die neue Königin bei ihrem Einzug in Toledo von Carlos und den beiden Prinzen Don Juan d'Austria und Alexander Farnese feierlich empfangen. Die ebenso geistreiche als liebenswürdige und edle Tochter der Katharina von Medici zeigte sich bei dieser ersten Zusammenkunft gegen Don Carlos ge-

rade so, wie in der Folge immer: sie hegte das Wohlwollen der Pflicht gegen den Sohn ihres königlichen Gemahls und das Wohlwollen mitleidiger Nächstenliebe gegen den körperlich und geistig verkümmerten Menschen. Don Carlos war nicht unempfindlich gegen die offene Herzlichkeit eines Wesens, das von Allen, die ihr nahten, ohne Ausnahme bis zur begeisterten Verehrung geliebt wurde; als sich sein Gemüth mehr und mehr in Haß und Argwohn gegen seine ganze Umgebung verdüsterte, machte er beharrlich eine Ausnahme zu Gunsten der Königin. Daß er aber jemals in verbrecherischer Leidenschaft den Blick zu seiner Stiefmutter erhoben, davon hat ihn die ruhige Geschichtsforschung längst freigesprochen, während Elisabeth, die an der Seite ihres „guten Philipp“ eine wahrhaft glückliche Gattin war, auch von dem leisesten Verdachte frei dasteht. Der deutschen Poesie blieb das wenig beneidenswerthe Vorrecht, auch auf diesem Gebiete grundlos und erfolglos im Unflath zu wühlen.

Endlich am 22. Februar war Don Carlos so weit hergestellt, um in Toledo's unbeschreiblich großartigem Dome den Huldigungseid als Thronerbe entgegenzunehmen. Sein elendes, immer noch fieberkrankes Aussehen stach traurig ab gegen die blendende, jugendlich schöne Erscheinung des zu seiner Linken reitenden Don Juan. Die Feierlichkeit verlief in bester Ordnung; nur wird erzählt, der Herzog von Alba habe den Handkuß vergessen und sei dafür von dem Prinzen mit einem giftigen Racheblick belohnt worden.

So hatte denn Philipp zunächst Alles gethan, was er thun konnte, um dem Königreiche gegenüber seinen Sohn als im Vollbesitze der väterlichen Huld befindlich darzustellen. Um auch für die Gesundheit und die geistige Entwickelung des Prinzen das Beste zu thun, beschloß der Monarch nach langen und sorgfältigsten Berathungen und Erkundigungen,

ihn nach der berühmten, nahe bei Madrid gelegenen Universitätsstadt Alcalà zu senden, wo er auch seine ersten Lebensjahre zugebracht hatte. Diese Maßregel ward im Spätsommer 1561 vollzogen; Don Juan d'Austria und Alexander Farnese begleiteten den Kronprinzen. Der Einfluß des neuen Aufenthaltes schien ein günstiger zu sein; der König besuchte seinen Sohn wiederholt im Laufe des Spätjahrs; die Fieberanfälle hatten aufgehört, auch von unbändigem Benehmen hört man Nichts mehr.

Allein schon im folgenden Winter kündeten wiederholte Unregelmäßigkeiten neues Unheil an. Der Prinz war gefräßig, und so oft er sich den Magen überlud, wurde er krank. Dann hatte der arme Mensch den Einfall, mit einer Tochter des Schloßverwalters ein Liebschäftchen anzuknüpfen. In solchen Regionen, nicht aber bei der königlichen Elisabeth, weilten seine Neigungen. Am 19. April 1562 fiel er, im Begriff eine geheime Treppe hinabzusteigen, um zu dem Mädchen in den Garten zu gelangen, mit dem Kopfe voran die Stufen hinab und verletzte sich an der linken Seite des Hinterkopfes.

Die Geschichte der Krankheit, welche sich aus diesem Unfall entwickelte, ist so merkwürdig, daß man nur mit großer Mühe der Versuchung widersteht, sie recht ausführlich zu erzählen. Sie sollte von einem ungläubigen Arzte aus den Quellen studirt und dargestellt werden, etwa von Herrn v. Virchow.

Sicher ist es, daß alle Kunst und aller gute Wille der spanischen Aerzte nicht im Stande waren, der zunehmenden Verschlimmerung des Krankheitszustandes Einhalt zu gebieten.

Der König war mitten in der Nacht von Madrid an das Krankenbett seines Sohnes geeilt, hatte die vorzüglich-

sten Aerzte mitgenommen, ließ öffentliche Gebete für die Genesung des Thronerben im ganzen Reiche halten, brachte ganze Stunden auf seinen Knieen im inbrünstigen Gebete zu, wohnte allen Consultationen der Aerzte bei; es war Alles vergeblich. Man nahm seine Zuflucht sogar zu einem alten maurischen Quacksalber; auch vergeblich. Augenzeugen versichern, der todtbleiche Kranke sei geeignet gewesen, tiefstes Mitleid zu erwecken, aber der Anblick des in seinem Kummer ganz vernichteten Vaters hätte „Steine erweichen können". Don Carlos selbst wurde sanfter und geduldiger, je mehr es dem Anschein nach zu Ende ging; er empfing die heiligen Sakramente fromm und ergeben. Am 8. Mai gab man Seitens der medicinischen Facultät den Kranken gänzlich auf; noch drei oder vier Stunden des letzten Todeskampfes gewährten ihm die Herren Aerzte, und der trostlose König folgte den dringenden Bitten seiner Minister, die ihn beschworen, nach Madrid zurückzukehren, da alle Hoffnung verloren und er wenigstens sein Leben dem Lande schuldig sei. Mitten in der Nacht, wie er gekommen war, fuhr er in die Residenz zurück. Schon wurden am Hofe die Trauerkleidungen bestellt.

Die sich selbst überlassenen Aerzte beschlossen und vollführten in einem Akte von Verzweiflung eine Trepanirung. Man fand den Schädel gesund, das Hirn unverletzt; nur einige Tropfen dunklen Blutes quollen hervor.

Ob die Operation Etwas genützt hat oder nicht, kann ich als „Nichtsachverständiger" nicht entscheiden. Thatsache ist, daß am Nachmittag des nämlichen 9. Mai der Herzog von Alba aus dem Franziskanerkloster zu Alcalà den Sarg, in welchem sich die Reliquien eines hundert Jahre zuvor im Rufe der Heiligkeit gestorbenen Mönches Diego befanden, in feierlicher Prozession in das Krankenzimmer bringen

ließ. Der gläubige Kranke berührte die heiligen Ueberreste, und wenige Minuten nachher fühlte er sich wesentlich erleichtert. Nachdem er noch einen Aderlaß an der Nase und eine Anzahl Schröpfköpfe erduldet hatte, schlief er in der Nacht sechs volle Stunden.

Der König, von der eingetretenen außerordentlichen Wendung in Kenntniß gesetzt, verließ das Kloster, in welches er sich, wie immer bei schweren Schicksalsschlägen, zurückgezogen hatte, und kehrte zu seinem wiedergefundenen Sohne zurück; er traf ihn bereits außer aller Gefahr. Am 14. Juni hörte derselbe die Messe, am 16. konnte er zum ersten Male wieder in das Zimmer seines Vaters treten, der ihn mit beinahe leidenschaftlicher Zärtlichkeit umarmte.

Don Carlos hatte in seiner Krankheit das sonderbare Gelübde gemacht, im Fall seiner Genesung das vierfache Gewicht seines Körpers in Gold und das siebenfache in Silber zu frommen Zwecken zu stiften; er ließ sich jetzt wägen, man fand ihn 76 Pfund schwer; er war gerade 17 Jahre alt. Seine Genesung schrieb der Prinz ausschließlich der Fürbitte des seligen Diego zu, und bat seinen Vater dringend, beim heiligen Stuhle dessen Heiligsprechung in Vorschlag zu bringen.

Noch immer war Don Corlos nicht offiziell anerkannt als Thronerbe der Königreiche Aragonien, Valencia und Catalonien, in welchen ein größerer Rest mittelalterlicher, ständischer Freiheiten und Vorrechte sich erhalten hatte als in Castilien. Die wiederholten Krankheiten seines Sohnes hatten es dem König immer von Neuem unmöglich gemacht, demselben auch in diesem Theile der Monarchie von den Vertretern der Nation feierlich huldigen zu lassen. Endlich im Juli 1563 berief Philipp die aragonischen Cortes nach Monzon, einem kleinen, elenden Städtchen, dem ein altes

Gewohnheitsrecht den Anspruch verlieh, Sitz der Landtagsversammlung zu sein. Wenige Tage vor der festgesetzten Abreise hatte Carlos einen neuen heftigen Fieberanfall; der König sah sich genöthigt, allein abzureisen. Unterwegs legte er am 20. August den Grundstein zum Kloster Escorial.

Während sich Philipp mit den ziemlich hartnäckigen und freiheitsstolzen Aragonesen um Geld und politische Uebergriffe der Inquisitionsgerichte zankte, versäumte Don Carlos nicht, solche Diätfehler zu begehen, daß es ihm rein unmöglich wurde, seinem Vater nach Monzon zu folgen. Der König bat die Cortes, seinem Sohn auch als Abwesenden in der Person eines Bevollmächtigten die Huldigung zu leisten; allein die Volksvertreter erklärten dieß als staatsrechtlich unstatthaft und die ganze Sache ging damit zu Ende, daß Philipp versprechen mußte, binnen Jahresfrist seinen Sohn zur Entgegennahme der Huldigung nach Aragonien zu senden.

In Barcelona, wo der König die Stände Cataloniens um sich versammelte, empfing er die habsburgischen Erzherzoge Rudolph und Ernst, die Söhne seines Schwagers Maximilian. Sie kamen nach Spanien, um einen Theil ihrer Jugend in einer rein katholischen Atmosphäre zuzubringen; Philipp hatte dringend darum gebeten; offenbar hatte er auch die Absicht, auf seinen unglücklichen Sohn durch dieses Mittel einer anregenden und ebenbürtigen Gesellschaft einen günstigen Einfluß zu versuchen. Vielleicht schwebten ihm schon damals, besonders da Königin Elisabeth noch keine Aussichten auf Nachkommenschaft hatte, die äußersten Fälle vor; übrigens waren die beiden österreichischen Prinzen erst zwölf und elf Jahre alt, folglich für Don Carlos zu jung; in religiöser Hinsicht waren sie freilich in Spanien bei weitem besser aufgehoben, als bei ihrem

selbst zum Protestantismus hinneigenden Vater. Ohne Zweifel geschah es aus diesem Grund, daß ihre Mutter, Philipps fromme Schwester Maria, so leicht in die Trennung von ihren Kindern willigte. Am 17. März 1564 landeten die jungen Prinzen auf der Rhede von Barcelona. Der König, welcher die Kinder seiner Schwester zärtlich liebte, begrüßte sie mit allen Beweisen herzlicher Freude, nahm sie zunächst mit sich nach Valencia, und kehrte erst im Januar nach Madrid zurück.

Seinem Sohne hatte er erlaubt, nach Alcalà zurückzukehren. Der arme junge Mensch war um diese Zeit fortwährend so elend, daß er mit Hülfe seines juristischen Rathes Hernan Suarez am 19. Mai 1564 sein Testament machte. Ich glaube übrigens nicht, daß man aus dieser Urkunde irgend welche wichtigen Schlüsse auf den geistigen Zustand des Prinzen ziehen kann; der genannte Beamte sorgte selbstverständlich dafür, daß Extravaganzen möglichst vermieden wurden. Das Testament enthält, außer dem üblichen Bekenntniß des katholischen Glaubens, den Anordnungen für das Heil seiner Seele, frommen Stiftungen u. dgl., noch Vermächtnisse zu Gunsten eines Mädchens, Namens Mariana de Garietas, um sie in den Stand zu setzen, durch Heirath oder Eintritt in ein Kloster sich zu versorgen; ferner zu Gunsten seines Lehrers Honorato Juan und mehrerer Personen seiner Umgebung; sodann die Bitte an den König, er möge die Erfüllung der von seinem Sohn in seiner letzten schweren Krankheit gemachten Gelübde auf sich nehmen, auch für die Heiligsprechung des seligen Diego besorgt sein. Zwei Sklaven, welche Carlos die Bildhauerkunst erlernen ließ, sollen freigelassen werden, falls sie sich gut aufführen. Für Don Martin de Cordova, der im Jahre zuvor die Festung Mazarquivir in Afrika gegen die Ungläubigen hel-

denmüthig vertheidigt hatte, soll im Namen des Prinzen ein Fideicommiß mit einer Jahresrente von 3000 Ducaten gegründet werden. Aus dem Testamente spricht ein ganz besonderes Wohlwollen gegen seinen Lehrer Honorato Juan, der inzwischen die Priesterweihe empfangen hatte und auf die Bitte des Prinzen vom König zum Bischof von Osma ernannt worden war. Auch für seine übrigen Beamten und Diener sucht der Prinz in einer Weise zu sorgen, wie es seiner und ihrer Stellung entspricht. Seinen Vater ernennt er zum Universalerben und bittet ihn um Genehmigung und Vollzug seines ganzen letzten Willens: weder Geisteskrankheit noch sonstige Mißverhältnisse irgend welcher Art lassen sich aus dieser Urkunde entnehmen.

Allein vierzehn Tage nach Errichtung derselben hörte unvermuthet und plötzlich das Fieber auf; im folgenden Monat konnte der Prinz gleichzeitig mit seinem Vater in Madrid eintreffen, und wer ihn sah verwunderte sich, wie sehr er während der Krankheit gewachsen war. Am 24. Juni nahm er in ungewohnter jugendlicher Heiterkeit und Frische an den Festlichkeiten und Belustigungen der Johannisnacht Antheil.

Mehr als Alles, was ich sagen könnte, beweist übrigens hinsichtlich der durchgängigen und bleibenden Zustände und Eigenschaften des beklagenswerthen spanischen Kronprinzen eine ihn betreffende Schilderung des damaligen österreichischen Gesandten in Madrid, des Barons Dietrichstein. Sie lautet, in der Sprache ihrer Zeit wörtlich abgeschrieben, also:

„Die Informazion, so ich bisher hab, ist schlecht genueg. Der printz Hispani sol von Angesicht wais und guter Fatzionen sein, awer gar blaher Farb, die ain Schulter oder axl hoher dan die ander, den rechten Fues kürtzer dan den

linken, stamlet etwas mit der red. In vilen erzaigt er ain guten verstand, herwider in anderen ist er noch so kindisch als ain kint von siben jaren, redt gern und fragt umb alle Ding, aber mit kainem judicio oder in nullum finem mer aus gewonheit als sunsten. So hat man bisher nit merken kundten, das er zu etzwas guten geneigt, oder sunsten nit abnemen mogen zu wo er ain lust und incliniert, als allain zum eßen, und also ist er so geitig und so vil, das nit davon zu sagen, und wan er erst geßen, so as er von newen wider. Solches übereßen sei ain ursach aller seiner sbaheit, und tregt des meniglich besorg, er werde nit länger leben khinden bei dem wesen. Und braucht sich kainer üebung nit. Was er im fürnimbt, das wil er das fort ge, und last im sein willen nit brechen und ist doch die vernunft nit also, des er zu unterscheiden wußte unter dem, was recht und unrecht, schädlich oder nutz ist, was acondicionado al possibile unsauber. Bisher hat man nit spuren khundten, das er einige Begier oder zuneigung zu weiberen gehabt, dadurch ir vil inferiren wollen quod sit impotens. Andere Leut sagen, das er sag, er wöll das ime die so er zu ainem weib nem, jungfraw sint. Vil mainen, das er so gar pudico und mal acondicionado, bescheh aus dem, das er ein gros gemuet, und darneben sieht das sein Vater so gar seiner nit acht und er so gar nix vermag; sey halb verzweiflet, so sey auch vil versaumbt worden, das er nit anderst erzogen, dan seine naturalia sein guet, so sey er auch, wie er khliner, nit also gewest."

Diese vorsichtigen Worte eines gewiegten österreichischen Diplomaten lassen den anfangenden Menschenkenner einen ungefähren Blick thun in die Fülle häuslichen Jammers, die auf König Philipp mehr und mehr zu lasten begann.

Wer und wo und wann und wodurch man die Fehler in der Erziehung des Prinzen begangen habe, konnte offenbar nicht gesagt werden. Daß aber der Monarch einem 19jährigen Sohne, der nach allgemeiner Ueberzeugung der Staatsangehörigen nur für unmäßiges fortgesetztes Essen Sinn hatte und die nöthige Vernunft nicht besaß, um in den Dingen des gewöhnlichen Lebens das Rechte vom Unrechten, das Schädliche vom Nützlichen zu unterscheiden, keine einflußreiche Stellung im Staatsleben gewähren konnte, das dürfte wohl keiner Erläuterung oder Rechtfertigung bedürfen.

Der nämliche österreichische Diplomat, den wir über die Stimmungen und Gerüchte der Residenz sich aussprechen ließen, berichtet, nachdem er den „printz Hispani" persönlich kennen gelernt hat, in seiner bezeichnenden Sprache weiter Folgendes:

„Von angesicht ist er zimblich wol gestalt, hat khaine bose Faktion, ain braun lats Haar, mediocre caput, nit sunders hoche stiern, grawe augen, ain mittelmaßige Lefzen, ain langelen khin, und angesicht gar blah, schlecht nit aus dem österreichischen geschlecht, nit prait von axl, von Leib auch nit groß, der ain axl hoher ain wenig als die andere, ain aingebogene Brust, unter den schultern herab schier gegen den magen ywer ain pukhele, der linkhe fues auch umb ain gutz lenger dan den rechten, und braucht die ganz recht seiten ybler dan die linkhe, zimblich stark schenkhhel, awer ybel proportioniret, und schwach auf den schenkhel; hat gar aine klaine und subtile stimm, die red khumbt im anfangs was schwer an; das ers mues herausdruckhen, pronunziret das r und l ywel awer in Summa redt, was er wil und das man ime dennoch zimblich versten."

Der Gesandte faßt schließlich sein Urtheil zusammen in den Worten: „Allerdings sei es wahr, daß Don Carlos ain presthafter, schwacher Herr, awerhinwiderum eines mechtigen khönigs sun.“

Trotz alledem hatte Philipp, wie es scheint, um diese Zeit noch nicht jede Hoffnung aufgegeben. Er führte seinen Sohn in die Sitzungen des Ministerrathes ein; am 16. Juni 1564 wohnte Carlos zum ersten Male der Zusammenkunft der höchsten Staatsbehörde mit Sitz und Stimme bei. Um die gleiche Zeit gab er dem Hofhalte seines Kronprinzen eine andere Gestalt; Don Garcia de Toledo war gestorben und der Monarch stellte an die Spitze der Hofdienerschaft bei Don Carlos seinen erprobten und vertrauten Staatsmann Ruy Gomez de Silva, Fürsten Eboli. Diese Wahl beweist, wie hochwichtig und besorgnißerregend schon um jene Zeit alle den Prinzen betreffenden Verhältnisse für Philipp nicht nur als Vater, sondern auch als König waren; denn Fürst Eboli war nicht nur ein vornehmer und gewandter Hofmann, sondern zugleich ein Staatsmann ersten Ranges. Er war im Gefolge von Philipps Mutter als Kind aus Portugal nach Spanien gekommen, war mit Philipp selbst aufgezogen worden, erfreute sich der ungetrübten Gnade seines Monarchen und einer so einflußreichen Stellung, als man sie bei Philipps festem Entschlusse, selbst zu regieren und so viel als menschenmöglich zu arbeiten, nur immer erwarten konnte. In Philipps Ministerrath war Eboli der Vertreter einer gemäßigten, friedliebenden, diplomatisirenden Richtung im Gegensatz zu dem grundsätzlich konsequenten, starren, unbeugsamen und kriegerischen Alba. Philipp duldete diesen Antogonismus gern, um zwischen dem Widerstreit der persönlichen Meinungen desto sicherer das objektiv Wahre und Richtige zu finden. Don Carlos da-

gegen haßte den Einen wie den Andern; der Unglückliche war schon so weit gekommen, Alles zu hassen, was bei seinem Vater in Geltung stand.

Im August 1564 erkrankte Königin Elisabeth in Folge einer Frühgeburt gefährlich; auch sie, damals 19 Jahre alt, wurde von den spanischen Doktoren mit Aderlassen beinahe umgebracht und, wie erzählt wird, durch ein einfaches Abführmittel gerettet. Die begeisterte Liebe der spanischen Nation zeigte sich bei dieser Gelegenheit im schönsten Lichte der Aufrichtigkeit. Es wird erzählt, Don Carlos habe die Kranke nicht besuchen dürfen, wohl aber der französische Gesandte. Das Letztere beruhte auf dem Völkerrecht, weil der Botschafter die Person seines Souveräns vertrat, der Elisabeths Bruder war; das Erstere wird keiner Rechtfertigung bedürfen, wenn man Dietrichsteins Schilderung des Prinzen im Auge behält. Elisabeth genas und bald darauf erkrankte Carlos von Neuem. Als er wieder hergestellt war, trieb er seine Verkehrtheiten in steigendem Grade.

Don Carlos pflegte große, wie es scheint lümmelhafte Stiefel zu tragen; Philipp, der auf Alles achtete und in Allem auf Anstand hielt, befahl dem betreffenden Hofdiener, dem Prinzen Stiefel nach des Königs Façon anfertigen zu lassen. Als der liebenswürdige junge Mann das erste Paar nach der neuen Mode erhielt, ließ er sie in schmale Riemen schneiden, so gut als möglich abkochen, und zwang den Jammermann von Schuhmacher, dieses unverdauliche Gericht in des spanischen Kronprinzen Zimmer und durchlauchtigster Gegenwart aufzuessen. Wenigstens wird dieß allgemein, und von Zeitgenossen erzählt; es ist freilich kaum zu glauben. Allein was kann man nicht glauben von einem Königssohn, der unbestrittener Maßen sich ein höchstes Vergnügen daraus machte, mit einigen Spießgesellen Abends

und Nachts in den Straßen der Residenz herumzuziehen und bubenhaften Unfug jeder Art auszuüben, Damen aus den höchsten Ständen bald mit frechen Küssen anzufallen, bald mit den gemeinsten Schimpfworten zu überhäufen und zwar Beides ohne die geringste Veranlassung, so daß ein damals Madrid besuchender Franzose seine Schilderung des Prinzen mit den bezeichnenden Worten abschließt: „Kurz, er war ein entsetzlicher Mensch."

In unsern Tagen würde man wohl zweifellos sagen: er ist ein Narr.

Allein man war gegen Don Carlos mild von allen Seiten. Elisabeth überhäufte ihn mit Güte und Wohlwollen, der König wurde zwar begreiflicher Weise ernster und finsterer, allein er ließ den Hofhalt und die ganze öffentliche Stellung seines Sohnes, sowie dessen Theilnahme an den Staatsrathssitzungen unberührt. Das Volk war dem königlichen Hause zu leidenschaftlich ergeben, um nicht auch gegen den Königssohn nachsichtige Liebe bis auf's Aeußerste zu üben. Europa war gegen Philipp viel zu eifersüchtig, um nicht Alles mit einer gewissen Vorliebe zu betrachten, was den mächtigsten Monarchen der Zeit ärgern, bekümmern, niederdrücken mußte. Der heilige Vater endlich suchte im Geiste der Kirche zu mahnen und Segen und Gnade zu vermitteln, indem er dem Prinzen zu Anfang des Jahres 1565 den am Weihnachtsfeste geweihten Hut und Degen übersenden ließ.

Der König hatte eingewilligt, daß seine Gemahlin ihre Mutter, Katharina von Medici, auf heimathlichem Boden besuche; die berühmte Zusammenkunft zu Bayonne fand im Sommer 1565 statt. Während 14 Tagen, welche die beiden Königinnen mit einander zubrachten, zeigte Elisabeth, wie sehr sie sich in ihre Stellung hineingelebt hatte und

wie glücklich sie sich bei Philipp fühlte. Mißmuthig und spöttisch bemerkte ihr die intrigante Mutter, sie sei ja „außerordentlich spanisch“ (muy espannola) geworden. Die Zusammenkunft blieb ohne politische Folgen; Philipp war nicht gewöhnt durch Frauenhand zu regieren, hatte auch Gründe genug, der französischen Königin gegenüber auf der Hut zu sein. Dagegen knüpfte sich an die Tage von Bayonne die Ueberführung der bisher in Paris aufbewahrten sterblichen Ueberreste des hl. Eugenius nach Toledo, dessen Bischof der Heilige gewesen war. Dieser Akt wurde von Philipp und seinem Volke als eine Feierlichkeit von allerhöchstem Range begangen. Es ist bezeichnend, daß der König bei dieser Veranlassung wiederum mit seinem Sohne öffentlich erschien; offenbar that er Alles, um die Katastrophe zu vermeiden oder zu verschieben.

Um diese Zeit fing man an, von einer Verheirathung des Prinzen zu sprechen. Katharina von Medici suchte ihm ihre jüngere Tochter Margaretha, später die Gattin Heinrichs IV. von Frankreich, anzukuppeln; der Kardinal von Lothringen und sein Bruder, der Herzog von Guise, boten ihre Nichte Maria Stuart an, die durch den Tod Königs Franz II. eine vielumworbene junge Wittwe geworden war. Der österreichische Hof nahm keinen Anstand, Maximilians II. älteste Tochter, die Erzherzogin Anna, zur Verfügung zu stellen. In Spanien selbst erklärte sich die eigene Tante des Don Carlos, die ihn erzogen hatte, Prinzessin Johanna, bereit, nachträglich seine Frau zu werden; und gerade dieser anscheinend desperate, abenteuerliche Gedanke fand den Beifall der Nation, offenbar weil man hoffte, auf diese Weise den halbverrückten Thronfolger möglichst unschädlich gemacht zu sehen. Uebrigens war Johanna, wenn auch gerade zehn Jahre älter als Carlos, immer noch eine

Erscheinung von beinahe jugendlicher Schönheit, dabei geschmückt mit allen Gaben des Geistes und der Frömmigkeit; nur sie hätte bei einer solchen Verbindung Opfer zu bringen gehabt.

Philipp schwieg. Wäre Carlos bei Verstand gewesen, er hätte nicht vergessen können, daß die Verheirathung des Thronfolgers der spanischen Monarchie ein Gegenstand war, über welchen vor Allen der König zu sprechen hatte. Allein je mehr der König schwieg, desto mehr sprach Don Carlos, und zwar mit Jedermann, der ihn anhören wollte, nur nicht mit seinem Vater. Mit beleidigendem Ungestüm verwarf der Prinz jeden Gedanken an eine Verbindung mit seiner Tante; Maria Stuart sagte ihm mehr zu, weil er hoffte, durch sie auf irgend eine Weise aus der ihn so schwer bedrückenden Abhängigkeit von seinem Vater herauszukommen. Von der französischen Prinzessin schien er nicht viel wissen zu wollen. Als er aber das Porträt seiner österreichischen Cousine Anna erhielt, da erklärte er sich förmlich verliebt in dieselbe und gab lächerlicher Weise zu verstehen, daß er sie mit oder ohne Zustimmung seines Vaters heirathen werde.

Philipp mochte wohl schon damals, und gewiß mit bitterem Schmerze, überzeugt sein, daß sein unglücklicher Sohn nicht berufen sei, das königliche Haus auf die kommenden Geschlechter fortzupflanzen. Auch gaben ihm die zudringlich vorgeschlagenen Partieen keinen Grund, sich auszusprechen oder auch nur einige Rücksicht auf sie zu nehmen, mit einziger Ausnahme jedoch der österreichischen Prinzessin. Dem nahe verwandten kaiserlichen Hofe mußte um so mehr Rechnung getragen werden, als bei der unberechenbaren, intriganten Wankelmüthigkeit der französischen Königin Mutter und bei den damals ausgebrochenen revolutionären Unruhen in den Niederlanden das politische Verhalten Oesterreichs zu

Spanien für diese letztere Monarchie eine Frage ersten Ranges war. Was Philipp gegenüber dem Anerbieten der Erzherzogin Anna für seinen Sohn gethan hat, das läßt sich in unserer Zeit mit einem einzigen Worte ganz vollständig sagen: er leitete dilatorische Verhandlungen ein. Er lehnte nicht ab, sagte nicht zu, verwies auf seines Sohnes fortwährende Kränklichkeit, vertröstete auf die Zukunft. Hätte Philipp von seinem Sohne irgend etwas hoffen können, so würde er wahrscheinlich die Hand der Maria Stuart vorgezogen haben; denn auf diesem Wege allein war Elisabeth von England zu stürzen, ihr Reich für die Kirche wieder zu erobern. Allein es war eben — Nichts zu hoffen.

Die Excesse der Gefräßigkeit, durch welche Don Carlos immer von Neuem seine Gesundheit schädigte, die sonstigen Rohheiten und Gemeinheiten, durch welche er der Würde des Königshauses wie mit absichtlichem Hohn in's Gesicht schlug, riefen wiederholte Auftritte zwischen Vater und Sohn hervor. Allein der Letztere war weit entfernt, Vernunft anzunehmen. Mit Ingrimm erwog und erwähnte er, sein Vater sei mit 16 Jahren schon Regent von Spanien gewesen und er sei mit 19 Nichts. Daß Spanien jetzt eines Regenten durchaus nicht bedurfte, fiel ihm ebenso wenig ein, als eine Vergleichung zwischen dem Verhalten seines Vaters als Sohn Karls V. und zwischen seiner eigenen Aufführung. Den ihm eingeräumten Sitz im Staatsrath schlug er nicht hoch an, weil er ihm keinen wirklichen Einfluß gewähre und der Monarch die großen und wichtigen Fragen doch in seinem Kabinet erledige. Der thörichte Stürmer sah nicht ein, daß jede wirklich einflußreiche Stellung verdient sein will, und daß man auf den Bahnen, die er bisher gewandelt war, in „Philipps Kabinet" sicherlich nicht gelange. Er hatte

sich und man hatte ihm von Kindheit auf die Hoffnung gemacht, er werde dereinst Statthalter oder Regent der Niederlande werden. Jetzt, wo diese Niederlande zur schwierigsten Frage, zur schmerzlichsten Wunde der Monarchie geworden, wo die Augen Europa's auf diesen Fleck Landes mit leidenschaftlicher Spannung gerichtet waren, jetzt verlangte er von seinem Vater mit Ungestüm die Erfüllung seines Lieblingswunsches, nicht erkennend, wie sein eigenes unsinniges Benehmen es dem König unmöglich mache, Spanien zu verlassen und sich persönlich auf einen Posten zu begeben, der mehr als jemals die höchste Weisheit und Thatkraft verlangte. In der That war der bloße Wunsch, jetzt Statthalter der Niederlande zu werden, von Seiten eines Menschen wie Don Carlos nicht nur ein Beweis gänzlichen politischen Unverstandes, sondern, man muß es geradezu sagen, purer Verrücktheit. Er zürnte und schalt ferner, daß er noch nicht als Thronerbe in Aragonien, Catalonien und Valencia anerkannt sei; dabei vergaß er, wie die dahin gerichtete ernste Absicht seines Vaters durch des Prinzen ewige Fiebergeschichten vereitelt worden war, und daß man die störrigen Cortes nicht alle paar Tage zusammenberufen konnte, auf die Gefahr hin, daß im entscheidenden Moment Seine Hoheit sich wieder den Magen überlade.

Endlich begehrte er mit Heftigkeit den Abschluß seiner Heirathsangelegenheit. Hätte er seinen Vater im Geringsten verstanden, oder von seiner Stellung als Kronprinz einen entfernten Begriff gehabt, so würde er eingesehen haben, daß vor allen Dingen zwischen ihm und dem Monarchen Klarheit werden müsse. Statt hierauf zu denken, fing der arme Mensch an — deutsch zu lernen und fuhr fort, Alles zu tadeln, was der König that oder unterließ, ja sogar, sich über den Monarchen in der anstößigsten Weise lustig zu machen.

So wird beispielsweise erzählt, Carlos habe ein Heft aus einer Anzahl Blättern unbeschriebenen Papiers gemacht, demselben den Titel gegeben: „König Philipps große Reisen“, und sodann die einzelnen Blätter also beschrieben: „Von Madrid nach Pardo, von Pardo nach Escorial, von Escorial nach Aranjuez“ u. s. w., um seinen Hohn über die kurzen und rasch abgebrochenen Landpartieen und Sommeraufenthalte seines Vaters auszusprechen, eines Monarchen, der namentlich deßhalb nicht zu großen und glänzenden Reisen kam, weil er sich in Besorgung der Staatsgeschäfte Tag und Nacht keine Ruhe ließ.

Die Erbitterung des Prinzen gegen seinen Vater richtete sich auch gegen Alle, die er in des Monarchen Gunst sah. Der Staatsminister und spätere Cardinal Espinosa erlaubte sich, einen Schauspieler Namens Cisneros, an dem Carlos Spaß fand, aus uns unbekannten Gründen von der Residenz auszuweisen. Als Carlos dem Minister wieder begegnete, packte er ihn am Kleid mit den Worten: „Verruchtes Pfäfflein, du wagst dich an mich, du verhinderst Cisneros, mir zu dienen. Bei dem Leben meines Vaters, ich will dich umbringen.“ Zugleich zog er den Dolch, so daß der auf den Tod erschrockene Hofmann auf die Kniee niederfiel und um Gnade bat; dann ließ er ihn liegen.

Das tiefe und bedrohliche Mißverhältniß zwischen Vater und Sohn war auf diese Weise längst zur öffentlichen Kenntniß gelangt, es war Stadtgespräch Madrids geworden. Wer immer noch dem Prinzen wohl wollte, der suchte ihn zu warnen vor den verhängnißvollen Folgen, die nicht ausbleiben konnten. Dieß versuchte vor Allen die Königin-Wittwe Katharina von Portugal, Karls V. Schwester und Mutter von Carlos' Mutter; — vergeblich. Honorato Juan, den Carlos als seinen Lehrer ehrte und liebte, den

auf seine Bitte Philipp zum Bischof erhoben hatte, schrieb im Sommer 1566 einen Brief an seinen unglücklichen Zögling, aus dessen sanften und milden Ermahnungen sich klar ergibt, wie außerordentlich unzufrieden selbst Carlos' beste Freunde mit seiner Aufführung sein mußten. Hören wir nur folgende wenige Worte:

„Nächst der Erfüllung der Pflichten gegen Gott bitte ich Eure Hoheit vor Allem, Ihrem königlichen Vater zu gehorchen, zu dienen und gefällig zu sein in Allem, was er Ihnen befehlen wird; denn Sie wissen, daß er nur auf Ihr Wohl und Heil bedacht ist. Ganz abgesehen von dem ausdrücklichen und feierlichen Gebote Gottes, und von der zeitlichen Belohnung, welche er neben der ewigen gerade der Erfüllung dieses Gebotes verheißen hat, muß Eure Hoheit gewiß einsehen, daß dieser Weg der ebenste und geradeste ist, um Ihre Absichten zu erreichen; denn nur auf diesem Wege wird Eure Hoheit die öffentliche Meinung für sich haben. Seien Sie überzeugt, daß jeder andere Weg gefährlich und trügerisch ist und ohne irgend welche Möglichkeit des Erfolges zu ernsten Verwicklungen führt."

Das ist denn doch, einem Kronprinzen gegenüber, eine Sprache, die an Deutlichkeit Nichts zu wünschen übrig läßt und die ganze Situation im allerschlimmsten Lichte zeigt. Es war Alles vergeblich; auch hatte des weisen und frommen Lehrers Stimme sich zum letzten Male erhoben; Honorato Juan starb am 30. Juli 1566.

Im nämlichen Sommer beglückte den König die Geburt seiner Tochter Isabella Clara Eugenia; er widmete diesem Wesen von seinen ersten Lebenstagen an die zärtlichste Liebe, die nach dem frühen Tod der engelgleichen Mutter unvermindert fortdauerte. Die Prinzessin, in ihren späteren

Jahren Herrscherin der Niederlande, vergalt die väterliche Zuneigung durch treue, zarte Pflege, durch verständnißreiches Eingehen auf alle politischen Gedanken wie häuslichen Wünsche des Monarchen. Sie war ihm, so gut es eine Tochter sein kann, Alles, was Carlos hätte sein sollen und nicht war. Keinem menschlichen Wesen hat Philipp bis zum letzten Lebenshauche eine größere Herzensneigung zugewendet, mit keinem ist er in ungetrübterer Harmonie gestanden. Don Carlos war vom König als Pathe seiner neugeborenen Schwester bezeichnet worden: er war aber bei der Feierlichkeit, am 25. August, körperlich so elend, daß Don Juan d'Austria ihm das Taufkind abnehmen mußte, weil er es nicht zu halten vermochte.

Nur wenige Tage vor der Niederkunft der Königin hatte Don Carlos wieder eine Geschichte geliefert, die ihn ganz bezeichnet. Der König war mit seinen Ministern in Berathung; der Prinz, welcher soeben im Vorzimmer erschien, legte in Gegenwart der Hofdamen, der Pagen, der Bediensteten das Ohr an die Thüre des verschlossenen Kabinets, um seinen Vater zu behorchen. Einer der anwesenden Kammerherrn glaubte sich verpflichtet, dem Kronprinzen eine Bemerkung zu machen und ihm vorzustellen, was der König denken müßte, wenn er etwa plötzlich heraustreten und seinen Sohn in dieser Stellung finden würde. Carlos erwiderte ihm mit Faustschlägen. Jetzt mußte natürlich der König von der Sache hören, weil nur er die Ehre des schwer Beschimpften herstellen konnte.

Gegen das Ende des nämlichen Jahres wurden die Cortes von Castilien in Madrid eröffnet. Es war damals, unmittelbar nach dem Ausbruch der niederländischen Revolution, sehr davon die Rede, daß der Monarch in Person sich auf den Schauplatz der Unruhen begeben werde. Auch

die Cortes beschäftigten sich mit dieser Frage, und das führte sie mit Nothwendigkeit auf die Verhältnisse des Thronerben und auf die Frage seiner Verheirathung. Man wünschte, daß Carlos sich vermähle, und daß der Versuch gemacht werde, ihm während des Königs Abwesenheit die Regentschaft in Spanien zu übertragen. Während nun Philipp, seiner Gewohnheit gemäß, die Weihnachtstage im Kloster Escorial zubrachte, erspähte Carlos diese Gelegenheit, einen großen Unfug auszuführen. Er drang in den Versammlungssaal der Cortes ein und redete sie in flammender Leidenschaft mit folgenden Worten an: „Ihr sollt wissen, daß mein Vater nach Flandern gehen wird, und daß ich unter allen Umständen mit ihm zu gehen entschlossen bin. Bei eurer letzten Versammlung habt ihr die Frechheit gehabt, von meinem Vater zu verlangen, daß er mich mit meiner Tante verheirathe. Ich finde es höchst sonderbar, daß ihr euch in die Frage meiner Vermählung mischet, die euch Nichts angeht. Ich möchte nicht wünschen, daß ihr auf den Einfall verfielet, jetzt eine neue Unbesonnenheit zu begehen, indem ihr meinen Vater ersuchtet, mich in Spanien zu lassen. Ich ersuche euch, eine solche Bitte nicht zu stellen: denn die Abgeordneten, welche sie stellen würden, hätten mich als ihren Todfeind zu betrachten, und ich würde alle denkbaren Mittel anwenden, sie zu vernichten."

Also sprach der spanische Thronerbe zu den Vertretern des ceremoniösesten und stolzesten Volkes der damaligen Welt, kehrte ihnen sofort den Rücken und überließ sie dem sprachlosen Erstaunen. Der Vorfall ist durch eine Reihe gleichzeitiger Gesandtschaftsberichte außer allen Zweifel gesetzt, und man kann sich leicht denken, wie Philipps und Spaniens Feinde in ganz Europa bei derartigen Nachrichten jubelten.

Zu Anfang des Jahres 1567 hatte sich Carlos aus irgend einem Grunde — man sagt wegen eines angeblich hinweggekommenen Briefes — mit einem seiner besten Freunde und bevorzugtesten Diener, Juan Estevez de Lobon, entzweit. Ohne nähere Untersuchung der Schuldfrage überhäufte er ihn plötzlich mit den gröbsten Schimpfreden, suchte ihn zum Fenster hinauszuwerfen und jagte ihn ohne Weiteres aus seinem Dienste. Einige Zeit nachher gab er dem Kammerherrn Alonso de Cordova, der die Klingel des Prinzen nicht augenblicklich gehört haben soll, eine tüchtige Ohrfeige, verbunden mit der freundschaftlichen Erklärung, daß er schon seit einem halben Jahr die beste Lust hiezu gehabt habe; einen andern vornehmen Hofmann bedrohte er mit seinem Dolch und in den Rechnungen seines Hofhalts aus jener Zeit finden sich sogar Entschädigungssummen, ausgezahlt an Eltern, deren Kinder, und zwar Mädchen, Seine Hoheit durchgehauen hatte. Bei seinen Streifzügen in Madrid wurde ihm einmal, ob zufällig oder absichtlich, bleibe dahingestellt, ein paar Tropfen Wasser auf den Kopf geschüttet; sofort befahl er, das Haus anzuzünden und alle Bewohner desselben umzubringen. Die Begleiter des Prinzen wußten einen Skandal nur dadurch zu verhüten, daß sie vorgaben, es sei ein Priester mit den heiligen Sterbsakramenten in dem Hause anwesend; davor hatte Carlos doch Angst und der Anfall von Wahnsinn ging inzwischen vorüber.

Eines Tages schloß er sich im königlichen Marstall fünf Stunden lang ein und als er wieder herauskam, hatte er 23 Pferde seines Vaters fast auf den Tod mißhandelt. Das Lieblingspferd des Monarchen wußte er sich vom Oberstallmeister auf einen Tag zu verschaffen und dann ging er mit dem armen Geschöpfe dergestalt um, daß es binnen wenigen Tagen zu Grunde ging. Allerdings erscheinen

nebenher auch noch vereinzelte Züge von Wohlthätigkeit und Gutmüthigkeit, Fürsorge für arme Kinder, Loskauf eines Schuldgefangenen.

Des Prinzen Vertrauter, Hernan Suarez de Toledo, der vor Jahren sein Testament errichtet hatte, wagte es in der ersten Hälfte des Jahres 1567, seinem fürstlichen Gönner wiederholt briefliche Vorstellungen zu machen. Er sagte ihm gerade heraus, daß die Dinge dem allerschlimmsten Ende entgegengehen, welches man sich nur vorstellen könne, daß ein Kronprinz und Sohn Philipps II. nichts Ruchloseres und Dummeres thun könne, als sich zum erklärten Feinde seines Vaters aufzuwerfen, und daß man die Verworfenheit der Gedanken und Plane des Prinzen im Publikum darnach beurtheile, daß er, einem umlaufenden Gerücht zufolge, bereits angefangen habe, sich auch vom Empfang der heiligen Sakramente fernzuhalten. Schon habe er fast keine Freunde mehr, und die Zahl seiner Feinde sei in täglichem Wachsen begriffen. Bei Allem, was ihm nur theuer und heilig sein konnte, beschwor der treue Diener seinen unglücklichen Herrn zur Umkehr. Zugleich deutet er an, es liegen gegen Don Carlos „Dinge vor, so furchtbar, daß bei jedem anderen Staatsangehörigen das Inquisitionsgericht sich darum kümmern müßte, ob eine solche Person noch unter die Christen zu zählen sei.“ Was hiemit gemeint war, und ob das Gemeinte auf falschen Gerüchten oder auf Wahrheit beruhte, dies ist gänzlich unaufgeklärt.

Carlos entzog dem kühnen Rathgeber seine Gunst nicht, allein er that auch nicht das Geringste, um den Rath zu befolgen.

Den Gedanken, persönlich nach Flandern zu gehen, hatte König Philipp Angesichts seiner häuslichen Lage entweder nie gehabt, oder längst wieder aufgegeben. Doch hielt er

nach außen noch an dem angeblichen Plane fest, und Herzog Alba, der Mann des Schreckens, den er zur Wiederherstellung der Ordnung nach den Niederlanden sandte, war, so hieß es nun, nur bestimmt, dem Monarchen vorauszuziehen und eine Lage zu schaffen, in der des Königs Majestät unbeeinträchtigt auf dem Schauplatz der Ereignisse erscheinen konnte. Im April 1567 verabschiedete sich Alba beim König in Aranjuez; auch Carlos war am Hofe. Der Herzog konnte nicht umhin, sich auch dem Kronprinzen vorzustellen. Sowie Carlos des ihm so verhaßten Feldherrn ansichtig ward, gerieth er in die äußerste Wuth und erklärte ihm, daß nur ihm, dem Prinzen, der Posten in Flandern gebühre und daß er den Herzog umbringen werde, wenn dieser auf der Abreise beharre. Der Herzog stellte ihm in aller Ruhe vor, er reise ab auf Seiner Majestät Befehl, und das Leben des Kronprinzen sei zu kostbar, um bei dem augenblicklichen Stand der Dinge in Flandern auf's Spiel gesetzt zu werden. Später werde Don Carlos mit dem König nachfolgen. Allein der Rasende zog seinen Dolch, und mit den Worten: „Ihr geht nicht nach Flandern, oder ich bringe euch um," faßte er den alten Soldaten an. Indessen der eiserne Herzog hielt die wiederholten Angriffe des Prinzen mit festem Arme nieder, bis ein Hofbeamter erschien und Carlos in seine Gemächer entfloh. Ein Diplomat jener Zeit sagt, der ganze Auftritt habe deßhalb stattgefunden, weil Alba sich weigerte, dem Prinzen die politischen Geheimnisse des Königs zu enthüllen. Man denke sich, welchen Eindruck auf Alba, auf den König, auf den ganzen Hof dieser Vorfall machen mußte.

Dieser Reihe von scandalösen und entsetzlichen Thatsachen gegenüber bewahrte Philipp jene Selbstbeherrschung und Selbstverläugnung, welche dem König und dem Vater

geziemte und welche ihm, dem Vielgeprüften, mit Hilfe der Religion bereits zur zweiten Natur geworden war. Allein damit nicht zufrieden, erwies er seinem Sohne gerade um jene Zeit wiederholte Akte des Wohlwollens und sogar des Zutrauens, die für Carlos allermindestens eine Veranlassung hätten sein können und sollen, den Weg zum Herzen seines Vaters wieder zu suchen. Der König übertrug ihm den Vorsitz im Staatsrath und im Kriegsministerium, überließ ihm gewisse Geschäftszweige zur eigenen persönlichen Besorgung und erhöhte seine Apanage von 60,000 auf 100,000 Dukaten, eine nach dem damaligen Geldwerth gewiß ansehnliche Summe. Es scheint, daß Philipp den letzten Versuch mit seinem Sohne machen wollte.

Wie bei den meisten Wahnsinnigen, so auch bei Carlos folgten sich die Stimmungswechsel rasch und plötzlich. Gleich nach Alba's Abreise schien eine kurze Zeit Alles in bester Ordnung zu sein; der Prinz schien arbeitsam, gesund, lebte regelmäßig. Allein nach einigen Wochen fing das alte Elend von Neuem an; er brachte Verwirrung und Unordnung in alle Berathungen und Geschäfte, warf das Geld unsinnig hinaus und zeigte sich unfähig zu jeder ernsten Aufgabe.

Es ist wahrhaft erstaunlich, daß unter diesen Umständen der durch seinen Gesandten genau und wahrheitsgetreu unterrichtete deutsche Kaiser Maximilian, und ebenso seine Gemahlin, gleichwohl darauf beharrten, dem „Printz Hispani" ihre Tochter Anna zur Frau zu geben. Sie hofften immer noch, die Ehe werde den wohlthätigsten Einfluß auf den Kranken ausüben. Philipp, der täglich mit ihm zu leben und unter ihm zu leiden hatte, dachte gewiß weniger als je an eine solche Maßregel, wohl aber an die ernstliche Möglichkeit, daß sein durch die Verbindung mit der Tochter eines mächtigen Fürstenhauses an Bedeutung nicht minder

als an Aufregung gesteigerter Sohn selbst vor Aufstand und Hochverrath nicht zurückschrecken dürfte, um sich dem väterlichen Einfluß zu entziehen und seine eigenen Plane durchzuführen.

Man sträubt sich, nachzuerzählen, was man gleichwohl an dieser Stelle nicht verschweigen darf, weil es wahr und über Alles bezeichnend ist. Carlos hatte gehört, daß, wenn von seiner Vermählung die Rede sei, man auch von seiner Gesundheit spreche, und zwar namentlich von der Frage, ob von ihm Nachkommenschaft zu hoffen sei. Um hierüber Klarheit zu geben, wandte sich der spanische Thronfolger durch Vermittlung seines Barbiers an drei Aerzte oder Quacksalber, welche ihm mit vereinter Kraft einen Trank bereiteten, in Folge dessen seine männliche Kraft keinem Zweifel mehr unterliegen sollte. Ein armes Geschöpf fand sich natürlich, das bereit war, sich zu der Probe herzugeben; und Don Carlos, in unbeschreiblicher Freude, daß dieselbe gelungen sei, beeilte sich, dem österreichischen Botschafter Alles mitzutheilen, mit dem ausdrücklichen Auftrage, er solle die Geschichte schleunigst nach Wien, an den Hof „seiner Braut" melden. Reiche Geschenke regneten nun auf alle Werkzeuge des Handels nieder.

Ich sollte meinen, daß Angesichts dieser einzigen Thatsache Carlos aufhören müßte, den Gegenstand einer ernsten historischen Streitfrage zu bilden.

Von jetzt an wurden die Dinge in zunehmendem Grade schlimmer. Die nächtlichen Skandale und Excesse, das Herumziehen an den berüchtigtesten Orten, die Mißhandlungen harmloser Menschen mehren sich; und als Erläuterung gehen in den Hofhaltsrechnungen des Prinzen sehr merkwürdige und aufrichtige Ausgabsposten nebenher, z. B. für falsche Bärte, verlorene oder verbrannte Hemden u. dgl. Die er-

höhte Apanage reichte noch weniger aus, als früher die geringere; ohne irgend einen wahrhaften oder seiner Stellung würdigen Lebensgenuß steckte Carlos doch fortwährend tief in Schulden. Als er einmal in Geldangelegenheiten den Bankier Grimaldi rufen ließ und dieser beim Eintreten die Höflichkeitsformel gebrauchte, er stelle sich ganz zu Seiner Hoheit Verfügung, nahm ihn der Prinz in vollstem Ernste beim Wort und verlangte auf der Stelle 100,000 Thaler. Vergeblich betheuerte der unglückliche Geldmann, daß er nur habe artig sein wollen, daß das Verlangte seine Kräfte und sein Vermögen übersteige. Unter den gewaltthätigsten Drohungen und mit der Erklärung, daß man mit Prinzen seiner Art keine Scherze der Höflichkeit treibe, beharrte Carlos auf seiner Forderung, und nur der Vermittlung hochstehender Personen gelang es, die erpreßte Summe auf 60,000 Thaler herabzusetzen. Mit diesem Geld bezahlte Carlos die handelnden Personen in der Tragicomödie seiner Mannhaftigkeit.

Während dieser Vorfälle dauerten die Vorbereitungen zu des Monarchen angeblicher Reise nach Flandern unausgesetzt fort; Philipp hatte seine guten Gründe, diese Maßregeln in so lange nicht einstellen zu lassen, bis er über Alba's Einzug in den Niederlanden amtliche Nachricht erhalten hatte. Carlos war naiv genug, um, nach allem Geschehenen, gleichwohl zu glauben, daß er binnen wenigen Monaten an der Seite seines Vaters in Brüssel einziehen werde.

Allein gegen Ende August hieß es plötzlich, eine Seefahrt im September würde die offenbarste Tollkühnheit sein; in der Nacht zuvor war nämlich die ersehnte Kunde eingetroffen, Alba sei, ohne auf Widerstand zu stoßen, in Brüssel eingerückt.

Damit waren alle Hoffnungen und Träume des unglücklichen Kronprinzen auf's Grausamste zerstört. Mit der ersehnten Reise war zugleich die Zusammenkunft Philipps mit Maximilian, und ebenso die Hochzeit mit Anna von Oesterreich auf's Unbestimmte hinaus verschoben; er hatte vernünftiger Weise keine Wahl mehr, als in Madrid zu bleiben unter dem Auge des Gewaltigen, den er nicht mehr als Vater betrachtete, sondern als Tyrannen haßte. Im wahnsinnigen Sturme der Leidenschaft verfiel er auf den Gedanken, nach Italien zu entfliehen und von dort aus entweder nach Wien oder nach den Niederlanden zu eilen.

Allein, abgesehen von dem schweren Verbrechen, das in der Ausführung eines solchen Vorhabens lag, hatte Don Carlos sich aller Mittel zu dessen Begehung mit selbstmörderischer Hand beraubt. Sein Geld hatte er immer zum Fenster hinausgeworfen, seinen Credit ruinirt, seine ganze Umgebung sich zu Feinden gemacht. Alle Menschen und alle Dinge schienen gegen ihn verschworen.

In diesem krankhaften Seelenzustande umgab er sich mit den übertriebensten und lächerlichsten Vorsichtsmaßregeln, als ob sein Leben jeden Augenblick von Mörderhand bedroht wäre; er schlief nur mit Waffen unter dem Kopfkissen, sein Zimmer glich bald einem Arsenal; den Kammerherrn, der nach der spanischen Hofetikette mit ihm in seinem Zimmer schlafen sollte, wies er hinaus und ließ sich durch einen französischen Mechaniker eine Vorrichtung anfertigen, vermittelst welcher er von seinem Bette aus die Zimmerthüre öffnen und schließen konnte. Der nämliche Künstler hatte ihm ein Todtschlaginstrument machen müssen in Gestalt eines Buches, bestehend aus zwölf Steintafeln, die zusammen schwer genug waren, um mit einem einzigen Schlage den stärksten Menschen umzubringen.

So im offenen Kriegszustand gegen seinen Vater und den ganzen Hof, wagte sich der beklagenswerthe Jüngling an die Ausführung seines Fluchtvorhabens. Vor Allem schickte er Bevollmächtigte nach entlegeneren Großstädten des Landes, um für seine Rechnung Geld aufzutreiben. Er hatte seine Berechnung auf 600,000 Dukaten gemacht; es wird behauptet, die Bevollmächtigten hätten wirklich Wechsel bis zum Betrage von 150,000 Dukaten aufgebracht; doch lassen die späteren Ereignisse auch dieß kaum als glaublich erscheinen.

Es bedarf wohl kaum der besonderen Erwähnung, daß Philipp II. von allen Handlungen seines Sohnes fortwährend auf das Genaueste unterrichtet war.

Während dieser Vorgänge und unter diesen Aussichten war der Winter herangekommen. Am 20. Dezember reiste der König nach dem Escorial ab, um erst auf Dreikönigstag zurückzukehren. Diese Zeit wählte der Prinz, um seinen Plan auszuführen.

Die Art, wie er es gethan hat, ist eine fortgesetzte Reihe von Tollheiten, die nicht einmal den Vorzug der Consequenz und Methode haben.

Zunächst schrieb er an mehrere Große des Reiches, er wünsche sie auf einer wichtigen Reise bei sich zu haben, sie möchten sich bereit halten, ihn zu begleiten. Einige der Empfänger dieser erstaunlichen Nachricht antworteten mit allgemeinen Redensarten; Andere stellten sich ihm mit der ausdrücklichen und bezeichnenden Beschränkung zu Befehl: „wofern seine Wünsche nicht gegen die Religion und des Königs Dienst verstoßen;“ Andere endlich thaten ihre Pflicht vollständig, d. h. sie legten die Briefe des Kronprinzen dem König vor.

Alsdann entwarf der Prinz Schreiben an den König

seinen Vater, an den Papst, den römischen Kaiser, an alle christlichen Fürsten, an die Granden, Staatsbehörden und Hauptstädte Spaniens, an die übrigen Länder der Monarchie. Er setzte auseinander, daß er Spanien verlasse, weil es ihm unmöglich sei, die Unbilden des Königs länger zu ertragen, der ihn sogar nicht heirathen lasse, damit das Reich nicht auf seine Kinder übergehen könne. Er forderte die Unterthanen auf, ihm, dem rechtmäßigen Thronerben, treu zu bleiben, wo er sich auch aufzuhalten gezwungen sein möge, versprach Gnaden und Steuernachlässe im Gegensatz zu seines Vaters Politik. Auch die Gunst und Hilfe des gesammten Auslandes gegen seinen Vater in Anspruch zu nehmen verschmähte er nicht.

Und nun wendete er sich an seines Vaters Bruder, den ungefähr in Carlos' Lebensalter stehenden, ebenso klugen als ritterlichen Don Juan d'Austria, mit dessen Jugendgeschichte wir uns an einer andern Stelle dieser Schrift noch kurz beschäftigen werden. Seit dem Jahre 1559 hatten sie mit einander gelebt und sich mit einander vertragen, Letzteres ohne Zweifel mehr durch Don Juans als durch Carlos Verdienst. Der junge Held war im Oktober 1567 zum Generaladmiral ernannt worden; es war ebenso unsinnig, an seine Hilfe zu denken, als richtig, daß diese Hilfe von der größten, ja entscheidenden Bedeutung für das Unternehmen des Prinzen gewesen wäre.

Am 23. Dezember rief Carlos seinen Oheim zu sich, schloß sich mit ihm ein, und versprach ihm für seinen Beistand Neapel oder Sicilien.

Don Juan hatte damals noch einen ebenso kerngesunden Kopf, als jener seines Neffen krank war; auch sein Herz konnte nicht einen Augenblick wanken. Der König hatte an ihm, dem in der Verborgenheit und Unkenntniß seiner Her-

kunft auferzogenen, armen Kinde mehr als brüderlich gehandelt, ihn überhäuft mit Liebe und Ehre, ihn in früher Jugend zu den höchsten Posten des Staatsdienstes erhoben; in der Sonne der königlichen Gnade entfaltete sich die Blume seines reichen Genies mit jedem Tage herrlicher. Was in aller Welt konnte ihn bestimmen, die glänzendste und hoffnungsvollste Lebenslage hinwegzuwerfen gegen die wahnsinnigen Plane eines hochverrätherischen Verschwörers und entarteten Sohnes? Allein er war eingeschlossen im Zimmer des Kranken. Er bat daher um 24 Stunden Bedenkzeit; als er sich befreit sah, schrieb er an Carlos, aufrichtig genug, er müsse in dringenden Geschäften zum König. In der That erfüllte er nur seine Pflicht, indem er unverzüglich nach Escorial reiste und dem Monarchen Alles enthüllte.

Philipp II. war versenkt in tiefste Andachtsübung. Er hörte den Bericht seines Bruders, ohne eine Miene zu verändern, ohne in seiner ascetischen Tagesordnung auch nur eine Stunde anders einzurichten. Welche Selbstbeherrschung besaß doch dieser wahrhaft königliche Mann! Er sah seinen einzigen Sohn als den schwersten Verbrecher des Reiches, an dessen Schuld nur seine Krankheit zu zweifeln berechtigte. Er sah seine ganze weltgeschichtliche Aufgabe in Frage gestellt durch sein geliebtes Kind, durch das einzige zurückgelassene Pfand der Geliebten seiner Jugend. Kein Mensch wäre er gewesen, wenn nicht glühender Schmerz wie mit eiserner Zange sein Herz angepackt hätte, ein Herz, das durch diesen Sohn Vieles und Schweres zu leiden längst gewohnt war. Aber Philipp II. kniete nieder vor seinem Gott und Erlöser im allerheiligsten Sakrament, und auch dieser Schmerz war getragen und besiegt. Fest stand in ihm der Entschluß, treu zu bleiben der Königspflicht, bis an's Ende. Diesen Entschluß hat er aus-

geführt, nicht mehr und nicht minder, ohne Grausamkeit, ohne Härte, aber ohne Wanken, rein sachlich Alles thuend, was nothwendig war zum Ziele, waltend mit der Objectivität des Naturgesetzes. Kein Vorwurf ruht auf ihm vor dem Auge der Gerechtigkeit.

Aber sein Sohn häufte Thorheit auf Thorheit, Frevel auf Frevel bis zum völlig Unglaublichen. Am Abend des 27. Dezember begab er sich in ein außerhalb Madrid gelegenes Hieronymitenkloster, um zu beichten und den von Papst Pius V. ausgeschriebenen Jubiläums-Ablaß zu gewinnen. Dem Beichtvater soll er gesagt haben, er beabsichtige Jemanden umzubringen und werde diesen Jemand hassen, so lange der Mord nicht geschehen sei. Gewiß ist nur, daß der Prinz nicht absolvirt, sondern auf eine Berathung mit Theologen verwiesen wurde. Mit einer Versammlung von 14 Mönchen stritt er sich nun darüber herum, ob ihm, mit einem Mordplan in der Seele, gleichwohl die Absolution ertheilt werden müsse. Da selbstverständlich kein Priester so gewissenlos war, Derartiges zu thun, so verlangte Don Carlos, man solle ihm an der Communionbank eine nicht consecrirte Hostie reichen, damit das Volk glaube, es sehe ihn communiciren. Es läßt sich denken, welcher Aufschrei des Entsetzens die Antwort auf diese Zumuthung war. Der Prior des Klosters Atocha nahm nun den Rasenden bei Seite, um sich mit ihm allein, jedoch außerhalb des Beichtstuhles, über seinen „tödtlichen Haß" zu besprechen. Diesem soll er ausdrücklich erklärt haben, der Gegenstand dieses Hasses sei sein Vater.

Und nach solchen Vorfällen, unter solchen Umständen hoffte Don Carlos immer noch aus der Monarchie entfliehen zu können!

Philipp II., obgleich von Allem in Kenntniß gesetzt, verrieth keine Spur von Eile; seine Maßregeln waren in der Stille getroffen, um ein Entkommen des Prinzen unmöglich zu machen. Er wollte offenbar das Entsetzliche, was geschehen mußte, wenigstens nicht während der Feier der Weihnachtstage eintreten lassen. Anscheinend in aller Ruhe mit religiösen Uebungen und Festlichkeiten beschäftigt, kehrte er erst am Samstag den 17. Januar 1568 in die Residenz zurück. Doch hatte er in den letzten Tagen in verschiedenen Klöstern Madrids und der Umgebung feierliche Gebete angeordnet, auf daß Gottes Beistand ihn leite bei einer zu treffenden wichtigen und schweren Entschließung. Er begab sich, seiner Gewohnheit gemäß, unmittelbar nach seiner Ankunft in die Gemächer der Königin. Dort erschien alsbald Don Carlos, um seinen Vater zu begrüßen; mit leidenschaftsloser Ruhe empfing ihn der Monarch. Unmittelbar nachher hatte Don Carlos ein langes Gespräch unter vier Augen mit Don Juan, der mit dem König zurückgekommen war. Niemand weiß, was sie sich sagten, wohl aber weiß man, daß Don Juan unmittelbar vom Prinzen zum König eilte, und daß Letzterer ihm befahl, die Nacht im Palaste zuzubringen.

Am folgenden Morgen, Sonntag, den 18. Januar, ertheilte der König schon in früher Stunde dem französischen Gesandten eine Audienz; der gewiegte Diplomat bemerkte nicht das mindeste Auffallende an Philipp. Nachher hörte dieser die heilige Messe und mit ihm that das Gleiche sein Sohn. Um 1 Uhr Mittags, wird behauptet, hatte Don Juan versprochen, sich nochmals bei Don Carlos einzufinden; es scheint, daß der Prinz sich überzeugt hatte, ohne des Generaladmirals Unterstützung kein Schiff auftreiben und auch zu Land nicht über die Grenzen gelangen zu

können. Er hatte für die folgende Nacht Postpferde bestellt; allein der Generalpostdirektor hatte dem König Meldung gemacht und selbst wenn er es nicht gethan hätte, wären die Postpferde nutzlos gewesen ohne Don Juans Galeeren. Statt Don Juans erschien aber nur ein entschuldigendes Billet von ihm. Nun begann Carlos zu ahnen, daß er verloren sei; er legte sich zu Bette und erklärte, er sei krank. In der That mag es ihm übel genug um's Herz gewesen sein. Gleich nachher ließ der König ihn rufen; er entschuldigte sich als Kranker, stand aber Abends um 6 Uhr auf, um von einem Kapaunen zu genießen und sich dann wieder zu legen. Nachher schlief er, so scheint es, fest ein.

Der König hatte den ganzen Tag über jede kleinste Handlung seines unglücklichen Sohnes sich melden lassen. Nachts 11 Uhr ließ er den Fürsten Eboli, den Herzog von Feria, den Prior Antonio de Toledo, Alba's Bruder, und Luis Quijada, des Prinzen Oberstallmeister, zu sich befehlen. Nachdem er zu ihnen gesprochen, „wie niemals ein Mensch noch sprach," stieg er mit den Genannten und mit zwei Kammerherren die Treppe zu den Gemächern seines Sohnes hinab. Zwei Diener mit Hämmern und Nägeln folgten, sowie ein Offizier mit 12 Mann der Palastwache. Der Herzog von Feria, ein Licht in der Hand, ging voran. Der König trug einen Panzer unter der Kleidung und einen Degen unter dem Arm; sein Haupt war mit einem Helm bedeckt. Er befahl dem Grafen Lerma und Don Rodrigo de Mendoza (Schillers Marquis Posa), welche im Vorzimmer seines Sohnes Dienst hatten, Niemand hereinzulassen.

Auf des Königs Befehl hatte des Prinzen französischer Mechanikus die früher erwähnte Vorrichtung des Zimmerverschlusses heimlich abgestellt, so daß der König nebst Ge-

folge ohne Hinderniß in das Schlafzimmer eintraten. Die Minister erschienen zuerst und bemächtigten sich eines Degens, eines Dolches und einer geladenen Flinte, die Carlos in nächster Nähe seines Kopfkissens liegen hatte. Bei dem dadurch verursachten Geräusch erwachte der Prinz und fragte, wer da sei. „Der Staatsrath," lautete die Antwort. Carlos fuhr auf, nach seinen Waffen zu greifen; allein die Möglichkeit des schlimmsten Verbrechens war bereits beseitigt; der Prinz sah im nämlichen Augenblicke sich selbst entwaffnet und den König vor sich treten.

Ob er ihn tödten wolle, fragte der arme Sohn seinen Vater, indem er sich aus seinem Bette stürzte. Philipp forderte ihn auf, sich wieder zu legen und ruhig zu verhalten, indem er ihn versicherte, Alles, was geschehe, bezwecke nur sein Bestes und sein Heil. Dann ließ er durch die zwei Diener alle Fenster des Zimmers fest vernageln, alle Waffen und Gegenstände von Eisen, kurz Alles, was zu Verbrechen oder Selbstmord dienen konnte, sorgfältig entfernen. Einen Koffer mit sämmtlichen Papieren des Gefangenen ließ der König sofort in sein Kabinet tragen. Auf's Bestimmteste wird erzählt, unter diesen Papieren sei eine Liste seiner Freunde und eine derjenigen Feinde gewesen, welche bis auf den Tod zu verfolgen er entschlossen sei; die Reihe dieser Letzteren eröffnete des Vaters Name. Auch diese Eigenschaft hatte zu allen anderen Don Carlos, daß er jeden Wahnsinn, der ihm durch den Kopf fuhr, sogleich urkundlich festzuhalten sich bestrebte. Königin Elisabeth und Don Juan d'Austria hatte er als Freunde verzeichnet.

Der zur Verzweiflung Gebrachte warf sich jetzt zu des Monarchen Füßen und bat um seinen Tod; nur nicht gefangen nehmen! Er drohte mit Selbstmord; er machte Versuche,

sich in's Kaminfeuer zu stürzen. Der König sprach: „Selbstmord ist die That eines Wahnsinnigen." „Ich bin nicht wahnsinnig," entgegnete Don Carlos, „ich bin in Verzweiflung durch Ew. Majestät üble Behandlung." Und er ließ sich unter Schluchzen und Jammern zu den heftigsten Vorwürfen gegen seinen Vater hinreißen. Da sagte Philipp das einzige harte Wort, welches ihm gegen Carlos entschlüpft ist: „Von jetzt an werde ich dich als König behandeln, nicht als Vater." Es enthielt die ganze Wahrheit, aber auch die ganze entsetzliche Nothwendigkeit.

Dann befahl der Monarch dem Herzog von Feria, über die Person des Prinzen zu wachen, den er ausdrücklich als Gefangenen in seinem Zimmer erklärte; die drei anderen Herren sollten ihn in seinem Amte unterstützen; zu jeder Stunde des Tages und der Nacht mußte Einer anwesend sein. Lerma und Mendoza sollten den Prinzen bedienen wie bisher, ihn aber mit Niemand sprechen, keinerlei Botschaft empfangen oder absenden lassen. Mit den an die Anwesenden gerichteten Worten: „Ich zähle auf eure Treue und auf den Gehorsam, den ihr mir geschworen habt", kehrte Philipp in seine Gemächer zurück.

In der Frühe des folgenden Tages, nachdem er bis auf Weiteres das Abgehen der Posten verboten und die gesammte Residenzbevölkerung in die Stadt consignirt hatte, ließ der König den österreichischen Botschafter rufen und beauftragte ihn, das Vorgefallene den am Hof anwesenden Erzherzogen Ernst und Rudolph mitzutheilen. Sodann ließ er die verschiedenen Departements des Staatsministeriums vor sich erscheinen und kündigte ihnen mit wenigen Worten an, er habe sich genöthigt gesehen, im Dienste Gottes und im Interesse seiner Völker die Gefangenhaltung seines Soh-

nes zu befehlen. Bei dieser Eröffnung strömten Thränen aus des Königs Augen. Am 20. Januar hielt er einen achtstündigen Ministerrath, um die weiter nöthigen Schritte festzustellen.

Es kann nicht dem entferntésten Zweifel unterliegen, daß ein Mann von Philipps Einsicht sich darüber klar sein mußte, die ergriffene Maßregel werde eine unwiderrufliche sein, und sie werde in nicht zu ferner Zeit voraussichtlich auch den Tod seines Sohnes zur Folge haben, von dessen rasend leidenschaftlicher Gemüthsart kaum etwas Anderes zu erwarten war, als daß er sich in Verzweiflung und in Ausschweifungen aufreiben werde. All' das mußte Philipp erwogen haben, ehe er zur That schritt. Die Frage ist nur: wie hätte er denn anders handeln sollen oder können? Wenn man ihn nicht für verpflichtet erklären will, seinen Sohn mit offenbarem Hochverrath, unter Berufung an's Ausland und unter Aufreizung der Staatsangehörigen entfliehen zu lassen, so muß man ihn für berechtigt halten, dieß zu verhindern. Das konnte aber nur geschehen durch Freiheitsberaubung. War des Prinzen verbrecherische und kranke Stimmung dauernd, so mußte es auch ebenso die Einsperrung sein; starb er darüber, so geschah, was kein Mensch hindern konnte. Es war eine harte, unerbittliche Lage; allein unter allen Tadlern Philipps habe ich noch keinen Einzigen gefunden, der mir gesagt hätte, wie denn eigentlich der König die Sache hätte anders angreifen sollen oder können, als so, wie er gethan hat.

Philipp II. erließ nun Schreiben an die Granden, an die Städte, die Bischöfe, die Ordensgenerale, an die Gerichtshöfe, in welchen er das Ereigniß mittheilte. Nirgends ließ er sich auf Detail ein, sondern erklärte nur: was er gethan, beruhe auf so gerechtem Grunde, auf so dringender

und entscheidender Veranlassung, daß er es nicht habe unterlassen können, ohne seine Königspflicht zu verletzen. Condolenz-Abordnungen verbat er sich ausdrücklich, ebenso jede Erwähnung der Sache in Kanzelvorträgen.

An Carlos' Großmutter, die Königin Wittwe von Portugal, schrieb Philipp folgenden Brief:

„Die Lebensweise und Aufführung meines Sohnes, des Prinzen, zeigten mir schon seit langer Zeit, wie Euer Majestät bekannt ist durch unsere frühere Correspondenz, die unerläßliche Nothwendigkeit, einzuschreiten. Allein die väterliche Liebe und die reifliche, allseitige Erwägung, die einem solchen Schritte vorangehen muß, hielt mich bis in die letzte Zeit ab; ich suchte und versuchte alle anderen denkbaren Mittel und Wege. Allein der Prinz ist so weit gegangen und die Dinge haben einen solchen Stand erreicht, daß ich, wollte ich anders meine Pflichten als christlicher Herrscher gegen Gott und meine Königreiche und Länder erfüllen, nicht umhin konnte, meinen Sohn seiner Freiheit zu berauben.

Mit welcher Empfindung, mit welchem Seelenschmerz ich dieß gethan habe, das mag Eure Hoheit beurtheilen nach dem Schmerze, welchen Sie selbst, als Mutter und Herrin von uns Allen, bei dieser Nachricht empfinden: allein ich habe endlich den Entschluß gefaßt, in dieser Angelegenheit mein eigenes Fleisch und Blut Gott zum Opfer darzubringen, und seinen Dienst, sowie das öffentliche Wohl allen anderen menschlichen Rücksichten voranzustellen. Die älteren, wie die neu hinzugetretenen Veranlassungen, welche mich zu diesem Entschlusse genöthigt haben, sind von solcher Beschaffenheit, daß ich sie Eurer Hoheit nicht mittheilen kann, ohne unsern beiderseitigen Schmerz und Kummer zu erneuern; ich behalte dieß einer späteren Zeit vor. Für jetzt glaube ich Euerer Hoheit nur so viel sagen zu sollen, daß der

Grund meiner Entschließung nicht ein Vergehen, ein Ungehorsam, ein Mangel an Ehrerbietung von Seiten des Prinzen ist, daß auch meine Maßregel nicht den Zweck einer Bestrafung hat (obwohl der Prinz zu einer solchen hinreichende Veranlassung gegeben hätte), welche ihre bestimmte Zeit und ihr sicheres Ende haben könnte, und daß ich dieselbe auch nicht ergriffen habe als ein Mittel der Besserung, und in der Hoffnung, dadurch die Unordnungen und Excesse meines Sohnes zu beseitigen. Diese Angelegenheit hat einen andern Grund, eine andere Wurzel: keine Zeit, kein Mittel kann hier helfen."

Mir scheinen diese Worte deutlich genug zu sagen: „Ich habe die unerschütterliche Ueberzeugung gewonnen, daß mein Sohn regierungsunfähig ist, und ich werde dafür sorgen, daß er niemals zur Regierung gelangt."

Dem Kaiser Maximilian sagt Philipp unter Anderm: „Mein Entschluß ist derjenige eines Vaters in einer Angelegenheit, die seinen einzigen Sohn betrifft: er ist nicht eingegeben von Groll oder Unwillen, bezweckt auch nicht die Bestrafung eines begangenen Fehlers, sondern er war für mich das einzige übriggebliebene Mittel, um großen und außerordentlichen Gefahren vorzubeugen."

Dem heiligen Vater gegenüber bemerkte er in einem eigenhändigen Briefe: „Bei der Erziehung meines Sohnes seit seiner Kindheit, bei der Wahl seiner Diener, Gesellschafter und Rathgeber, bei der Leitung seiner Lebensweise und seiner Gewohnheiten hat man alle Aufmerksamkeit und Sorgfalt angewendet, die man seinem Berufe als künftigen Thronerben so vieler Reiche und Länder schuldig war; man hat alle geeigneten Mittel versucht, um die Verirrungen zu unterdrücken, zu welchen sein Naturell und Charakter hin-

neigte, und um seine Neigungen zu bessern; man hat während so vieler Jahre alles Mögliche versucht, aber Nichts hat gefruchtet."

Dem Herzog Alba gegenüber drückte sich Philipp so aus: „Die Eigenthümlichkeit und das Naturell des Prinzen hat ihn auf Wege gebracht, wo ich zu seinem eigenen Heil und Besten, im Interesse meiner Reiche und meines königlichen Dienstes, sowie noch aus andern wohlbegründeten Rücksichten, genöthigt war, also mit ihm zu verfahren." Und in einem zweiten Briefe an den nämlichen Staatsmann fügt er bei:

„Seit Ihrer Abreise nach den Niederlanden ist mein Sohn in seinen Verirrungen so weit gegangen, hat er so außerordentliche und hochernste Dinge gethan, kurz, es ist so weit mit ihm gekommen, daß ich zu dem Geschehenen schlechterdings genöthigt war. So streng diese Maßregel ist, so werden Sie doch nach Allem, was Sie selbst gesehen haben und was Ihnen sonst bekannt ist, wohl begreifen, mit wie gutem Grund und Recht ich gehandelt habe. Hätte ich auch vor Allem, was mich persönlich berührte, die Augen verschließen wollen, nicht beachtend so viele und schwere Beweise von Ungehorsam und Mangel an Ehrerbietung, so mußte ich doch, im Hinblick auf meine Pflichten gegen Gott den Herrn, gegen die ganze Christenheit und gegen meine Monarchie insbesondere, im Hinblick auf die außerordentlichen Gefahren und Nachtheile, welche theils später eintreten könnten, theils schon unmittelbar bevorstanden, alle Rücksichten auf mein eigenes Fleisch und Blut diesen höheren Erwägungen unterordnen."

Neben diesen und andern urkundlichen Mittheilungen ließ der König selbstverständlich durch seine Minister mündliche Informationen an die in Madrid beglaubigten Botschafter

und Gesandten gelangen, welche durchaus in gleichem Sinne und Geiste gehalten waren. Bei dieser Gelegenheit sprach sich Fürst Eboli dem französischen Botschafter gegenüber dahin aus: „Seit mehr als drei Jahren habe der König sich überzeugt, daß es mit dem Kopfe des Prinzen noch schlimmer stehe, als mit seiner Gesundheit, und daß er niemals zu einem sicheren, regelmäßig thätigen Verstand gelangen werde; seit langer Zeit hätten die täglichen Handlungen des Prinzen diese Ansicht immer mehr bestärkt. Seine Majestät habe lange zugesehen, in der Hoffnung, daß mit der Reife des Alters sich eine Besserung in dem Verhalten seines Sohnes einstellen werde; allein das Gegentheil sei geschehen, und der Monarch habe jede, auch die letzte Hoffnung aufgegeben, in seinem Sohne jemals einen würdigen Regierungsnachfolger erblicken zu können. Deßhalb habe er sich nach reiflicher Ueberlegung entschlossen, ihn in einem Zimmer des Palastes gefangen zu halten, wo er seinem Rang und Stand gemäß behandelt, aber so sorgfältig bewacht werden solle, daß er Niemandem Etwas zu leid thun, auch nicht aus Spanien entfliehen könne, wie er geplant habe."

Ich muß mich hier auch von einem so unbefangenen und vorurtheilsfreien Forscher, wie Gachard ist, in meinem Urtheil trennen. Ich kann nicht finden, daß die Sprache, deren Philipp sich bediente und seine Staatsmänner sich bedienen ließ, irgendwie unklar oder unbestimmt gewesen ist. Philipp konnte in der That wahrheitsgemäß nicht mehr sagen, als er sagte und sagen ließ. Die Gerüchte, der Prinz habe einen Mordanfall gegen seinen Vater gemacht, oder, er sei heimlicher Protestant, oder endlich, er sei mit den Aufrührern in den Niederlanden verschworen, waren unbegründet. Die Wahrheit bestand darin, daß Carlos ein

sittlich verkommener, aber vor Allem ein geisteskranker, durchaus und bleibend regierungsunfähiger Mensch war. Das sagen Philipp und seine Diplomaten deutlich genug, und Philipps Handlungen sind die einfache Consequenz dieses Thatbestandes.

Um aber diese Regierungsunfähigkeit in Form Rechtens festzustellen und eine anderweitige Regelung der Thronfolge herbeizuführen, bedurfte es eines staatsrechtlichen Prozesses und Urtheils; auch säumte Philipp nicht, die ersten Schritte zur Einleitung eines solchen Verfahrens zu thun. Espinosa, Fürst Eboli und der Rechtsgelehrte Briviesca waren die vom Monarchen aufgestellten Commissäre. Der König hatte außer Carlos keinen Sohn; schon dieser einzige Umstand hätte bei der Beurtheilung der ganzen Tragödie vorsichtig machen sollen. Indem er sich anschickte, diesen Einzigen vom Throne ausschließen zu lassen, blickte er in eine gänzlich ungewisse und unberechenbare Zukunft seines Hauses und seiner Monarchie. Und dennoch zögerte er keinen Augenblick. Er ließ umfassende Erhebungen über die Lebensweise und die einzelnen Handlungen des Gefangenen veranstalten, ließ sich auch die Akten über jenen Prozeß vorlegen, den im 15. Jahrhundert (1460) König Johann II. von Aragonien gegen seinen Sohn, den Prinzen von Viana — auch er hatte Carlos geheißen — führen ließ. Der Prozeß, über welchen entweder die Cortes oder der „königliche Rath" von Castilien hätte zu Gericht sitzen müssen, wurde nur deßhalb nicht zum Schlusse gebracht, weil nach kurzer Zeit die baldige körperliche Auflösung des armen Gefangenen sich als unausbleiblich zeigte. Die angefangenen Akten haben sich nirgends vorgefunden; möglich, daß Philipp sie vernichten ließ, als man sie nicht mehr nöthig hatte.

Es bedarf sicherlich nicht der Bemerkung, daß ein solches Ereigniß, wie die Gefangennahme des einzigen Sohnes durch seinen Vater, den mächtigsten Monarchen der Erde, nicht nur in Spanien, sondern in ganz Europa eine ungeheure Aufregung hervorrief. Zunächst am spanischen Hofe selbst hatte, trotz allem Vorausgegangenen, Niemand an einen *solchen* Ernst der Lage geglaubt. Es war unter allen Umständen ein ganz entsetzlicher Skandal im Königshause und namentlich die milde, gütige Königin Elisabeth fühlte sich unglücklich und weinte trostlos; „sie hörte zwei Tage lang nicht auf zu weinen," berichtet der französische Botschafter, „bis der König es ihr verbot."

Ihre ganze Seele spricht aus dem Billet, welches sie am Morgen des 19. Januar mit folgenden Worten an den französischen Gesandten richtete: „Herr von Fourquevaux! Ich wollte Ihnen diesen Morgen ausführlich schreiben, was hinsichtlich des Prinzen vorgeht. Aber meine Anhänglichkeit an ihn und der Schmerz, welchen der König leidet, weil er gezwungen ist, seinen Sohn also zu behandeln, haben mich in eine Gemüthsverfassung gebracht, in der ich befürchte, Ihnen Nichts erzählen zu können, wie ich es wünschte. Ich versichere Sie, daß ich des Prinzen unglückliches Schicksal nicht minder tief empfinde, als wenn er mein eigener Sohn wäre. Es wäre mein sehnlichster Wunsch gewesen, ihm dienen zu können, in Anerkennung der freundlichen Gesinnung, die er für mich hegte. Allein Gott hat gewollt, daß es dahin kommen mußte — zu meinem tiefsten Herzeleid. Im Uebrigen hat mir der König befohlen, erst zu schreiben, wenn er es mir sagen wird; auch Sie zu ersuchen, Sie möchten vorher keinen Courier entsenden, wie er denn auch angeordnet hat, daß ohne seinen Befehl weder ein Courier noch sonst Jemand, sei es zu Fuß oder zu

Pferd, die Hauptstadt verlassen darf. Was mich betrifft, so ist es mir so um's Herz, daß ich Ihnen nichts Vernünftiges glaube sagen zu können; so schließe ich denn.

Elisabeth."

Auch Prinzessin Johanna, gegen die Carlos so oft lieblos gewesen, und Don Juan d'Austria, das widerwillige Werkzeug seines Unterganges, waren tief betrübt; Letzterer zeigte sich sogar öffentlich in tiefster Trauerkleidung, was ihm aber der König untersagte.

Aus der Mitte der Bevölkerung zeigte sich nicht eine Spur von Widerstand gegen des Königs Entschluß und That. Unter den Granden erlaubte sich nur Fernandez de Velasco, Connetable von Castilien, in seiner Antwort auf des Königs Brief die Bemerkung, er habe es auffallend gefunden, daß über die Gefangensetzung eines Prinzen, welchem bereits als Thronfolger die Huldigung geleistet wurde, nicht die Großen Castiliens gehört worden seien.

Aus der allgemeinen Unterwerfung unter den allmächtigen Willen des Monarchen folgt aber natürlich keineswegs, daß man sein Vorgehen auch allgemein gebilligt habe. Das Gegentheil scheint vielmehr in ziemlich weiten Kreisen der Fall gewesen zu sein. Der Prinz, so hieß es, sei allerdings in seinen Neigungen und in seinen Reden ein verkehrter und ungezügelter Mensch gewesen, allein ein Verbrechen habe er noch nicht begangen, und man hätte ihn ohne so gewaltsame Maßregeln wohl auch zur Ordnung bringen können. Manche gingen weiter und wiesen darauf hin, die Monarchen seien überhaupt geneigt zur Eifersucht und Mißgunst gegen begabte und hochstrebende Kronprinzen; eines Königs Verhalten gegen seinen Sohn sei nicht ohne alle Verwandtschaft mit seiner Handlungsweise gegenüber dem Volke, und es wäre für das Letztere eine Beruhigung,

wenn einem Thronfolger ein gemäßigter und geordneter Antheil an der Regierung gewährt würde.

Diese Urtheile des kannegießenden Madrid sind nicht bestimmend für das historische Urtheil. Philipp aber, der sorgfältig die Hand am Pulse der Zeit hielt, blieb für die nächste Zeit unausgesetzt in der Hauptstadt, mit Verzicht auf jeden Landaufenthalt, jede Erholung, jeden Frühlingsausflug. Unter dem Einfluß der unerschütterlichen Ruhe, welche ihn auszeichnete, beruhigte sich bald die ganze Gesellschaft bei Hof und außerhalb desselben. Schon am 7. Februar meldet der österreichische Botschafter seinem Hofe: „Des printzen halber so ist es ganz still, als ob er todt wär;" Andere sagen dasselbe mit ähnlichen Worten.

Auch von Außen hatte Philipp nur sehr schwache Versuche einer Einmischung in die schmerzlichste Angelegenheit seines Lebens abzuwehren. Die Königin-Wittwe von Portugal soll sich mit großmütterlicher Zärtlichkeit angeboten haben, selbst zu kommen, um auf den Gefangenen einzuwirken; Philipp dankte. Der portugiesische Gesandte verlangte den Prinzen zu sehen; er empfing eine ablehnende Antwort. Katharina von Medici und ihre Söhne dachten wohl nur daran, daß die Beseitigung des bisherigen Thronerben Raum schaffe für etwaige künftige Söhne der ihren Verwandten so unähnlichen, auch in dieser Hinsicht so reinen und edlen Königin Elisabeth. Den innigsten und schmerzlichsten Antheil an dem unglücklichen Gefangenen nahm dagegen der Vater der katholischen Christenheit, der heilige Papst Pius V. Seine Antwort auf Philipps II. eigenhändigen Brief war von der Art, daß nach der Erzählung des Nuntius, welcher sie dem König übergab, diesem bei Lesung der Worte des heiligen Vaters unaufhaltsam die

Thränen in die Augen traten. Da übrigens der Papst wiederholt den Wunsch andeuten ließ, über den inneren Zusammenhang der Dinge noch genauer unterrichtet zu werden, so entschloß sich Philipp zu einem zweiten eigenhändigen Schreiben an denselben über diesen peinlichen Gegenstand. Der Brief ist datirt vom 9. Mai 1568. Die entscheidende Hauptstelle desselben lautet:

„Mehr als einmal habe ich die Last, welche mir Gott durch die Staaten und Reiche auferlegt hat, deren Regierung zu führen er mich würdigte, als zu dem Zwecke mir auferlegt erkannt, daß ich die wahre Religion und den Gehorsam gegen den heiligen Stuhl aufrecht erhalte, Frieden und Gerechtigkeit zur Herrschaft bringe und nach den wenigen Jahren, die ich noch in dieser Welt zuzubringen habe, mein Reich zurücklasse in einem Zustand fester Ordnung und in einer seine dauernde Erhaltung verbürgenden Sicherheit. Dieß hängt vor Allem ab von der Persönlichkeit dessen, der berufen ist mir nachzufolgen. Nun hat es Gott gefallen zur Strafe meiner Sünden, daß mein Sohn mit so vielen und schweren, theils in seinem geringen Verstand, theils in seinem Charakter begründeten Fehlern behaftet ist, daß ihm die Fähigkeit zur Regierung gänzlich fehlt. Ich sah, wenn er mir auf dem Throne nachfolgte, schwere Uebel und offenbare Gefahren voraus. Unter diesen Umständen, und nachdem eine lange, in's Einzelne gehende Erfahrung, sowie die Erfolglosigkeit aller angewandten Besserungsmittel mich überzeugt hatten, daß bei meinem Sohn nur eine geringe, ja gar keine Besserung zu erwarten sei; — als somit jede Hoffnung zerstört war, daß die mit allem Grund zu befürchtenden Uebel durch die Wirkung der Zeit abgewendet werden könnten, da mußte es als schlechthin nothwendig erachtet werden, ihn einzuschließen, um in der Folge

mit reiflicher Erwägung zu prüfen, welche Mittel je nach der Lage der Dinge anzuwenden sein dürften, um meinen Zweck zu erreichen, ohne mich irgend Jemands begründetem Tadel auszusetzen.“ Gleichzeitig versicherte jedoch der König dem Papst, daß sein Sohn sich noch nicht der Rebellion schuldig gemacht habe, daß man ihm auch hinsichtlich seiner Rechtgläubigkeit keinen Vorwurf machen könne. Mit diesem Briefe beruhigte sich der heilige Vater.

In den Niederlanden, wo tödtlicher Haß gegen die spanische Herrschaft und gegen Philipps Regierungsgrundsätze immer weiter um sich griff, wo Alba's blutige Maßregeln die Kluft zwischen König und Volk immer unheilbarer auseinanderrissen, wo Oraniens diabolische Politik kein Mittel scheute, den Gegner zu verdächtigen, beutete man natürlich die Vorgänge zwischen Philipp und Don Carlos auf's Gehässigste gegen den Ersteren aus. Man sagte und glaubte, der Prinz habe seinen Vater vom Throne stoßen und ein entgegengesetztes politisches System in's Leben rufen wollen; man sagte und glaubte, Don Carlos sei Protestant. Von hier aus durch das protestantische Deutschland verbreitet, ist die große Geschichtslüge herrschend geworden, die schließlich in Schillers Trauerspiel ihren so verführerischen Ausdruck gefunden hat. Philipp erkannte die Sachlage sehr wohl; in einem Brief an Alba vom 6. April fordert er den Statthalter ganz besonders auf, den soeben bezeichneten falschen Meinungen im Publikum nachdrücklich entgegenzutreten.

Der nahverwandte Wiener Kaiserhof, an welchem man mit unglaublicher Bornirtheit immer noch an dem Gedanken einer Vermählung der Erzherzogin Anna mit Don Carlos festhielt, gerieth natürlich bei der Nachricht vom großen Madrider Ereigniß in die heftigste Aufregung und Bestür-

zung. Die Kaiserin, Philipps Schwester, faßte sich zuerst wieder zu dem Gedanken und zu den Worten, der König sei Vater, er wisse, was er thue, und man müsse überzeugt sein, daß Alles, was er thue, zum Besten seines Sohnes geschehe. Natürlich mußte jetzt jeder Gedanke an die Verbindung mit Anna aufgegeben werden; und Philipp that in dieser Beziehung ein Uebriges, indem er in einem weiteren Brief an seinen kaiserlichen Schwager nicht nur die nämlichen Gedanken beinahe mit den nämlichen Worten aussprach, deren er sich dem Papste gegenüber bedient hatte, sondern die ausdrückliche Erklärung hinzufügte: „was geschehen ist, ist keine vorübergehende Maßregel und wird in der Folge keine Veränderung erleiden." Diesem unerbittlichen Worte gegenüber wurden denn auch von Seite der kaiserlichen Familie keine ernstlichen Versuche gemacht, auf das Schicksal des spanischen Thronerben irgendwie einzuwirken. Zwar kündigte der Kaiser dem Könige seinen Entschluß an, seinen Bruder, den Erzherzog Karl, zu ihm zu senden, um „über die Angelegenheiten des Prinzen und über Mehreres Andere" mit ihm zu verhandeln. Allein bevor es zur Ausführung dieses Gedankens kam, erhielt man in Wien die Nachricht vom Tode des Don Carlos. Der Erzherzog reiste gleichwohl nach Madrid, um einen gänzlich erfolglosen Versuch der Einmischung in die niederländischen Angelegenheiten zu machen. Allein inzwischen war auch Königin Elisabeth gestorben; sie hinterließ dem König außer Clara Eugenia noch eine Tochter Katharina, später die Gemahlin des Herzogs von Savoyen. Anna wurde nunmehr statt des Prinzen des Königs Gattin. Daß Philipp keinen Anstand nahm, sich mit einer Prinzessin zu verheirathen, die seinem Sohne angeboten war, scheint hart. Allein der Geist der Zeit und

die Verhältnisse brachten es mit sich; Philipp hatte, wie wir wissen, aus drei Ehen noch keinen Sohn, Anna war jung, gesund, fromm, und der König von Spanien hatte keine große Auswahl unter den Fürstinnen Europa's. Auch Anna war, wie die früheren Königinnen, ihrem Gemahl nicht nur treu ergeben, sondern auch glücklich durch seine achtungsvolle Zuneigung.

Doch kehren wir zu dem unglücklichen Gefangenen zurück.

Der König hatte die Zahl der seinen Sohn bewachenden Edelleute auf acht erhöht; außer ihnen wurde Niemand zu ihm gelassen, sie lösten sich zu je zwei nach je 6 Stunden ab. Ehe sie in das Zimmer des Prinzen traten, mußten sie jede Waffe ablegen. Die Speisen wurden ihm zerschnitten aufgetragen, damit keinerlei gefährliches Werkzeug in seine Hände komme. Am 25. Januar wurde Fürst Eboli endgiltig mit der Oberleitung über die Beaufsichtigung des Gefangenen betraut. Ein Thurm mit einem einzigen Ausgang und einem einzigen Fenster, am Ende der ganzen Reihe der bisherigen kronprinzlichen Gemächer gelegen, wurde nunmehr als die ausschließliche Wohnung des Prinzen eingerichtet. Das Fenster ward vergittert, dem Tageslicht Zugang von oben verschafft, die Feuerstätte am Kamin mit einem Gitter umgeben; nach einem anstoßenden Zimmer hin ward eine Oeffnung mit einem Holzgitter angebracht, damit Carlos der heiligen Messe anwohnen könne. Fürst und Fürstin Eboli bezogen die übrigen Räume der Kronprinzenwohnung. Eboli's bisherige Gehilfen, mit Ausnahme des Grafen Lerma, wurden ihres Amtes entbunden, fünf andere Herren an ihre Stelle ernannt. Schmerzlich empfand Carlos vor Allem die Trennung von Rodrigo de Mendoza, von dem er zärtlichen Abschied nahm. Erst seit wenigen

Monaten war er in des Prinzen Dienst gestanden, der ihn rasch und zärtlich lieb gewann.

Gleichzeitig entließ der König den ganzen Hofstaat seines Sohnes, verfügte sogar über dessen Pferde.

Diese Maßregeln sprachen allzu deutlich. Carlos sah sein Schicksal in seiner ganzen Härte vor sich stehen; er versuchte den Selbstmord. Da ihm kein Werkzeug der Gewaltthat übrig blieb, so verfiel er auf den Hungertod, und bewirkte dadurch, wenn ich so sagen darf, geradezu das Gegentheil. Er war immer ein unmäßiger Esser gewesen. Sein Vater erklärte auf die Meldung, daß er die Nahrung zurückweise: „er wird essen, wenn er wahren Hunger empfindet." Carlos trieb die Sache weit, bis er auf's Aeußerste schwach und elend wurde; dann aß er. Aber das Fasten hatte seinen Körper gereinigt; er wurde zunächst gesunder, als er je gewesen.

Am 2. März erließ der König ein ausführliches Reglement über Bewachung und Lebensweise seines Sohnes, aus dem ich Einiges Wesentliche hervorhebe.

Die dem Prinzen beigegebenen Edelleute werden ihm mit der schuldigen Ehrerbietung begegnen. Sein Zimmer darf er nie verlassen; die Thüre desselben muß Tag und Nacht halb geöffnet sein. Nur der Arzt, der Barbier und der Leibdiener darf außer den zur Beaufsichtigung befohlenen Edelleuten das Zimmer betreten; einer der Letzteren muß in demselben schlafen. Will der Prinz von seiner Lage sprechen, so ist ihm nicht zu antworten; Botschaften darf er nicht empfangen, nicht absenden; im Uebrigen sind seine Befehle zu vollziehen. In seinem Zimmer muß jedes Wort so laut gesprochen werden, daß alle Anwesenden Alles verstehen. Niemand darf im Zimmer eine Waffe tragen. Nur Brevier und Andachtsbücher werden ihm gegeben (doch trat

hierin eine Milderung ein, indem es gewiß ist, daß Carlos sich einige Zeit mit dem Studium der spanischen Gesetze beschäftigt hat). Jeder der zu Carlos befohlenen Edelleute darf nur einen einzigen, unbedingt vertrauenswürdigen Diener haben. Sie wurden auf ihr Amt besonders beeidigt.

Unter der Wucht dieser harten Bestimmungen erlag die Fassung des Unglücklichen von Neuem; er suchte sich zu tödten, indem er einen Diamantring verschluckte, der aber ohne Schaden wieder von ihm ging.

Einige Linderung brachte in diesem verzweifelten Falle die einzige göttliche Trösterin, die Religion. Ostern kam und Carlos verlangte nach den heiligen Sacramenten. Er beichtete, und nach Einholung der Befehle des Königs empfing er am 24. April die heilige Communion. In der nächsten Zeit nach dieser gnadenreichen Handlung soll er ein ganz anderer Mensch gewesen sein; sanft, freundlich, versöhnlich, enthielt er sich der gewöhnlichen Ausbrüche von Haß und Verachtung gegen seinen Vater.

In diesem Augenblicke glaubten Manche, eine Aussöhnung sei möglich, der Gefangene bereits hart genug bestraft. Was Philipp gethan haben würde, wenn die Besserung angehalten hätte, kann wohl Niemand mit Gewißheit sagen. Vorläufig schrieb er am 19. Mai seiner Schwester, der Kaiserin, man dürfe aus dem Empfang der Sacramente nicht den Schluß ziehen, daß der Prinz nicht mehr geisteskrank sei. Es gebe lichte Augenblicke, und es gebe Geisteskrankheiten, die sich auf politische Angelegenheiten und öffentliche Dinge beziehen, während der Kranke in Bezug auf mancherlei Privatangelegenheiten zurechnungsfähig sei.

In der That war die Besserung keineswegs von längerer Dauer. Nachdem der Prinz sich einige Zeit mit juristischen Studien beschäftigt, Manches niedergeschrieben und Alles

wieder zerrissen hatte, erfolgte rasch ein neuer Ausbruch leidenschaftlichster Verzweiflung, der bald in Krankheit und Tod überging.

Es war Sommer geworden, der Unglückliche durfte das Zimmer nicht verlassen. Er ließ den Fußboden desselben stark mit kühlem Wasser befeuchten, und ging dann nicht nur in leichtester Kleidung, sondern auch barfuß darin umher. Schlief er bei offenem Fenster, so entblößte er sich zugleich so sehr als möglich; Morgens und Abends trank er große Mengen Eiswasser, genoß im Uebermaß Obst und andere ihm schädliche Speisen; zwischen hinein soll er einmal elf Tage lang jede oder fast jede feste Nahrung zurückgewiesen haben.

Manche dieser diätetischen Mißgriffe waren damals in Spanien fast allgemein Sitte, so namentlich der Gebrauch des Eiswassers und die Abkühlungen des Bettes mit einer sogenannten Schneeflasche; allein auch nach Abzug dieser Dinge bleibt genug übrig, um einen von jeher kränklichen Körper, auf welchen fortwährend leidenschaftliche Gemüthsregungen einstürmten, in kurzer Zeit zu zerstören.

Auf den Vorwurf, daß man die Excesse, Unordnungen und Diätfehler des Gefangenen hätte verhindern sollen und können, hat Philipp selbst in einer nach dem Tode seines Sohnes an seine Gesandten bei den auswärtigen Höfen gerichteten Depesche geantwortet, indem er sagte: „Wer den Charakter und die Gemüthsart des Prinzen gekannt und mit ihm gelebt hat, der wird ein anderes Urtheil fällen. Denn es ist gewiß, daß, wenn man ihm auch alle und jede Mittel zu den von ihm begangenen Fehlern gegen die Gesundheit entzogen hätte, er sich alsdann anderen wahnsinnigen Handlungen hingegeben haben würde, die nicht nur für sein Leben, sondern auch für seine Seele noch verderblicher gewesen wären. Auch

würden die fraglichen Fehler nicht so schlimme Folgen gehabt haben, wenn sich der Prinz nicht durch andauernde Zurückweisung der Nahrung so sehr geschwächt hätte: und um ihn von dieser letzteren Handlungsweise abzubringen, hat man Alles nur Denkbare versucht und gethan."

In der Mitte Juli wurde dem Prinzen nebst und nach anderen Speisen eine Feldhühnerpastete aufgetragen. Er verzehrte, nebst und nach der übrigen Mahlzeit, die ganze Pastete, vier stark gewürzte Feldhühner, zusammt der Kruste. Den heftigen Durst, welcher darauf eintrat, suchte er zu stillen, indem er den ganzen Tag über unmäßig in Eis gekühltes Wasser oder eigentliches Eiswasser trank. In der Nacht erfolgte ein heftiger Anfall von Brechruhr; alle von den Aerzten verordneten Heilmittel wies der Kranke zurück. Schon am 19. Juli war sein Zustand hoffnungslos. Der König gestattete, daß man die Krankheit seines Sohnes bekannt werden ließ. Mit dem Sterbenden soll in diesen letzten Tagen eine fast wunderbare Veränderung vorgegangen sein; Gemüth und Verstand zeigten sich ruhig und klar. Mit musterhafter Andacht beichtete er, und da das unausgesetzte Erbrechen den Empfang der heiligen Communion unmöglich machte, so betete er das heiligste Sacrament mit großer Demuth und Zerknirschung an. Jetzt nahm er auch, obwohl hoffnungslos, ärztlichen Beistand ruhig und ergeben an.

Es wird erzählt, Don Carlos habe seinen Vater zu sehen gewünscht, und dieser habe es dem Sterbenden abgeschlagen, auch Niemand zu ihm gelassen, außer den Aerzten und den zum Dienst Befohlenen. Ob dieß wahr ist, ob Philipp aus eigener Entschließung, oder, wie Andere behaupten, auf den ausdrücklichen ihm vom Beichtvater seines Sohnes gegebenen Rath hin so handelte, will ich nicht ent-

scheiden: allein was bei der Zusammenkunft hätte herauskommen sollen, vermag ich nicht einzusehen. Nach einer anderen Erzählung hat der König von dem Nebenzimmer aus, hinter Eboli und Antonio de Toledo stehend, von seinem Sohne ungesehen, demselben den väterlichen Segen ertheilt. Auch dieß bleibe dahingestellt.

Am 22. Juli diktirte Don Carlos seinen letzten Willen. Seinen Gläubigern verschrieb er die Brautgabe seiner Mutter, 200,000 Thaler, und bat seinen Vater, das Fehlende zu ergänzen. Er empfahl dem König auch seine früheren Diener, bedauernd, daß er dieselben oft mißhandelt habe. Er wünschte im Kloster der Dominikanerinnen zu Madrid beerdigt zu werden, und verfügte über die wenigen Juwelen und Kostbarkeiten, die er noch besaß.

Don Carlos war ein andächtiger Verehrer des heiligen Jakobus, des Schutzheiligen Spaniens; am Feste dieses Nationalpatrons, den 25. Juli, wünschte er zu sterben. In der Nacht vom 23. auf den 24. fragte er nach der Uhr; es war zwei Stunden vor Mitternacht. Er zeigte sich besorgt, die Vigil des Festes nicht mehr zu erleben, verehrte mit größter Andacht ein Cruzifix, das auf seiner Brust lag, empfahl sich der Gnade und Barmherzigkeit Gottes. Er erklärte, daß er seinem Vater verzeihe, der ihn der Freiheit beraubt, ebenso allen Denjenigen, nach deren Rath der König gegen ihn gehandelt habe, Eboli, Espinosa und allen Anderen. Als es 12 Uhr geschlagen hatte, rief er aus: „Der Augenblick ist gekommen!“ — nahm die Sterbekerze in seine Hand, und zu seinem Beichtvater gewendet sprach er: „Mein Vater, steht mir bei!“ Seine letzten, lateinisch gesprochenen Worte waren: „Gott sei mir Sünder gnädig!“ Am 24. Juli 1568, Morgens 1 Uhr, hatte Philipps unglücklicher Sohn ausgeduldet: er war 23 Jahre

und 16 Tage alt geworden. Einige Minuten vorher hatte man auf sein Sterbelager die Franziskanerkutte und die Dominikanerkapuze gelegt, in welchen er beerdigt sein wollte.

Ich übergehe die Feierlichkeiten der Beerdigung. Philipp II. zog sich am 28. Juli nach dem Escorial zurück. Sein Aeußeres verrieth tiefen Schmerz; über das Innere hat Gott gerichtet.

Während der Kriege des französischen Kaiserreichs, im Jahre 1812, hat ein Oberst Bory im Staube der Todten gewühlt, um zu untersuchen, ob am Halse des Don Carlos irgend eine Spur von Gewaltthat zu sehen sei: allein die Allarmtrompete jagte ihn im entscheidenden Augenblick unverrichteter Dinge davon.

Es sind über das ganze Trauerspiel zwischen Vater und Sohn kaum noch neue Quellenaufschlüsse zu erwarten. Als ich im Jahre 1867 in Spanien war, hatte gerade ein spanischer Schriftsteller neuerdings den Versuch gemacht, König Philipp geradezu als den Mörder seines Sohnes hinzustellen. Ich habe in meinem „Ausflug nach Spanien" über diesen Versuch referirt, und halte es weder für nothwendig, noch für passend, von dem dort Gesagten Etwas zu wiederholen. Hier habe ich den Versuch gemacht, das Wesentliche des durch die neuesten archivalischen Forschungen, namentlich durch den berühmten belgischen Gelehrten Gachard, festgestellten thatsächlichen Materials zusammenzufassen. Jeder Leser möge das Urtheil sich selbst bilden: meine Ueberzeugung ist, daß Carlos zwar nicht, wie Manche ihn darstellen wollten, ein thierischer Blödsinniger, wohl aber ein auf die schwersten Abwege gerathener, körperlich und geistig erkrankter, unglücklicher und selbst zu den schwersten politischen Verbrechen entschlossener Jüngling war, gegen den sein Vater in Erfüllung seiner Monarchenpflicht

allerdings im Wesentlichen nicht anders handeln konnte, als er gehandelt hat.

Gerade in dieser Angelegenheit, die mehr und leidenschaftlicher als irgend eine andere ausgebeutet worden ist, um Philipps Andenken bei der Nachwelt zu brandmarken, finde ich — keine Schuld an ihm. Ich gehe hierin, nachdem ich mehr gelernt und gelesen, noch etwas weiter, als ich im Jahre 1867 ging; es ist mir aber in gewissem Grad eine Beruhigung und eine Bürgschaft für die Richtigkeit meiner Ueberzeugung, daß ich schon damals, ohne Gachards und Anderer quellenmäßige Arbeiten zu kennen, auf meinem mehr philosophischen und intuitiven Weg zu sehr ähnlichen Ergebnissen gelangte, wie die exacten Forscher auf dem ihrigen. Zwar ist Gachard's Urtheil über Philipp nicht so günstig, wie das meinige; aber da wir von den nämlichen Thatsachen ausgehen, so ist es einfach und ausschließlich Sache des Lesers, zwischen uns zu entscheiden. Nicht unerwähnt will ich übrigens lassen, daß selbst der aufgeklärte Protestant Prescott sich zu folgendem Zugeständniß gezwungen sieht: „Des Prinzen von Natur wildes, starrköpfiges Wesen ward durch Krankheit verschlimmert und verwandelte sich, als sein natürlicher Vormund demselben Mißtrauen und Entfremdung entgegensetzte, in einen Zustand der Raserei, welche für seine Ausschweifungen die beste Vertheidigung liefert und zugleich seinen Vater rechtfertigt, wenn dieser, um sie zu verhindern, Maßregeln ergreifen mußte." Nur unerbittliche Strenge in den gegen sein Kind ergriffenen Maßregeln wirft dieser Geschichtsforscher dem König noch vor; er sagt aber mit keinem Worte, wie und in welchen Punkten anders hätte gehandelt werden können, als gehandelt worden ist. —

Es wäre mir gewiß höchst schmerzlich, in einer so wich-

tigen und immerhin dunkeln Frage unbewußt dem Irrthum zu dienen. Allein an die vorbedachte, langsame oder plötzliche Ermordung eines einzigen Sohnes und Thronerben durch seinen Vater glaube ich nicht, so lange mir ein Grund hiefür nicht nachgewiesen wird. Wohl aber glaube ich bis zum Beweise des Gegentheils um so fester an die Unaustilgbarkeit der elterlichen Liebe. Wer aus Haß gegen die katholische Kirche und gegen ihren bevorzugten Vorkämpfer des 16. Jahrhunderts den entgegengesetzten Weg einschlagen will, der mag es thun, ich folge ihm nicht. Ich weiß nicht, wie Philipp anders hätte handeln **können**, und so lange mir das nicht gesagt wird, **spreche ich ihn frei.**

IV.

Die inneren Zustände Spaniens.

Als Philipp aus den Niederlanden, wo er die Keime der beginnenden politischen und kirchlichen Zerrüttung gesehen, in sein treu katholisches und streng monarchisches Spanien zurückkehrte, da war es sein fester Entschluß, dem Wohle dieses Landes und Volkes, das er mit Recht als den Mittelpunkt und die Hauptsache seiner großen Monarchie betrachtete, von jetzt an alle seine Kraft zu widmen.

Das Erste, was er zu thun hatte, war die Ausrottung des nur in ganz wenige und enge Kreise der spanischen Gesellschaft oberflächlich eingedrungenen Protestantismus. Bei diesem Vorhaben kam die ganze Nation ihrem König mit nahezu einstimmiger Begeisterung entgegen; es bedurfte nur weniger Inquisitionsakte, und von spanischen Protestanten war nicht mehr die Rede. Ich habe hierüber schon weiter oben das Nöthige gesagt.

Allein noch eine andere Quelle innerer Zerrissenheit und Spaltung wollte nicht versiegen. Isabella und Ferdinand, Philipps II. Urgroßeltern, hatten durch Eroberung des Königreichs Granada die Befreiung des spanischen Bodens von der Herrschaft ungläubiger Fremdlinge vollendet, und der besiegten maurischen Bevölkerung billige und freundliche Bedingungen ihrer ferneren Existenz gestellt. Allein es zeigte sich bald, daß in einem durchaus christlichen Staate das Bestehen eines öffentlichen widerchristlichen Cultus ein Unding ist. Christliche Bekehrungs- und maurische Aufstands-Versuche wechselten ohne Aufhören mit einander ab. Die Mauren — die Getauften nicht minder, als die Ungetauften — konnten den Schmerz um die zu Grab getragene frühere Herrlichkeit ihres Reiches nicht vergessen, und die Masse der spanischen Nation, unzugänglich für national-öconomische und noch viel mehr für freimaurerische Auffassung der Dinge, betrachtete die noch im Lande befindlichen Araber stets als unrechtmäßige Eindringlinge und Todfeinde des Kreuzes, welche aus dem Lande zu jagen oder auszurotten Recht und Pflicht sei. Das ganze Verhältniß bedrohte in gefährlichster Weise sowohl die religiöse als die nationale Einheit.

König Philipp II. konnte sehr bald nicht umhin, seine Stellung zur Frage zu nehmen. Das religiöse Prinzip war bei ihm wie bei seinem Volke durchaus Eins mit dem politischen. Den Mauren gegenüber konnte seine Politik kein anderes Ziel haben, als das schon von seinem Vater verfolgte war: sie mußten nach und nach gezwungen werden, ihren hergebrachten Sitten und Gebräuchen, ihrer Nationaltracht und ihrer Volkssprache zu entsagen, weil nur auf diesem Wege Spanier und Christen aus ihnen werden konnten. Es war ganz der nämliche schmerzliche und furchtbare

Prozeß, welchen Rußland und Preußen seit einem Jahrhundert gegen Polen kämpfen, nur daß der bekehrte Liberalismus unserer Tage in diesem Fall für die Sache ist, weil ein katholisches Volk von akatholischen Mächten verschlungen wird, in jenem Fall aber dagegen, weil das Umgekehrte der Fall war.

Schon im Jahre 1560 erließ Philipp II. eine Verordnung, welche den Moslems das Halten afrikanischer Sklaven untersagte; ein weiteres Gesetz von 1563 erneuerte die frühere Anordnung, wornach den Moriscos nur der Besitz solcher Waffen erlaubt war, welche das Wappen des General-Kapitäns als Zeichen der obrigkeitlichen Konzession trugen.

Allein das waren nur Vorläufer einer viel wichtigeren und tief einschneidenden Maßregel. Man hatte sich überzeugt, daß bei Weitem die Meisten auch der getauften und angeblich bekehrten Moslems in der That und Wahrheit den Glauben ihrer Väter mit aller Treue und Innigkeit einer verfolgten und von den Siegern nicht verstandenen Bevölkerung festhielten; und mit dem religiösen Glauben ist bekanntlich bei den Mohamedanern jegliche Sitte, jegliches Verhältniß des Lebens, der Familie, des Volkes auf's Untrennbarste verbunden. So beschloß man denn, die Axt an die Wurzel zu legen, alle geschichtlichen Bande, welche die unglücklichen Moriscos mit der Vergangenheit ihres Volkes verknüpften, einfach durchzuhauen. Dieser Versuch wurde gemacht durch das Gesetz oder die Verordnung vom 17. November 1566.

Auch wer die Nothwendigkeit und Wohlthätigkeit des Unterganges der falschen mohamedanischen Cultur in Spanien auf's Klarste einsieht und anerkennt, er kann sich dennoch des tiefsten Mitleids für die armen Moriscos nicht erwehren, wenn er die Bestimmungen dieses Gesetzes erwägt.

Eine Frist von drei Jahren ward gesetzt, innerhalb welcher in allen Verhältnissen des Lebens, bis zu den Namen herab, die castilianische Sprache an die Stelle der arabischen getreten sein sollte. Binnen zwei Jahren schon sollte der vollständige Umtausch der Nationaltracht vollzogen sein, die Frauen mit unverschleiertem Angesicht ausgehen — dieß allein schon eine unerhörte Schmach für die Herzen der Orientalen. Die Ehen sollten öffentlich geschlossen, die Hochzeitshäuser den ganzen Tag über offen gelassen werden. Die nationalen Gesänge und Tänze, die zu Schlaffheit und Wollust verleitenden warmen Bäder in den Häusern wurden verboten, jede Uebertretung mit den strengsten Strafen geahndet.

Das Gesetz war keineswegs der Ausfluß persönlicher Härte oder Despotenlaune von Seiten Philipps, sondern es lehnte sich historisch genau an eine unter Karl V. ergangene, aber wieder eingeschlafene Verordnung an, und es beruhten die Bestimmungen desselben auf der sorgfältigsten Prüfung einer aus den ausgezeichnetsten Geistlichen und Laien zusammengesetzten Kommission. So war eben die Lage der Dinge, so der Geist der Zeit, daß man ohne diese abnormen Maßregeln die klaffende Wunde des Vaterlandes nicht glaubte heilen zu können. Nur Alba sprach sich gegen den Entwurf aus, man weiß aber nicht, ob aus persönlicher Abneigung gegen den die Sache leitenden Espinosa, oder ob und aus welchen sachlichen Gründen. Der König genehmigte den fast einstimmigen Kommissions-Entwurf.

Mit dem Anfang des Jahres 1567 ward der unglücklichen maurischen Bevölkerung ihr Schicksal verkündet. Ein dumpfer Schrei der Verzweiflung war die erste Folge; jedoch zunächst gelang es den besonnenen und gemäßigten Elementen, einen blutigen Ausbruch noch hintanzuhalten.

Man wandte sich bittend an den Monarchen. Philipp empfing den Abgesandten gnädig, hörte ihn geduldig an, versprach alle mögliche Aufmerksamkeit für die Lage der Moriscos, zerstörte aber gleichzeitig jede ernstliche Hoffnung durch die Worte: „Was ich in der Sache gethan habe, geschah auf den Rath weiser und gewissenhafter Männer, die mir sagten, daß ich dazu verpflichtet war.“ Bald erfolgte auch in aller Form der ablehnende Bescheid.

Nun stand für die Mauren nur zwischen Gehorsam und Aufruhr die Wahl. Die auf's Aeußerste Gebrachten wählten das Mittel der Verzweiflung. Als die Fristen abzulaufen begannen, mit welchen die Vollstreckung der einzelnen Gesetzesvorschriften zu beginnen hatte, kannte die Bitterkeit und empörte Stimmung des Volkes keine Grenzen mehr. Der Aufstand brach mit dem Jahre 1569 aus, und wenn auch zunächst der Plan, sich der Hauptstadt Granada zu bemächtigen, mißlang, so zeigte doch die rasche Wahl eines Königs in der Person des jugendlichen, wiewohl mit allen tiefen Fehlern des maurischen Wesens behafteten Aben-Humeya, eines Abkömmlings der alten nationalen Herrscherfamilie, daß die Sache mit vollem Ernste gemeint und auch von Spanien so zu verstehen war.

Eine fürchterliche Christenverfolgung begann. Nur mit tiefster Trauer vermag das Auge des Menschenfreundes die Geschichte jener Tage zu lesen, in welcher sich auf die entsetzlichste Weise die alte Wahrheit dargestellt hat, daß der Mensch nie thierischer wüthet, als wenn er im Namen der Religion zu kämpfen vorgibt und es wohl auch aufrichtig so meint. Und die ganze, unter den empörten Moriscos zerstreute Christenbevölkerung, vom Priester und Ortsvorsteher bis herab zur zarten Jungfrau und dem unmündigen Kinde erlitt unter den namenlosen, ausgesuchtesten Qualen

einen grauenhaften Martyrertod, ohne daß auch nur ein einziges Wesen die angebotene Rettung und Belohnung um den Preis der Glaubensverläugnung angenommen hätte. Welch' ein Volk! Aber auch welch' eine Rache war zu erwarten!

Den Einzelverlauf des blutigen Kampfes, die von beiden Theilen verübten Gräuelthaten zu schildern, gehört in keiner Weise zu der Aufgabe dieses Buches. Nach manchen Wechselfällen zeigte sich im Großen und Ganzen ein immer kühneres Auftreten der Rebellion, die auch bei allen Glaubensgenossen, sowohl in Afrika als in Konstantinopel Anknüpfungspunkte suchte und zum Theil wirklich fand.

Unter diesen Umständen sah sich Philipp genöthigt, einen Oberbefehlshaber ersten Ranges auf den Schauplatz der Empörung zu senden.

Der unglückliche Vater, der im Jahre zuvor seinen einzigen Sohn auf so erschütternde Weise geopfert und verloren hatte, er konnte nicht über viele Feldherrn verfügen. Sein Alba war in den Niederlanden, und er selbst war kein Feldherr, abgesehen davon, daß es in keiner Weise denkbar gewesen wäre, des Königs Majestät den Wechselfällen eines grimmigen Bürgerkrieges auszusetzen. Er sandte seinen natürlichen Bruder, Don Juan d'Austria.

Wir haben die vom Zauber der Poesie umflossene Gestalt dieses jugendlichen Helden berührt, als von Don Carlos die Rede war. Es ist nothwendig, hier Einiges über ihn nachzutragen.

Geboren am 24. Februar 1547 als Sohn einer Regensburgerin Namens Barbara Blomberg, die später mit einem Beamten Namens Kegel sich verheirathete, war Don Juan volle 20 Jahre jünger, als sein Bruder auf dem Thron Spaniens. Das Kind hatte den Namen Geronimo erhalten,

und der Kaiser ließ ihn zuerst drei Jahre lang in der mütterlichen Pflege, um ihn sodann einem kaiserlichen Musiker, einem Flamänder, anzuvertrauen, der mit dem Kinde in die Nähe von Madrid ziehen mußte. Gegen 50 Gulden jährlich versprach der Tonkünstler, den Sohn seines Kaisers so sorgfältig zu erziehen, als wenn er sein eigener wäre. Natürlich wußte der Pflegevater von dem wahren Sachverhalt, den Karl im tiefsten Geheimniß erhielt, nicht eine Spur.

In ländlicher Abgeschiedenheit, Abhärtung und Armuth wuchs das Kind zum Knaben heran und zeigte früh die hohen Gaben der Feuerseele, welche Gott in einen vollendet schönen Körper gelegt hatte. Karl V. ließ das hoffnungsvolle Wesen nicht aus den Augen; er stellte es nunmehr unter die erziehende Aufsicht seines treuen Dieners Luis Quijada und der Gemahlin desselben, Magdalena de Ulloa. Er das wahre Muster eines castilianischen Edelmannes der besten Zeit, sie eine Frau von idealer Tugendhöhe und ohne eigene Mutterfreuden, erzogen sie den ihnen Anvertrauten, um dessen Lebensgeheimniß nicht einmal die Pflegemutter wußte, unendlich besser, als es im Glanze irgend eines Hofes möglich gewesen wäre. Im Jahre 1558 ließ Karl V. sich den jungen Geronimo in die Nähe von Yuste kommen, um sich an der ungewöhnlichen Schönheit und dem hoffnungsvollen Aufblühen des Kindes zu erfreuen; auch dieß geschah mit solcher Vorsicht, daß kein Mensch den wirklichen Sachverhalt ahnte. An der Seite seines Pflegevaters nahm Geronimo Antheil an des Kaisers Begräbniß, und erst ein mit Karls Privatsiegel verschlossenes, an Philipp II. gerichtetes Codicill zu des Kaisers Testament löste das Räthsel. Karl erkannte seinen Sohn an, wünschte ihn zunächst für den geistlichen Ordensstand erzogen; jedoch sollte ihm

kein Zwang geschehen, und falls er die Welt vorzöge, solle er eine Dotation auf Liegenschaften mit 30 bis 40 tausend Dukaten Rente im Königreich Neapel erhalten.

Als Philipp II. im folgenden Jahre nach Spanien zurückkehrte, war er alsbald darauf bedacht, mit seinem Bruder zusammenzukommen und den letzten Willen seines Vaters zu ehren. In einem Parke bei Valladolid führte Quijada seinen Pflegesohn dem König vor. Auch dieser war, wie Jeder, der den Knaben sah, hingerissen von der holdseligen Anmuth und naiven Hoheit des Kaiserkindes; er theilte ihm feierlich die Wahrheit mit und stellte ihn den Hofleuten als seinen Bruder vor; dann umgürtete er ihn eigenhändig mit einem Schwerte und hing das große Band des goldenen Vließes um seinen Nacken. „Nie habe er von einer Jagd so liebe Beute heimgebracht," sagte Philipp vergnügt am Abende jenes Tages.

Von dieser Stunde an war der arme Geronimo zum Don Juan d'Austria geworden, hatte einen der glänzendsten Paläste Madrids, eine eigene Hofhaltung wie ein Prinz des königlichen Hauses. Gemeinschaftlich mit Don Carlos und dem später so berühmten Feldherrn Alexander Farnese studirte Don Juan auf der Universität Alcala; allein er überstrahlte seine beiden Genossen nicht nur an Körperschönheit, sondern auch an edlem und hohem Streben des Geistes. Philipp blieb ihm bis zu Don Juans frühem Tode trotz mancher Widrigkeiten, die uns noch begegnen werden, in treuer brüderlicher Liebe zugethan.

Der zu Abenteuern geneigte und schon früh durch kriegerische Neigungen sich auszeichnende Geist des jungen Mannes verleitete ihn im Jahre 1565, sich heimlich vom Hofe zu entfernen, um dem damals von den Türken belagerten Malta zu Hilfe zu kommen. Philipp rief ihn zwar durch

die strengsten Befehle zurück, ehe er noch den spanischen Boden verlassen hatte; allein an des Königs Gunst änderte dieser Vorfall Nichts, während er dem poesievollen jungen Menschen die enthusiastische Vorliebe der Nation schon damals eintrug. Schon im Jahre 1567 wurde Don Juan zum Generaladmiral der gegen die nordafrikanischen Corsaren bestimmten Flotte ernannt, und unter der Leitung des erfahrenen Don Antonio de Zuniga y Requesens, des späteren Statthalters der Niederlande, in den Dienst und Krieg zur See eingeführt. Sein erster Feldzug war an glänzenden Erfolgen reich, und triumphirend kehrte er nach Madrid zurück.

Ihn sandte nunmehr der König, um die empörten Moriscos niederzuwerfen. Luis Quijada begleitete ihn auf den Kriegsschauplatz; ein Kriegsrath der hervorragendsten Männer ward dem jungen Feldherrn, dessen Thatendurst nur in zu enge Grenzen spannend, zur Seite gesetzt. Im April 1569 traf er in Granada ein, von der christlichen Bevölkerung sehnsuchtsvoll erwartet, von den Empörten mit banger Furcht beobachtet. Er war zum völligen Manne geworden und trat in allen Verhältnissen des öffentlichen Lebens mit fürstlicher Ueberlegenheit, mit nie wankender Sicherheit und Bestimmtheit auf.

Es ist, wie schon gesagt, nicht meine Aufgabe, den jetzt folgenden Krieg, an welchem Philipp II. keinerlei persönlichen Antheil nahm, in seinen Wechselfällen, in seinen wunderbar heroischen und blutig grausamen Thaten zu verfolgen. Der gleichzeitige, geniale spanische Geschichtsschreiber Mendoza, ein nach antiken Mustern gebildeter Schriftsteller voll Geist und Leben, hat das Detail des Kampfes in seinem noch jetzt lesenswerthen „Krieg von Granada" geschildert; und nur durch eingehendste Detail-

schilderung kann eine solche Kriegsgeschichte Interesse gewinnen.

Im Februar 1570 verloren Don Juan und Philipp selbst ihren vielleicht edelsten und aufrichtigsten Diener, den treuen Luis Quijada. Er fiel in einem unglücklichen Treffen, deren es längere Zeit hindurch, mitten zwischen Don Juans Siegen, mehrere gab. In den Armen seines von ihm so zärtlich geliebten Pflegesohnes, der ihm mit rührender Dankbarkeit ergeben war, verschied dieser Mann, das vollendete Ideal des alten castilischen Ritterthums. Nicht ohne tiefen Grund hat Cervantes bei seiner ironischen Darstellung der an dem Geiste der Neuzeit die Stirn einrennenden travestirten Ritterlichkeit den Namen seines Helden „Quixote" durch eine komische Entstellung des Namens Quijada gebildet.

An die Wittwe seines Pflegevaters schrieb Don Juan folgende Worte:

„Luis starb, wie es ihm geziemte, fechtend für den Ruhm und das Heil seines Sohnes und bedeckt mit unsterblichen Ehren. Alles, was ich bin, was ich noch sein werde, verdanke ich ihm, der mich bildete, oder vielmehr in einem edleren und geistigeren Sinne erzeugte. Theure, tief betrübte, zur Wittwe gewordene Mutter! Ich bin Ihnen jetzt allein übrig, und Ihnen gehöre ich mit um so größerem Grunde an, weil um meinetwillen Luis starb, weil um meinetwillen dieser Schmerz über Sie gekommen ist. Mäßigen Sie Ihren Gram mit Ihrer gewohnten Weisheit. O könnte ich bei Ihnen sein, um Ihre Thränen zu trocknen, oder die meinigen damit zu vereinen. Leben Sie wohl, theuerste, geehrteste Mutter und beten Sie zu Gott, daß er Ihren Sohn recht bald aus diesem Kriege an Ihr mütterliches Herz zurücksenden möge."

Ich fand es der Mühe werth, diese Zeilen mitzutheilen; sie bezeichnen recht sprechend den Geist Don Juans; und man darf nicht vergessen, daß eben dieser Don Juan der Liebling der spanischen Nation, der Liebling König Philipps war. In diesem Zusammenhang aufgefaßt ist Alles, was uns in Don Juans innerstes Wesen Blicke thun läßt, auch in hohem Grade belehrend für Geist und Charakter des Königs, den man mit so großem Unrecht als einen unmenschlichen und menschenfeindlichen Würger darzustellen gewußt hat. Die Frau, welche Don Juan so kindlich ehrte und liebte, mußte sein frühes und trauriges Ende erleben; erst im Jahre 1598, fast gleichzeitig mit König Philipp selbst, starb sie nach einem langen heiligmäßigen Leben im höchsten Alter.

Nachdem Don Juan unmittelbar nach Quijada's Tod eine Reihe rasch aufeinander folgender Siege erfochten, bot er Allen, die sich unterwerfen würden, Amnestie an. Den trotzig Ungehorsamen ward schonungslose, blutige Strenge gedroht. Und in der That ließ das unglückliche Volk es auf die Entscheidung der Waffen noch an mehreren Punkten ankommen; erst mit der Niederlage und dem erst im folgenden Frühjahr eingetretenen Tode des letzten „kleinen Königs" Aben-Aboo konnte der Aufstand als endgiltig besiegt betrachtet werden. Allgemeine Unterwerfung erfolgte.

Und was that Philipp, als sein Bruder das blutende Land zu des Königs Füßen legte? Treu seinem einmal eingenommenen Standpunkte, daß ohne alle Anwendung unnöthiger Härte, aber mit unerbittlicher Folgerichtigkeit die nationale Sonder-Existenz der maurischen Bevölkerung gebrochen und vernichtet werden müsse, erließ er ein Edikt, zufolge dessen alle Moriscos des früheren Königreichs Granada in das Innere der Monarchie ver-

pflanzt werden sollten, und zwar die Schuldigen wie die Unschuldigen; denn nicht eine Strafe sollte das Ganze sein, sondern nur die Ausführung einer politischen Nothwendigkeit. Alle Liegenschaften wurden konfiscirt, nur die bewegliche Habe, Heerden und Fruchtvorräthe durften mitgenommen werden. Für die persönliche Behandlung der armen Vertriebenen im Geiste der Schonung und Milde sollte mit allen Mitteln gesorgt werden; freilich ein geringer Trost in so hartem Schicksale. Die Uebersiedelung erfolgte in die Provinzen Mancha, Alt- und Neu-Castilien, Estremadura und Galizien und ward im November 1570 in aller Ordnung vollzogen.

Es war eine harte That des Königs; aber die unparteiische Geschichte muß ihm nachsagen, daß er sie ohne Grausamkeit vollziehen ließ, und daß hier gegen Ungläubige mit einem ganz anderen Grade von Edelsinn und Menschlichkeit im Detail verfahren wurde, als fast gleichzeitig von Elisabeth und im folgenden Jahrhundert von Cromwell unter vielfach ähnlichen Verhältnissen gegen die Mitchristen in Irland.

Don Juan kehrte nach Madrid zurück, um sich dem Höhepunkte seiner ebenso kurzen als glänzenden Laufbahn, dem Kriege gegen die Türken zuzuwenden.

Unter Philipps Regierung brach kein Aufruhr der maurischen Bevölkerung mehr aus. Die Wunde der nationalen Zerrissenheit, des religiösen Zwiespaltes schien im Heilen begriffen. Zwar sah sich der König veranlaßt, durch eine neue Verordnung vom Oktober 1572 die Verbote der arabischen Sprache in Wort, Schrift, amtlicher Verhandlung noch zu verschärfen; auch erließ der „Dämon des Südens“ bezüglich des Aufenthaltes der Mauren Bestimmungen, welche in der That sehr ähnlich sind denen, die in letzter Zeit

gegen Jesuiten, ungehorsame Bischöfe und Priester in Deutschland erlassen wurden. Allerdings drohte Philipp, ein Sohn seiner Zeit wie wir Menschenkinder alle, auch „Hiebe" und „Galeeren" an; dagegen wies er Niemanden aus und erklärte Niemanden für des Staatsbürgerrechts verlustig, sondern er beharrte nur auf dem Vollzug der Internirung. Und wie unbegründet der gegen Philipp II. so oft im Allgemeinen erhobene Vorwurf ist, daß er kein Herz gehabt habe für das schönste Recht, jenes der königlichen Gnade, das sehen wir aus der verbürgten Thatsache, daß der Monarch gerade beim Vollzug der Edicte gegen die Mauren die angedrohten und ausgesprochenen Strafen mehrfach theils gemildert, theils ganz erlassen hat.

Daß die Moriscos auch fortan keineswegs unter einem harten Drucke, sondern unter Verhältnissen lebten, welche die Vermehrung und den Wohlstand ihrer Bevölkerung begünstigten, das geht sehr schlagend aus einer in den letzten Regierungsjahren Philipps geschehenen Thatsache hervor. Da wollte der König nämlich eine allgemeine Volkszählung veranstalten; allein die Cortes von Castilien baten ihn dringend, von diesem Vorhaben abzusehen, damit den Moriscos nicht das Geheimniß ihrer furchtbaren Vermehrung offenbar werde.

Erst unter Philipps Sohn und Nachfolger kam das im Geheimen forteiternde Geschwür zu neuem Ausbruch, und die Regierung entschloß sich zu der furchtbaren Radicalkur, den gesammten Rest der maurischen Bevölkerung des Staatsbürgerrechts für verlustig zu erklären und auszuweisen. Ich vertheidige diese Maßregel nicht und ich läugne nicht, daß sie dem Wohlstand, namentlich dem Landbau der ohnehin schon in starkem Sinken begriffenen Monarchie schweren Nachtheil zugefügt hat. Allein der Wahrheit gemäß muß

ich hervorheben, daß nicht nur die hervorragendsten, sondern namentlich auch die erleuchtetsten und aufgeklärtesten Zeitgenossen, wie insbesondere Cervantes, den Schritt der Regierung als einen durchaus nothwendigen gebilligt haben, indem sie, übereinstimmend mit der ganzen spanischen Nation, von der Ueberzeugung durchdrungen waren, die Mauren würden nimmermehr aufrichtige Spanier und Christen werden, sondern allezeit heimtückische, ungläubige, politische Verschwörer bleiben. Auch darf bei Würdigung der vielfach übertrieben ausposaunten Nachtheile, welche Spanien durch die Vertreibung der Mauren erlitt, Zweierlei nicht außer Acht gelassen werden. Für's Erste wurden dem Lande auch alle die schweren Nachtheile erspart, welche der fortwährende Kampf gegen den „inneren Feind" zur Folge haben mußte. Und für's Zweite wäre die erlittene Einbuße an Menschen, Geld und Arbeitskraft in kurzer Zeit leicht und mehr als ersetzt worden, wenn nicht Spanien aus ganz anderen Gründen in seiner großen europäischen Politik unglücklich gewesen wäre.

Nach Besiegung des maurischen Aufstandes sah sich Philipp II. an der Spitze eines, von einer gemeinsamen religiösen und politischen Denkweise durchdrungenen, ihm aus voller Seele und mit Begeisterung ergebenen Volkes. Ebenso wenig, als der Protestantismus und der Islam, wagte von jetzt an irgend eine politische Opposition sich gegen die Regierungspolitik des mächtigen Monarchen aufzulehnen. Nur der, von Antonio Perez angezettelte Aufruhr in Saragossa, von welchem später noch die Rede sein wird, machte hievon eine ebenso vereinzelte, wie vorübergehende Ausnahme. Sonst blieb Spanien bis zu Philipps Tod ruhig in fester Einheit und in der, selbst durch die großen Mißerfolge gegen England und Frankreich nicht erschütterten Ueberzeu-

gung, daß die von seinem König eingeschlagenen Wege durchaus zum Heile des Vaterlandes wie der Kirche führen müßten. Der im Ausland so gefürchtete Monarch hieß bei seinem Volk „der Gütige“ und „der Weise“; noch heute lebt sein Andenken in diesem Sinn in Spanien fort.

Und in der That — so wenig daran gedacht werden darf, Alles zu vertheidigen, was Philipp bei der Regierung seines Landes that — Vieles davon war wirklich gut. — Die zwar nicht absolute oder unumschränkte, aber weitgehende und festbegründete Macht der Krone in Spanien war nicht Philipps II. Werk; Isabella und Ferdinand hatten sie geschaffen, Karl V. hatte sie ausgedehnt; Philipp erhielt sie bloß, wie er in allen Beziehungen des inneren und äußeren Lebens eine grund-conservative Natur war. Allein sein erhaltendes Regiment bestand natürlich nicht in bloßem Stehenlassen des Gegebenen, das er vielmehr seiner eigenen Natur entsprechend zu entwickeln bemüht war. So vermehrte er die Organe der königlichen Macht, oder, wie wir heutzutage zu sagen pflegen, die Ministerien. Er richtete elf solcher „Räthe“ mit scharf abgegrenzten Amtsbefugnissen ein: es waren die Räthe von Indien, Castilien, Aragon, Italien, der Rath der Gerechtigkeit, jener des Krieges, der Finanzen, der Inquisitionsrath, der Rath der Ritterorden, jener der Domänen, und endlich der eminent politische „Staatsrath“. Dieser letztere zählte bis zu 16 Mitgliedern, theils Geistliche, theils Laien; die Mischung dieser beiden Elemente liebte Philipp besonders und führte sie fast in allen seinen Regierungscollegien durch. Von diesen Mittelpunkten des Geschäftslebens aus wurden die Angelegenheiten des Staates mit großer Sorgfalt und unermüdlichem Eifer besorgt; und wenn wichtige Dinge liegen

blieben, so kam es weniger vom Unfleiß der Beamten, als von Unentschlossenheit des Monarchen selbst her. Und je mehr mit der zunehmenden Last der Jahre seine Verschlossenheit und sein Mangel an Vertrauen in den Vordergrund traten, desto häufiger und verhängnißvoller stellten sich auch solche Verzögerungen und verspätete Entschlüsse ein.

In dieser Richtung durfte ein treuer Diener, der Großalmosenier Don Luis Manrique, es wagen, in einem an den König geschriebenen Briefe folgende Worte zu sagen: „Gott hat Euere Majestät und die übrigen Könige, welche in seinem Namen die Länder regieren, nicht dazu geschickt, daß sie sich zurückziehen, um zu lesen und zu schreiben, ja nicht einmal, um zu betrachten und zu beten, sondern damit sie dastehen als öffentliche und allgemein zugängliche Orakel politischer Weisheit, an welche jeder Unterthan sich wenden kann, der eines Ausspruches bedarf. Und wenn irgend ein König in der Welt diese Gnade von Gott empfangen hat, so ist es Euere Majestät: darum wäre um so größer die Schuld, wenn Sie nicht Allen sich zur Verfügung stellen wollten.“

Ich weiß in der That nicht, wie viele der constitutionellen Fürsten dieses Jahrhunderts eine solche Sprache geduldig und freundlich mit sich reden ließen.

Nächst den unmittelbaren Regierungsorganen werfen wir einen Blick auf den Adel. Es war nicht mehr der spanische Adel des Mittelalters, der in den Zeiten der erst langsam und allmälig sich bildenden Königsmacht auf eigene Faust den Kampf gegen die Feinde des Vaterlandes und der Religion unternommen, große Güter und Besitzungen angehäuft, das entscheidende Gewicht politischer Macht in seinem Stande vereinigt hatte. Reich war allerdings die spanische Aristokratie in hohem Grade; die Jahreseinkünfte

der Herzoge bewegten sich von 40 bis 135,000 Dukaten, was nach dem damaligen Geldwerth die Bedeutung einiger Millionen Gulden oder Thaler im Sinn unserer Tage hatte. Allein dieser Reichthum wurde nicht mehr zu großen Unternehmungen, noch weniger auf Erringung politischen Einflusses verwendet. Die selbstständige Kraft dieses Standes war, ohne daß Philipp nach diesem Ziel besonders zu streben brauchte, von innen heraus überlebt und gebrochen. Ein müßiges, verschwenderisches Hofleben mit zahlreichen Dienern, Equipagen und ähnlichem Tand verschlang im Winter, ein träges und abermals verschwenderisches Landleben verzehrte im Sommer die noch so großen Einkünfte. Der König fand im Adel nicht einmal so viel befähigte Staatsdiener als er ohne Zweifel gewünscht hätte; aus der Mitte bürgerlicher Juristen oder Geistlichen mußten schon damals gar vielfach, ja überwiegend, die wichtigsten Aemter besetzt werden.

Ich halte es für durchaus übertrieben, ja geradezu für verkehrt, wenn manche Geschichtschreiber und Diplomaten annehmen, Philipp II. habe eine systematisch auf sittliche Erniedrigung und geistige Demüthigung des spanischen Adels gerichtete Politik befolgt. Philipp war viel zu conservativ, um nicht zu wissen, daß ein wahrhaft tüchtiger Adel die allervorzüglichste Stütze eines monarchischen Staatswesens ist. Der spanische Adel seinerseits war offenbar weit entfernt, der königlichen Macht irgend welche Gefahr zu bereiten, und es fehlte daher alle und jede, auch die leiseste oder entfernteste Veranlassung zu einer so hinterlistigen und diabolischen Verfahrungsweise. Im Gegentheil, der Adel that Alles, was ihm schaden und ihn herunterbringen konnte, so aus innerstem Antrieb und mit aller Wucht leidenschaftlichen Hanges, daß keine dem widerstrebende königliche Politik im

Stande gewesen wäre, Einhalt zu thun. Auch wird Niemand bei ernstlichem Nachdenken es wahrscheinlich finden, daß ein ganzer Stand begüterter und einflußreicher Familien, in denen wirklich Geist und Leben herrscht, sich ohne Weiteres und ohne es zu merken, absichtlich und planmäßig demoralisiren ließe. Solche Dinge sind Hirngespinnste überstützigen Diplomaten; die wirkliche Geschichte kennt dergleichen nicht.

Die ständische Verfassung ließ Philipp fortdauern, aber nur mit denjenigen Befugnissen, welche neben einem persönlichen Regiment bestehen können. Die Souveränetät beruhte ganz und voll in der höchsten Person des Monarchen; die Cortes hatten allerdings das Recht der Beschwerdeführung und jenes der Steuerbewilligung; allein da die Steuerbewilligung schon seit Karls V. Zeiten allen anderen Angelegenheiten vorangehen mußte, so entbehrten sie aller und jeder zwingenden Macht gegenüber der Staatsregierung, und sanken in der That und Wahrheit zu bloß berathenden Körperschaften herab. In dieser Eigenschaft behielt Philipp II. sie nicht bloß bei, sondern er bediente sich ihres Rathes mit großer Vorliebe, berief sie häufiger und hielt sie länger versammelt, als irgend einer seiner Vorgänger. Es lag ganz in seiner ruhig gründlichen, ängstlich sorgsamen, ja pedantisch gewissenhaften Natur und Art, sich auf jede Weise und aus allen möglichen Quellen über die Stimmungen, Wünsche und Bedürfnisse von Land und Volk zu unterrichten; freilich die maßgebende und höchste Entscheidung darüber, was schließlich in jedem Fall zu geschehen habe, behielt er, wie jeder persönliche Herrscher, sich selber vor.

Trotzdem sehen wir aus der Geschichte, namentlich der castilischen Landtage unter Philipp II., daß diese Cortes

sich so ziemlich mit allen möglichen Gegenständen der Gesetzgebung, Regierung und Verwaltung zu thun machten, und daß der König, so weit er auch davon entfernt war, auf alle ihre oft sehr unreifen Vorschläge und Wünsche einzugehen, gleichwohl Alles sorgfältig prüfte und gar Manches mit voller Sachkenntniß praktisch erledigte. Ohne allen Erfolg beschwerten sich freilich die Cortes gegen die großen Kosten des königlichen Hofhaltes. Derselbe war nach den Ueberlieferungen des burgundischen Hofes eingerichtet und galt als der prächtigste und kostbarste, ceremoniöseste aber nicht heiterste in ganz Europa. Wir Kinder des 19. Jahrhunderts können nicht umhin zu lächeln, wenn wir als die Summe der ungeheuren Jahresausgabe für diesen Gegenstand einen Betrag von 200,000 Dukaten oder Goldgulden angegeben finden. Philipp wußte sehr wohl, daß er nicht um seiner eigenen bedürfnißlosen Person willen, sondern aus entscheidenden Gründen monarchischer Politik diesen Aufwand machte oder machen ließ: es war nutzlos, dagegen zu reden. Auch ließ er sich nicht bestimmen, verschiedene wirkliche Unfugen, so die Veräußerung von Krondomänen, den Verkauf von Stellen und Adelspatenten abzuschaffen. Er sah sich zu diesen Maßregeln gezwungen durch die beständige Geldverlegenheit, aus welcher ihn neben dem Mangel einer einsichtigen Finanzpolitik die sich immer mehr häufenden und überstürzenden auswärtigen Aufgaben seiner Regierung nicht herausgelangen ließen. Dagegen verwendete er die höchste Sorgfalt auf alle Anträge, die mit Gerechtigkeit, öffentlicher Sicherheit und Ordnung zusammenhingen. Wohl kein Land des damaligen Europa erfreute sich eines so ungetrübten Zustandes von Rechtsfrieden und nirgends wurden weniger die öffentliche Sicherheit gefährdende Verbrechen verübt, als in Spanien. Auch für Beschleunigung

und innere Verbesserung der Civilrechtspflege wurde das Mögliche gethan, und das noch wirklich bestehende Recht in einer neuen Gesetzessammlung codificirt.

Auch die Cortes hatten, gleich ihrem König und fast allen Zeitgenossen, keine richtigen Begriffe vom Geld- und Verkehrswesen, überhaupt vom wirthschaftlichen Leben. Sie baten, daß die Ausfuhr edler Metalle verboten werde, daß man Gold und Silber nicht zu Schmuck oder Luxus irgend welcher Art, sondern einzig als Geld solle brauchen dürfen. Ueberhaupt wendeten sie sich fast mit Leidenschaft dem Kapitel der Aufwandsgesetze zu, und verfielen dabei natürlich sogar in Lächerlichkeiten, indem sie bis in's Einzelnste und Kleinste vorgeschrieben haben wollten, wie und mit was Mann und Weib sich kleiden dürfe. Philipp war mit dem pedantischen und steifen Anflug seines Wesens nur zu geneigt, derartigen Wünschen nachzugeben, und erließ eine ebenso ausführliche als selbstverständlich erfolglose Luxus-Verordnung; selbst gegen den Gebrauch der Kutschen donnerte und strafte die schon damals, nicht erst heute zur „Omnipotenz" geneigte Gesetzgebung.

Bezeichnend und ächt spanisch ist ferner die Bitte der castilischen Cortes, man solle auf jede mögliche Art die in Verfall gerathenden Stiergefechte, als eine wichtige und ächt nationale Institution, befördern und unterstützen. Auch in dieser Angelegenheit war Philipp II. als Vollblut-Spanier ganz einverstanden mit seinen Landständen, unähnlich seiner Urgroßmutter Isabella, die nach ihrer zarten und milden Weise das Mögliche gegen ein so rohes Metzgervergnügen einer ganzen Nation gewirkt hatte. Auch hat die Folge gezeigt, daß alles Stiereschlachten nicht im Stande war und ist, den von innen kommenden Verfall eines Staatswesens aufzuhalten.

Andererseits wenden sich die Cortes, mit allen möglichen Detailzuständen der Bevölkerung beschäftigt, sogar gegen das entnervende und verderbenbringende Romanlesen der Jünglinge und Mädchen, und man sieht hieraus — gelegentlich bemerkt — wie gute Gründe Cervantes gehabt hat, wenn er, gerade unter Philipps II. Regierung seine unsterblichen Dichtungen in der Armuth des verkannten Genius niederschreibend, mit seinem Don Quijote gegen die Ritterromane in ähnlichem Ernst, aber mit weit größerem Erfolge auftrat, als die Cortes und der König mit ihren Petitionen und Verordnungen thaten.

Auch das Unterrichtswesen war der Gegenstand lebhafter und selbst ängstlicher Fürsorge des Königs und der Stände. Die Tendenz der desfallsigen Gesetzgebung war natürlich eine streng national-spanische und gegen mögliche Einflüsse des Protestantismus gerichtete. In diesem Sinne wurde schließlich der Besuch auswärtiger Universitäten ganz und gar verboten.

Philipp erließ in der Regel eigentliche Gesetze nicht ohne vorherige Berathung der Cortes; doch gestand er ihnen niemals das förmliche Recht zu, die gesammte Gesetzgebung von ihrer Zustimmung abhängig zu machen, und in der That war ein solches Recht in Spanien selbst im Mittelalter nicht zur anerkannten Geltung gekommen. War er mit den Vorschlägen der Cortes einverstanden, so erhob er sie durch seine königliche Sanktion zu Gesetzen; lehnte er sie ab, so geschah es in den Formen: „er werde die Sache seinem Rathe vorlegen, er werde sie in Erwägung ziehen, oder aber, er finde es nicht zweckdienlich, eine Veränderung eintreten zu lassen."

Selbst die Gegner Philipps, und noch weit mehr die besonnenen und leidenschaftslosen Beurtheiler dieses Königs

müssen anerkennen, daß in den Berathungen der von ihm regelmäßig alle drei Jahre zusammenberufenen Cortes ein hoher Grad von Freiheit und Freimüthigkeit herrschte, daß Philipp nicht den geringsten Versuch machte, derselben entgegenzutreten, und daß auch dem freimüthigsten Abgeordneten nie die geringste Unannehmlichkeit widerfuhr. Die Wahrheit besteht also, trotz allem wüsten Geschrei vom Gegentheil, darin, daß in Spanien unter Philipp II. nicht nur kein blutiger Despotismus, keine rohe Willkürherrschaft bestand, sondern, daß sich dieses Land unter dem vielverlästerten „Scheiterhaufenkönig" eines Maßes von politischer Freiheit erfreut hat, wie er damals in Europa, gelinde gesagt, eine außerordentliche Seltenheit war. Und diese Wahrheit kann und muß man einsehen und aussprechen, selbst wenn man die Stellung und Thätigkeit der castilischen Cortes nicht im Geringsten überschätzt. Denn mögen sie auch in vielen Beziehungen erfolglos und in noch mehreren verkehrt gearbeitet haben, wie denn Beides mancher politischen Körperschaft bis auf den heutigen Tag begegnet, so waren doch zahlreich und wichtig die Gegenstände des Rechtslebens, des Verkehres, des Unterrichts und des öffentlichen Wohles in jeder Beziehung, bei denen sich der König gerne und mit Erfolg des ihm mit Treue, Fleiß und Eifer gespendeten Rathes seiner Unterthanen bediente.

Da Philipp trotz der vielen Kriege, in welche ihn, abgesehen von den Aufständen in Granada und den Niederlanden, seine europäische Politik als Haupt der katholischen Partei verwickeln mußte, seiner ursprünglichen Natur und beständigen Neigung nach ein durchaus friedlicher Herrscher war, so hat das Militärwesen in Spanien unter seiner Regierung eine verhältnißmäßig nicht sehr große Rolle gespielt.

In der That bedurfte Philipp II. wenigstens in Spanien selbst die Stütze der Bajonette nicht, weil er hier der Uebereinstimmung mit seinem Volke sicher war. Allerdings hatte schon unmittelbar vor Karls V. Regierungsantritt Cardinal Ximenes als Regent von Spanien die ersten Grundlagen eines stehenden Heeres geschaffen; allein diese Einrichtungen fanden unter Philipp II. keine große Ausbildung. Denn die 20 Kompagnien Gensdarmen und 5000 Mann Ginetes oder leichte Reiterei, welche der König ständig unterhalten ließ, können doch wahrlich, als stehendes Heer einer so gewaltigen Monarchie betrachtet, keine besondere Bedeutung in Anspruch nehmen. Die schon unter König Ferdinand von Aragonien errichtete spanische Landwehr aber wurde nur im Bedürfnißfall unter die Waffen gerufen; man veranschlagte ihre Anzahl auf 30,000 Mann. Die Truppen zu den vielen auswärtigen Feldzügen wurden, wie in ganz Europa, durch Werbung ausgehoben. Diese spanischen Soldaten zeigten noch unter Alba nicht nur militärische Disciplin und Strammheit, sondern sie behaupteten sich auch im Kampfe als die erste Truppe der damaligen Welt. Allein der Uebermuth, die Abenteuer- und Genußsucht, welche durch den beispiellos raschen Aufschwung des spanischen Staates und besonders durch das Geld und die Verbrechen Amerika's in alle Glieder des spanischen Volkskörpers gedrungen war, vergiftete bald auch den Geist der Armee. Schon unter Philipp II. wurden die spanischen Soldaten durch ihre Grausamkeit und Zügellosigkeit, namentlich während ihrer Meuterei in den Niederlanden, ein Gegenstand des Hasses und Abscheues in ganz Europa.

Weit mehr, als auf die Armee, war Philipps Auge beständig auf die Kirche, ihre Einrichtungen und ihre Diener gerichtet. Er begünstigte die Klostergründungen, und

innerhalb des Ordenslebens ganz besonders die strengen reformatorischen Bestrebungen, für welche damals in Spanien so heilig große, ganz von Gott erfüllte Seelen glühten und lebten, wie Petrus von Alcantara unter den Franciskanern und die heilige Theresia von Jesus im Carmeliterorden. Namentlich auch der Hieronymiter-Orden erfreute sich der königlichen Gunst; das Escorial, durch dessen Gründung und Ausstattung sich der König in glänzendster Weise an die Spitze des allgemeinen nationalen Strebens nach Glanz und Herrlichkeit der Kirche gestellt hatte, war mit Hieronymiter-Mönchen bevölkert.

Das Recht der Pfründenbesetzung hatten schon Isabella und Ferdinand vom heiligen Stuhle zugestanden erhalten; auch in den italienischen Besitzungen — Mailand, Neapel und Sicilien — übte Philipp, nach einigen Schwierigkeiten mit dem heiligen Stuhle, dasselbe ungestört aus.

Ein König von so zweifelloser Glaubenstreue und innigster Hingebung an die Sache der Kirche erschien in der That praktisch auf diesem Felde als der allerbeste Geschäftsführer des heiligen Stuhles; auch übte er die ihm von der Kirche zugestandenen Befugnisse in einer Weise aus, die ihm die Treue und Liebe des spanischen Clerus im höchsten Grade eintrug. Philipp sah recht wohl ein, daß Nichts leichter ist, als einen national gesinnten katholischen Clerus zu schaffen. Man braucht nur so zu regieren, daß die schlechterdings unveräußerlichen Prinzipien der Kirche einst in den Staub getreten werden. In der That bestand die freudige Anerkennung von Seiten der spanischen Geistlichkeit nicht nur in Worten und Predigten, sondern auch bei jeder großen Unternehmung des Königs in großen materiellen Opfern.

Der Klostergründungseifer im spanischen Volke mag un-

ter Philipp II. die richtigen Schranken der Mäßigung überschritten haben. Es war unstreitig ein verhängnißvoller Fehler des spanischen Nationalcharakters, daß er sich allen außerordentlichen und idealen Dingen, so namentlich der Entdeckung einer neuen Welt und der Verherrlichung der Kirche im äußerlichen Leben mit einer einseitigen, die Anforderungen der Besonnenheit und nüchternen Wirklichkeit nicht beachtenden Heftigkeit und Uebertreibung hingab. Es litt unter diesen Bestrebungen die regelmäßige, auf Gewinnung dauernden bürgerlichen Wohlstandes gerichtete Thätigkeit, der ernste volkswirthschaftliche Fleiß. Philipp II. selbst war in allen wirthschaftlichen Fragen kurzsichtig; ihn erfüllte die Errichtung eines großartigen religiösen Hauses, das zugleich als Ruhestätte der spanischen Monarchen und ihrer Familien bis zum Tage des Gerichtes dienen sollte, mit der ganzen Gluth einer düstern, vom irdischen Leben abgewendeten und auf den vollen Ernst der letzten Dinge gerichteten Begeisterung, wie denn überhaupt in seiner Auffassung der religiösen Wahrheiten die dunklere Färbung ganz entschieden im Vordergrunde stand. Wie der König selbst während voller 21 Jahre (1563 bis 1584) die Förderung seiner Lieblingsschöpfung nie aus dem Auge verlor, sie unter allen Schicksalsschlägen und großen Ereignissen jener zwei Jahrzehnte mit dem Aufgebote aller Kräfte beständig emporhielt und in verhältnißmäßig kurzer Zeit ein großartiges Riesenwerk vollendete, ebenso eiferte die Nation in allen ihren Kreisen dem Monarchen, auf welchen sie so stolz war, unablässig nach. An die Zukunft wurde hinsichtlich ihrer irdischen Beziehungen wenig gedacht; das rings umher in neuen Staatsbildungen sich regende und emporstrebende Europa verlor man, im Genusse stolzer Sicherheit sich wiegend und in spanische Selbstüberschätzung immer mehr versinkend, nur

gar zu sehr aus dem Auge. Die milde, christliche Frömmigkeit ging vielfach in eine dem äußeren Ton und der sinnlichen Pracht kirchlichen Lebens leidenschaftlich zugewendete Begeisterung über, welche in den allgemeinen Fehler der religiösen Schwärmerei verfiel, zu übersehen, daß nichts Unvernünftiges Gott wohlgefällig sein kann.

Ich weiß, daß diese Bemerkungen bei manchen vortrefflichen Katholiken Anstoß erregen können und werden. Es hält mich dieß natürlich nicht im Geringsten ab, das auszusprechen, was ich für Wahrheit halte. Wenn Alles, was unter Philipp II. für den äußeren Bestand, den Glanz und Reichthum der Kirche geschehen ist, in der That und Wahrheit auf innerlichem, den ganzen Menschen durchdringenden Christenthum beruht hätte, dann hätten vor allen Dingen die *sittlichen* Zustände der Nation wahrhaft glänzende sein oder werden müssen. Dieß ist aber nicht der Fall gewesen. Neben heroischen Tugenden und heiligen Seelen finden wir in ebenso reicher Anzahl Laster und Verbrechen aller Art, die zu dem allgemeinen frommen Tone des äußeren Lebens in einem widerwärtigen Gegensatze stehen und darauf schließen lassen, daß schon damals in einem Lande, wo zwar der deutsche Protestantismus eine undenkbare Sache, allein der Teufel nichtsdestoweniger an der Arbeit ist, die Scheidung der Geister in die zwei Lager frommen katholischen Glaubens und ungläubigen Abfalls von Gott begonnen hatte. Allein die Ungläubigen konnten es damals nicht wagen, mit ihrer Gesinnung laut und offen aufzutreten. Es lag ihnen auch nicht daran, die Dogmen der Kirche zu bekämpfen oder zu läugnen; sie heuchelten, genossen das Leben, und sündigten. Diesem beginnenden Verderben standen Philipp und die gute, gläubige Masse der Nation nicht etwa nur kurzsichtig, sondern ganz ahnungslos gegenüber.

Vor lauter Klöstern, Prozessionen, herrlichem Gottesdienst und katholischem Gepräge des äußeren Lebens übersah man gänzlich den in der Tiefe nagenden Wurm, dessen rastlose Arbeit in unserem Jahrhundert endlich ihre Leistungen zu Tage gefördert hat. Wenn diese meine Meinung nicht richtig wäre, so wäre es ganz unmöglich, was wir seit dem Jahre 1820 als wirklich erlebt haben, daß nämlich ein auch jetzt noch in seiner überwiegenden Mehrzahl dem katholischen Glauben treu ergebenes, nach einer conservativen, christlichen Staatsordnung schmachtendes Volk ein volles halbes Jahrhundert lang mit ganz kurzen und schwachen Unterbrechungen aus den Klauen und Banden einer niederträchtigen, religionslosen, der gröbsten Selbstsucht und gemeinsten Habsucht ergebenen Rotte von Bösewichtern sich nicht zu befreien vermag.

Ja, das ist der größte Vorwurf und ernsteste Tadel, den ich gegen Philipp II. und seine Regierung erheben muß, daß er bei allem Eifer und bei aller Aufopferung für die gute Sache in einer Art von gutmüthiger Beschränktheit wähnte, durch die äußerliche Niederhaltung des Feindes und durch die ebenso äußerliche Gestaltung aller Lebensverhältnisse in katholischen Formen sei die Aufgabe gelöst, während sie in der That dann erst recht beginnt. So setzten sich Philipp und seine Spanier in selbstgenügsamer Ruhe und Abgeschlossenheit hin, unterschätzten die wachsenden Kräfte der Gegner und überschätzten die sinkende eigene Macht, bis schließlich eine Niederlage nach der andern den zum Grabe wankenden Monarchen wenigstens mit der entfernten, düstern Ahnung erfüllte, daß irgendwo im Herzen seines Reiches und Werkes eine Krankheit sein müsse, daß es fehlen müsse an der Quelle des Geistes und der Lebenskraft.

Und so ist es denn gekommen, daß das Spanien Phi-

lipps II. jetzt nur noch in Trümmer und Ruinen über die pyrenäische Halbinsel verbreitet ist. Der Geist jener Zeit hat sich in großen Werken und reichen Gestaltungen ausgeprägt; allein er war nicht stark und nicht besonnen genug, um dieselben dauernd zu beleben; und als er zu frühe mit dem Monarchen, in welchem er sich am treuesten gespiegelt hatte, aus Philipps Schöpfungen entwich, da sanken diese in großartigen, aber starren und leblosen Stücken auseinander.

V.

Die auswärtige Politik.

a. Die Niederlande.

In den 17 flämischen Provinzen kochte und gährte der revolutionäre Zündstoff nicht erst seit Philipp II. im Jahre 1559 nach Spanien zurückkehrte, sondern schon manche Jahre zuvor. Durch ein Zusammentreffen günstiger äußerer Verhältnisse mit dem Fleiße, der Tüchtigkeit, der Begabung eines strebsamen, rastlosen Volkes waren diese Lande im Laufe des Mittelalters zu einem hohen Grad von Wohlstand, Reichthum und Blüthe gelangt. Allein dieser Glanz rief, wie es so oft in der Geschichte sich wiederholt, wie es in der Sündhaftigkeit des menschlichen Wesens begründet ist, auch die ersten Keime des Verderbens in's Dasein. Das in raffinirtem Genuß und verschwenderischer Pracht aufgehende Leben am Hof der letzten burgundischen Herzoge erschlaffte die sittliche Kraft des Adels, und der Bürgerstand war bald, wie er zu thun pflegt, nur zu geneigt, die schimmernden Thorheiten und glänzenden Laster der höheren Stände neidisch nachzuahmen. Bald war alles Sinnen und

Trachten des Volkes nur auf Vergrößerung der Erwerbsquellen und auf bequemen Genuß des Erworbenen gerichtet; der Materialismus beherrschte die geistige Atmosphäre, und wer weder zu erwerben noch zu erhalten verstand, der stürzte sich leichtsinnig und gewissenlos in Schulden, so tief der Credit ihn eben trug.

Derartige Neigungen herrschten im niederländischen Volke vor, als das Land durch die Ehe Maria's von Burgund mit dem deutschen Kaiser Maximilian an das Haus Habsburg, und in unmittelbarer Folge nach dessen Sohn und Enkel Philipp I. und Karl V. unter den Monarchen gelangte, mit welchem sich diese Blätter beschäftigen. Keinen neuen Gedanken hat Philipp II. in die Verhältnisse hineingetragen, keine Veränderung ging von seinem absichtlichen und planmäßigen Wollen aus. Er mußte die Dinge nehmen, wie er sie vorfand; er griff den Faden der Politik genau da auf, wo ihn die ermattende Hand seines Vaters fallen ließ. Nur eines kann und muß zu Philipps Ungunsten zugegeben werden: daß er durch sein vollendet spanisches, vornehmes, ruhiges und kaltes, aber auch ernst frommes Wesen von vorne herein in der Unmöglichkeit sich befand, persönliche Gunst und Beliebtheit bei dem beweglichen, lebensfrohen, aber auch von Unglauben und Sittenlosigkeit angesteckten Volk der Niederlande zu erwerben.

Wo ein Volk sich dem Verderben zuwendet, da flüchten die Einsichtigeren stets zur Religion, als der einzigen noch denkbaren Quelle der Rettung. Von einer neuen Organisation des kirchlichen Lebens hatte schon Karl V. die sittliche Wiedergeburt des niederländischen Volkes gehofft, dem seine Schwester, die Statthalterin Maria von Ungarn, das ernste Wort nachsagte, es sei weder Ehrfurcht vor Gott noch vor den Menschen mehr bei ihm vorhanden. Der Wirksamkeit kirch-

licher Aufsicht und Jurisdiction trat aber in ganz hervorragender Weise der Umstand entgegen, daß ein großer Theil des Landes unter auswärtigen Bischöfen stand, so unter denen von Lüttich, Köln, Minden, Münster, Osnabrück; die Provinz Luxemburg allein stand sogar unter sechs Bischöfen, von denen keiner im Lande seinen Sitz hatte. Streitigkeiten zwischen der weltlichen und geistlichen Gewalt, Verweltlichung der letzteren und Verwahrlosung der höchsten sittlichen Aufgaben der Kirche und des Klerus waren die Folgen eines solchen Zustandes; Müßiggang und Unsittlichkeit in den Klöstern gingen mit der allgemeinen Zerrüttung Hand in Hand. Und als man daran dachte und Hand anlegen wollte, dem Uebel durch eine neue, mit der politischen Gestalt des Landes harmonirende Bisthümereinrichtung im Einvernehmen mit dem heiligen Stuhle ein Ende zu machen, da trat als ein neuer böser Dämon der Protestantismus heran.

Während einerseits die auf Befreiung von Geboten und Gelübden, auf die unumschränkte Herrschaft des subjectiven Beliebens in Glauben und Wandel gerichteten Lehren allen schlimmsten Instincten und Neigungen eines revolutionär unterwühlten Pöbels schmeichelten, entflammte andererseits der Calvinismus mit seiner düsteren Begeisterung und seinem leidenschaftlich gewaltsamen Haß gegen alle Andersdenkenden, sowie mit seiner alle Willensfreiheit vernichtenden Vorherbestimmungslehre auch bessere Elemente der Bevölkerung zu ingrimmiger Wuth gegen die alte, vielfach durch die Sünden und Laster ihrer Diener betrübte und entweihte Kirche. Der Zusammenhang mit dem nahen Deutschland erleichterte das Eindringen aller „im Reich“ gährenden Lehrmeinungen und geistigen Gegensätze. Vor Allem der Adel, weit weniger der wohlhabende Bürger- und Bauernstand, wohl aber

die Hefen des Proletariats gaben sich den neuen Sekten hin. Namentlich waren es in den niedrigsten Schichten der Bevölkerung die Wiedertäufer, welche mit ihrem grauenhaften Unwesen, mit ihrer Güter- und Weiber-Gemeinschaft zahlreiche Anhänger fanden.

Karl V., der mit vollem Rechte in dem Abfall von der Kirche den Anfang zur heillosesten Auflösung aller Lebensverhältnisse erkannte, trat dem neuen Unheil mit seinen Straf-Edikten entgegen. Ganz dem blutigen Geiste der Zeit entsprechend, verpönte er bei Strafe des Scheiterhaufens, des Schwertes, des Rades, des Lebendigbegrabenwerdens die neuen Meinungen. Durch Einführung eigener Inquisitions-Gerichte in den meisten, aber nicht in allen niederländischen Provinzen neben den ordentlichen bischöflichen Behörden wurde der Vollzug dieser blutigen Gesetze gesichert. Es war also Karl V., nicht Philipp II., der die Inquisition in den Niederlanden einführte; die *spanische* Inquisition aber, gegen welche die Revolutionspartei so unbändig schrie, hat auch Philipp II. *niemals* in Flandern einzubürgern gesucht; er bestätigte auch hierin nur die Einrichtungen seines Vaters. Kein entferntester Versuch des Widerstandes erhob sich gegen Karls V. Maßregeln; die niederländischen Generalstaaten und das Collegium der Ritter des goldenen Vließes erklärten ausdrücklich ihre Zustimmung. Denn die große Menge des Volkes war allerdings mehr oder minder unterwühlt, aber keineswegs schon abgefallen. Es gewann eine Zeit lang den Anschein, als ob die Zustände sich bessern wollten; die Edikte bedurften keiner häufigen Anwendung.

In diesem gespannten Uebergangsverhältniß bestieg Philipp II. seinen Thron, fest entschlossen, die bisherige Politik fortzusetzen, den Rechten der katholischen Kirche und dem monarchischen Prinzip um keinen Preis der Welt irgend

Etwas zu vergeben. Keinen Buchstaben der Verschärfung hat er den Gesetzen seines Vaters hinzugefügt; kein Wort und keine That hat er gewagt oder auch nur versucht gegen die Privilegien und Freiheiten, gegen die althergebrachte Verfassung des Landes. Was er späterhin gegen die ausgebrochene Revolution gethan oder geplant hat, das kann doch vernünftiger und gerechter Weise nicht als Grund ihres Ausbruchs geltend gemacht werden.

Allein der König zog den glühenden Haß der protestantischen Partei auf sich, eben weil man von ihm wußte, was er auch bei jeder Gelegenheit offen aussprach, daß er lieber alle seine Länder zusammt seinem Leben, ja sein Leben hundert und tausendmal verlieren, als die geringste Beeinträchtigung der katholischen Kirche in seiner Monarchie gestatten werde. Von diesem Manne war noch viel weniger als von seinem Vater zu hoffen, daß er durch Uebertritt zur neuen Lehre der alten Kirche den geträumten Todesstoß versetzen werde. Darum griff Alles, was zu dieser neuen Lehre thatkräftig sich bekannte, mit allen Waffen der Verläumdung, der Wühlerei und der Gewaltthat den spanischen Monarchen an; und da er in dem fernen Stammland seines Reiches mit Erfolg nicht anzugreifen war, vielmehr durch rasche Energie sich die Ruhe und Glaubenseinheit der pyrenäischen Halbinsel zu sichern wußte, so suchte man ihm und seiner Sache die Todeswunde da beizubringen, wo er mit seiner mächtigen Hilfe nicht so rasch bei der Hand sein konnte — in den ohnehin angefressenen, den protestantischen Einflüssen Englands, Schottlands, Scandinaviens, Deutschlands und Nordfrankreichs von allen Seiten preisgegebenen Niederlanden.

Die ersten Maßregeln des Königs waren so tadellos, so offenbar nur auf das Wohl des Landes und auf Er-

füllung seiner Regentenpflichten berechnet, daß selbst die Verläumdung wenig oder Nichts daran auszusetzen findet. Weit entfernt davon, bloß durch strenge oder blutige Maßregeln dem Verderben entgegenzuwirken, wendete Philipp seine ganze Thätigkeit der Anbahnung kirchlicher Reformen zu. Da diese nur durch eine Umgestaltung der kirchlichen Organisation in dem oben angedeuteten Sinne ermöglicht werden konnten, so traf man nach langen und reiflichen Berathungen mit dem heiligen Stuhle und in voller Uebereinstimmung mit demselben die Einrichtung, daß alle Jurisdiction der auswärtigen Bischöfe in den Niederlanden aufhören, jede Provinz einen eigenen Diözesanbischof erhalten, aus der Gesammtzahl der 17 Bisthümer vier Erzbisthümer errichtet, und an die Spitze dieses ganzen neuen Organismus der erzbischöfliche Stuhl von Mecheln gestellt werden solle. Der Plan dieser neuen Gestaltung hatte sich schon durch die ganze Regierung Karls V. hindurchgezogen, und Philipp rief in dieser Beziehung nur endgiltig in's Leben, was sein Vater weise und vorsorglich begründet hatte.

Hinsichtlich der Strafgesetze beschränkte sich Philipp auf deren Bestätigung. Die Geschichte muß die Grausamkeit ihrer Bestimmungen mißbilligen, allein sie kann dieselbe nicht auf Philipps II. Rechnung setzen; eine Aufhebung oder Milderung aber war in der damaligen Lage der Welt, bei dem allgemeinen Sturmlauf gegen die katholische Kirche für einen katholischen Monarchen eine Sache der äußersten Unmöglichkeit. Weitere Vorschläge seiner Rathgeber zu Reformen in des Landes Verfassung und Verwaltung, in Armee und Finanzen lehnte er ab; dagegen wandte er große Aufmerksamkeit den Universitäten zu, von welchen der Clerus der Zukunft ausgehen mußte, errichtete neue Lehrstühle der Dogmatik und des canonischen Rechtes an der Universität

Löwen, und suchte auf jede Art dem ächt katholischen Geiste neue Lebensquellen zu erschließen.

Und bevor er nach Spanien eilte, wollte er dem flämischen Volke noch ein Zeichen des Wohlwollens entgegenbringen, indem er ihm ein Kind des Landes als oberste Regentin gab. Margaretha von Parma, in den Niederlanden von einer niederländischen Mutter geboren, beim Volke beliebt und mit allen seinen Eigenheiten vertraut, wurde vom König zu diesem hochwichtigen Amte auserlesen. Der Bischof von Arras, Anton Perrenot von Granvella, sollte ihr als leitender Rathgeber zur Seite stehen; ein Staats-, ein Privat- und ein Finanzrath die Verwaltung der Landesgeschäfte unter sich theilen. Nach diesen Anordnungen verließ der König, leider zu rasch und zu frühe, das tief bewegte Land.

Bald tönten grelle Mißklänge aus Flandern hinüber zu des Königs Ohr. Die neue kirchliche Eintheilung stieß auf leidenschaftliche Opposition nicht etwa nur bei der bedrohten Revolutionspartei, sondern namentlich auch bei einem Theil der Ordensgeistlichkeit, weil zum Zwecke der Dotation der neuen Bisthümer jeder Bischof zum Abte eines Klosters ernannt und auf diesem Wege zugleich Ordnung, Zucht und Frömmigkeit in den Klöstern wieder hergestellt werden sollte. Auch das Stimmrecht der bisherigen Aebte in den Provinzialständen sollte auf die neuen Bischöfe selbstverständlich übergehen. Darin erblickte der Adel nicht ohne Grund eine bedenkliche Verstärkung der Königsgewalt. An die Spitze aller unzufriedenen Elemente trat der von Karl V. gehätschelte, von Philipp trotz seines Argwohns zum Statthalter von Holland und Seeland ernannte Prinz Wilhelm von Oranien, ein Mann, ebenso voll Geist und unbeugsamer Thatkraft, wie gänzlich leer an jeder religiösen Ueber-

zeugung, einzig nur dem rücksichtslosen Ich huldigend, dem zu Liebe er mit kaltem Blut das Elend und die Leiden der Menschen sah und herbeiführte. Kein Ideal bürgerlicher oder religiöser Freiheit war es, das seiner kalten Seele vorschwebte; denn wo immer er die Macht in Händen hatte, da war blutige Verfolgung um der Ueberzeugung willen das Panier. Wohl aber war er, der in Schulden versunkene, seines hohen Genies sich wohl bewußte, mit seiner untergeordneten Stellung unter Margaretha und Granvella unzufriedene Häuptling, von Anfang an entschlossen, der staatsrechtlich unangreifbaren Herrschaft des spanischen Habsburgergeschlechtes, dessen mangelhafte Regierungskunst Wilhelm mit überlegenem Geiste durchschaute, ein gewaltsames Ende zu machen, ohne den mindesten Schein eines Rechtes dazu — er, den Niederlanden nicht einmal als Landeskind angehörig, ein deutscher Dynast mit allen Eigenschaften eines solchen, ein gewissenloser deutscher Protestant. „Er führte ein leichtfertiges und gewissenloses Leben; er wurde vom Ehrgeiz und Egoismus beherrscht." So lautet über ihn das Urtheil sogar der neuesten protestantischen und holländischen Geschichtsforscher. Wilhelms Auftreten und Laufbahn verdient, zu allen Zeiten von allen Parteiführern auf's Aufmerksamste studirt zu werden; man hüte sich vor seinen Lastern, aber man lerne von ihm Selbstbeherrschung, eine immer kühle Stirn und ruhige Zunge, überlegene Leitung der Menschen, Verhüllung der Gedanken, unerschütterliche Beharrlichkeit unter des Schicksals schwersten Schlägen.

Dieser geniale Mann ließ alle Elemente der niederländischen Oppositions- und Revolutions-Partei, so lange er sich noch nicht unmittelbar an des Königs Majestät wagte, vorerst gegen das Ministerium Granvella anstürmen. Wilhelm sah recht wohl, daß Philipp in diesem allerdings

herrschsüchtigen und eiteln, aber ebenso fähigen als treuen Mann eine vorzügliche Wahl getroffen hatte; in ihm erkannte er einen Staatsmann ersten Ranges, reich an Kenntnissen, von unermüdlicher Arbeitslust und Arbeitskraft, ganz dem Interesse seines königlichen Herrn und der spanischen Monarchie hingegeben, unzugänglich der Furcht wie der Bestechung: der mußte fort. War das einmal gelungen, dann konnte im Vertrauen auf die allgemeine Eifersucht der mittel- und nord-europäischen Staaten gegen Spanien wohl auch der Kampf gegen Philipp II. selbst gewagt werden.

Nachdem es Wilhelm gelungen war, den Liebling des Volkes, den oberflächlichen und gedankenarmen, aber gutherzigen und arglosen Soldaten, den Grafen Egmont, auf seine Seite zu ziehen, war es ihm leicht, die urtheilslosen Massen am Gängelbande ihrer Leidenschaften und Wahnvorstellungen zu lenken. Ein allgemeiner Sturm erhob sich nicht nur gegen die neugeschaffenen Bisthümer, sondern auch namentlich gegen die von Philipp in den Niederlanden zurückgelassenen spanischen Regimenter. Diese Truppen zählten im Ganzen höchstens 4000 Mann und standen unter dem Oberbefehl von Oranien und Egmont, die sich wohl hüteten, den Ausschreitungen und Zügellosigkeiten der Soldaten in Erfüllung ihrer Amtspflicht entgegenzutreten; bedurften sie doch dieser Excesse, um das Volk beständig zu hetzen. Philipp hatte die Soldaten zurückgelassen, weil er augenblicklich nicht im Stande war, ihre Soldansprüche zu befriedigen; sein Finanzelend verfolgte ihn auch in den niederländischen Angelegenheiten vom Anfang bis zum Ende seiner Regierung. Vier Monate nach seiner Abreise sollten sie dem Könige folgen, so hatte er zugesagt; zögernd und unentschlossen wie immer, ließ er 17 Monate vergehen, bis er Wort hielt. Diese Zeit hatten die Revo-

lutionäre redlich benützt, um alle Leidenschaften des Volkes in den Harnisch zu jagen.

Nichts half es dem Cardinal Granvella, daß er selbst auf Zurückziehung jener Truppen drängte, die in ihrer unbedeutenden Zahl ohnehin zu gar Nichts nützen konnten. Nichts half es ihm, daß er auch die Glaubensedikte mit Mäßigung, mit vorsichtiger Rücksichtnahme auf Land und Leute, daß er sie nur gegen Prädicanten und Urheber öffentlicher Skandale, nicht gegen die verführte Menge zur Anwendung kommen ließ — er war des Königs einzig fähiger Diener, er mußte fort. Das Geschrei von Vernichtung der Landesverfassung, von Einführung der spanischen Inquisition riß die Geister der Menge im wilden Hexensabbat entfesselter Leidenschaft dahin, so gänzlich grundlos es auch war; und während Granvella seinem König die mildesten, weisesten, vorsichtigsten Rathschläge ertheilte, durfte Oranien nebst seinem Anhang ihn als einen fanatischen, blutgierigen Pfaffen angreifen und verfolgen. Was aber das Schlimmste war: auch die Regentin selbst trat auf die Seite von Granvella's Feinden. Sie ließ sich um jene Zeit durch einen Strolchen von Sekretär, Namens Armenteros, leiten. Die geistige Bedeutung des überlegenen Staatsmannes war für sie bedrückend; ohne ihn hoffte sie die Zügel der Macht in ihrer eigenen Hand zu behalten. Sie sollte es bitter bereuen, daß auch sie der Revolutionspartei Handlangerdienste leistete im Kampfe gegen den Einzigen, der — vielleicht dem Sturme gewachsen war.

Es war ganz die nämliche Geschichte, die sich vorher und nachher so unzählige Male wiederholt hat: die Thorheit und Unvernunft der Massen, die Urtheilslosigkeit des Publikums im Dienste der gewissenlosen, habsüchtigen und herrschsüchtigen Selbstsucht.

Granvella fiel. Der König versank bereits zu Madrid in sein System des schriftlichen, langsamen, von offener und männlicher That abgewandten, der diplomatischen Intrigue zuneigenden Regierens. Er verstand nicht, wie rasch und ungeheuer sich die Zustände seit seiner Abreise verändert hatten; er glaubte nicht den unheilverkündenden Prophezeiungen seines Ministers, der auf Oraniens Entfernung, auf Geld, auf Unterstützung drang. Philipp ward irre. Am 22. Januar 1564 ertheilte er seinem besten Diener die Erlaubniß, sein Amt und die Niederlande zu verlassen.

Am 13. März verließ der Cardinal Brüssel. Philipp hatte einen der schwersten Fehler seines Lebens begangen, und es war sein Schicksal, gerade in den Niederlanden Fehler auf Fehler zu häufen.

Die Revolutionspartei triumphirte; ihre Häupter herrschten nun unumschränkt im Rathe der wohlmeinenden und thätigen, aber eitlen und nicht fernsichtigen Margaretha. Unter dem Scheine äußerlich guten Einvernehmens täuschten sie die Regentin vollständig über die in riesigem Maßstab fortschreitende Revolutionirung des Volkes, namentlich über das Einreißen der verschiedensten neuen Sekten des Protestantismus.

Die Häupter der Partei setzten es durch, daß die Regentin zu Anfang des Jahres 1565 den Grafen Egmont nach Madrid zum König sandte. Er hatte den Auftrag, dem Monarchen die bedenkliche Lage, die steigende Gährung des Landes zu schildern, ihn um Milderung der Religions-Edikte zu bitten, und um Unterstützung der Regentin durch materielle Mittel; denn so weit war es schon gekommen, daß die reichen Niederlande die Kosten ihrer eigenen Regierung nicht mehr aufbrachten.

Philipp empfing den Sieger von St. Quentin und Gravelines mit schmeichelhafter Auszeichnung und hörte ihn mit unbesiegbarer Geduld an; allein es läßt sich leicht denken, daß der eitle Mann, dessen Gedanken alle auf seiner Zunge schwebten, dem kalten und verschlossenen Monarchen einen höchst unerwarteten und schmerzlich überraschenden Einblick in die letzten Zielpunkte der niederländischen Adelspartei gewährt haben mag. In der That kann kaum daran gezweifelt werden, daß Philipp aus seinen zahlreichen und ausführlichen Unterredungen mit Egmont schon damals die Ueberzeugung schöpfte, es handle sich in Flandern um Nichts Geringeres, als um die Existenz der katholischen Kirche und um den Abfall von der spanischen Monarchie. Er bewilligte der Regentin eine Geldunterstützung von ungefähr einer halben Million Dukaten, versprach, die religiöse Frage der sorgfältigsten Erwägung zu unterziehen, jedoch nicht ohne die wiederholte Erklärung, daß er lieber hundertmal das Leben verlieren, als in irgend eine Schädigung der katholischen Kirche einwilligen werde; ermächtigte auch seine Schwester, einige Bischöfe, Theologen und sonstige Rathgeber zu einer Kommission zu versammeln, welche sich damit beschäftigen sollte, die Verirrten zurückzuführen, das Volk zu belehren, die Jugend gehörig zu unterrichten. Die nämliche Kommission sollte in Erwägung ziehen, ob und welche Aenderungen bezüglich der Bestrafung der Ketzer einzuführen wären, nicht als ob diese mit geringerer Strenge sollten gezüchtigt werden, sondern zu dem Zwecke, daß ihnen der Glorienschein eines falschen Martyriums entzogen werde.

Margaretha, die um die nämliche Zeit im Auftrag ihres königlichen Bruders die Beschlüsse des Concils von Trient in den Niederlanden hatte verkünden lassen, legte

dem Monarchen im Juli 1565 die Berathungsergebnisse der von ihm bewilligten Kommission vor. Sie war der Meinung, er solle die Instruktionen der Inquisitoren einer Revision unterwerfen, um sie mit den Bedürfnissen der Zeit und mit den Verhältnissen der Niederlande in besseren Einklang zu setzen. Die Regentin stand eben damals ganz unter dem Einflusse von Oraniens und Egmonts Partei, deren Anhänger im ganzen Lande ein nichtsnutziges, bestechliches, feiles Regiment führten, dessen Erbärmlichkeit selbst von Philipps heftigsten Gegnern nicht geläugnet noch vertheidigt werden kann.

Allein Philipp hatte natürlich auch andere Kenntnißquellen, als nur die Briefe seiner Schwester. Der damals in den Niederlanden wohnende, im Auftrag des Königs die Verhältnisse beobachtende spanische Mönch Lorenzo de Villavisencio schilderte ihm die Verhältnisse mit der offenen Rücksichtslosigkeit eines Ordensmannes, mit dem Feuereifer eines glaubenstreuen Katholiken, mit dem Scharfsinn eines tiefer blickenden Politikers. Dieser Mann wurde im Laufe des Sommers 1565 zum König berufen; wie vielen und großen Einfluß er auf Philipps Entschließungen ausgeübt hat, weiß natürlich Niemand. Sicher ist nur soviel, daß der König unterm 17. und 20. Oktober 1565 auf die Vorlagen der Statthalterin folgende Antwort gab:

„Es sei keineswegs am Platze, die Strafen der Häretiker zu mildern; vielmehr seien die Religions-Edikte auf's Strengste zur Anwendung zu bringen, und wenn es Richter gebe, die nicht den Muth oder nicht den Willen hätten, ihre Pflicht zu thun, so werde er Andere von besserer Gesinnung und größerem Eifer an deren Stelle setzen.“

Diese strengen Befehle, in dieser strengsten Form ertheilt, paßten abermals nicht zu der einmal vorhandenen

Sachlage; es zeigte sich eben immer mehr, wie unmöglich es war, in dieser Zeit der schlimmsten revolutionären Gährung die Niederlande vor dem ganz anders gearteten Spanien aus zu regieren, und noch dazu durch die immerhin schwache Hand einer Frau. So gewiß es Philipps Aufgabe gewesen wäre, diese Frau und seinen trefflichen Staatsmann Granvella gegen den ersten Ansturm der Revolutionspartei mit dem Aufgebote seiner ganzen königlichen Macht zu schirmen, ebenso gewiß war es eine Verkehrtheit, jetzt, nachdem man einmal nachgegeben hatte, den vollen Ernst des königlichen Willens so unverhüllt zu zeigen, ohne daß man in der Lage war, seinen Befehlen und Drohungen alsbald auch den nöthigen Nachdruck zu geben. Diese Handlungsweise konnte nur dazu dienen, daß die Flamme geschürt, der Sturm der Leidenschaften noch heftiger angefacht wurde. Darum sahen des Königs beste Freunde und Diener, die Staatsräthe Viglius und Berlaimont, die Grafen von Megen, Mansfeld und Aremberg die königlichen Befehle äußerst ungern. Viglius wollte es sogar verantworten, daß man dieselben gar nicht veröffentliche, ohne den Monarchen vorher auf die voraussichtliche Wirkung derselben vorbereitet zu haben. Oranien aber beharrte unter der falschen Maske des königstreuen Diensteifers auf dem unmittelbaren Vollzug dessen, was er als die beste Förderung seiner arglistigen Plane erkannte. Er allein war freudigen Herzens, und mit triumphirender Miene verkündete er einem Vertrauten: „nun werden wir bald den Anfang eines ungewöhnlichen Trauerspiels erleben.“ Ja, dieser geistreiche und scharfsinnige Mann sah das Elend, den Jammer, das Blutvergießen der kommenden Jahre voraus, und er freute sich Alles dessen, was er voraussah, weil er darauf das Gebäude eigener Herrschaft zu errichten

hoffte. Und nicht einmal der Ruhm kann ihm gelassen werden, daß er wenigstens die nationale Selbstständigkeit der Niederlande gegenüber spanischer Fremdherrschaft angestrebt habe. Denn die Thatsache ist unbestreitbar, daß Wilhelm, als er im Lauf der Ereignisse die Hoffnung schwinden sah, alle 17 Provinzen durch den Protestantismus unter seine Herrschaft zu bringen, durch seinen Bruder Ludwig mit dem französischen König Karl IX., Philipps treulosem Schwager, und mit Elisabeth von England Verhandlungen einleitete, um sein angebliches „geliebtes Vaterland" zu theilen. Flandern und Artois an Frankreich, Seeland und die Inseln an England, Geldern und Luxemburg an das deutsche Reich zu verschenken war Wilhelm bereit, wenn nur der Rest — ihm blieb.

Der niederländische Adel trat nunmehr in dem sogenannten Compromiß zu einem verschwörerischen Bunde zusammen, der unter der verläumderischen Behauptung, Philipp wolle die spanische Inquisition einführen, um sich durch die confiscirten Güter seiner Unterthanen zu bereichern, die verwegensten Schritte gegen die Regentin einleitete. Der Trunkenbold Brederode durfte es wagen, am 5. April 1566 an der Spitze von 200 Edelleuten der Regentin eine wahre Sturmpetition zu überreichen, die geradezu auf Abschaffung der Religionsedikte und einer jeden Art von Inquisition gerichtet war. Unter den damaligen Umständen war dieses Begehren gar nichts Anderes, als die Abschaffung des Katholicismus selbst. Margaretha versprach günstigen Bericht an den König, und in der Zwischenzeit bis zur Milderung der bestehenden Gesetze deren möglichst schonliche und milde Abwendung.

Der Marquis von Bergen und der Freiherr von Montigny sollten sich nach Spanien begeben, um dem König die

Lage der Dinge zu schildern. Montigny kam am 17. Juni 1566 in Madrid an; Bergen, der einen Fuß brach, folgte ihm zögernd und Unheil ahnend nach. Philipp kannte die Beiden als schwer betheiligt bei allen Unruhen und Conspirationen in Flandern; Montigny namentlich galt allgemein als geheimer Protestant; keine unangenehmeren Abgesandten hätte man dem ohnedieß schwer gereizten Monarchen schicken können. Gleichwohl wurde Montigny vom König mit seiner gewohnten Freundlichkeit und ruhigen Geduld empfangen und angehört: allein Philipp zog die Angelegenheit hinaus, wollte, wie immer, überlegen, Zeit gewinnen, Nichts übereilen, sich nicht entschließen; er hielt endlose Berathungen mit seinen Staatsmännern, unter welchen die niederländischen Minister Tisnacq und Hopperus eine zwar äußerlich hervorragende, aber im innersten Wesen der Sache vertrauens- und bedeutungslose Rolle spielten. Endlich am 26. Juli sprach der König seinen Willen dahin aus, daß nach vollständiger Durchführung der neuen Diöcesanverfassung die bisherige, auf der Gesetzgebung Karls V. beruhende päpstliche Inquisition in den Niederlanden aufhören und die bischöfliche Gerichtsbarkeit wieder an ihre Stelle treten möge, daß man ihm bezüglich der Milderung der Religionsedicte einen annehmbaren Entwurf unterbreiten solle, und daß er seine Schwester mit einer Amnestievollmacht versehen werde; im nächsten Frühjahr aber werde er selbst nach den Niederlanden kommen. Hätte er es doch gethan!

Montigny war mit diesem königlichen Entgegenkommen äußerst unzufrieden, und sprach sich in diesem Sinn, dem Monarchen persönlich gegenüberstehend, so unverholen aus, daß Philipp, der an strengste Selbstbeherrschung Gewöhnte, die Farbe wechselte.

Schon am 9. August ließ Philipp ein förmliches Pro-

tokoll errichten, in welchem er die gemachten Zugeständnisse als ihm durch die Umstände förmlich abgezwungen für unverbindlich, null und nichtig erklärte und sich volle Freiheit des Handelns vorbehielt. In der That eine unkönigliche Handlung; denn dieses Protokoll sollte — bis auf Weiteres geheim bleiben. Um die gleiche Zeit erklärte Philipp auch dem heiligen Stuhle gegenüber auf das Unzweideutigste, daß er niemals irgend ein Zugeständniß machen oder erfüllen werde, das zum Nachtheil von Religion und Kirche sein könnte; lieber wolle er alle seine Staaten verlieren, denn er wolle nicht Beherrscher von Ketzern sein. —

Im August 1566 traf endlich auch Bergen in Madrid ein; Philipp ließ ihm nicht geringere Freundlichkeit und Gnade zu Theil werden, wie seinem unglücklichen Collegen, aber die beiden Männer fühlten bald, wie unter dem Eindrucke der mit jedem Courier schlimmer werdenden Nachrichten aus Flandern ihre Lage von Woche zu Woche eine bedenklichere und gefahrvollere ward.

Da traf am 3. September die Nachricht vom niederländischen Bildersturm wie ein Donnerschlag das Ohr und Herz des katholischen Monarchen. Die Hetzereien Oraniens und seiner adeligen Werkzeuge, die Aufruhrpredigten der protestantischen Gottesmänner, die Psalmengesänge unter dem Geklirr der Waffen, die Volksversammlungen unter freiem Himmel, hatten endlich ihre Früchte getragen. Nachdem der „Bund der Geusen“ zu St. Trond in der Zahl von mindestens 2000 Mann eine bewaffnete Versammlung gehalten hatte, war der Aufruhr immer mehr in die weiteren Kreise und niederen Schichten der Bevölkerung eingedrungen. Auf der erwähnten Versammlung wurden äußerst verbrecherische Beschlüsse gefaßt. Nicht nur wurde „dem

Volke garantirt, daß ihm bis zur Einberufung der Generalstaaten hinsichtlich der Religion keinerlei Unrecht oder Gewalt geschehen dürfe", sondern es wurde auch die Aushebung von Kriegsvolk im Ausland zur Sicherung der Verschworenen beschlossen — also offenbarster Hoch- und Landes-Verrath. Bald reiften die Früchte dieser heillosen Thaten. Rasende Schaaren von Handwerkern, Bauern, Schiffern und Proletariern sammelten sich in verschiedenen Gegenden des Landes und zerstörten, ohne daß die Regierung irgendwo oder irgendwie entgegenzutreten im Stande war, im Lauf weniger Tage und in der einzigen Provinz Flandern mehr als 400 katholische Kirchen und Klöster, traten die geweihten Hostien mit Füßen, schändeten Alles, was katholischen Herzen theuer und heilig ist, mißhandelten wehrlose Priester, Mönche und Nonnen auf die empörendste und grausamste Weise. „Jetzt ist Alles im Lande geduldet", meldete Margaretha ihrem Bruder wahrheitsgemäß, „mit Ausnahme der katholischen Religion und eines Jeden, der zu ihr sich bekennt." Und vor, während und nach der Verübung solcher Schandthaten wagte es die Revolutionspartei, vom König auch noch die Einberufung der „Generalstaaten" zu verlangen, durch welche er die Revolte förmlich organisirt haben würde.

Philipp II. litt an den Folgen einer leichten Erkältung, als er diese Schreckensnachrichten erhielt. Ihn verließ, wie fast nie in seinem Leben, die Herrschaft über sich selbst. Ein heftiges Fieber ergriff ihn, der schon damals unter dem Drucke der Mißverhältnisse mit seinem Sohne tief gebeugt war: wochenlang war er an's Lager gefesselt und versuchte es vergeblich, zur gewohnten, stetigen Arbeit zurückzukehren.

In keiner Freude und in keinem Schmerze seines Lebens

vergaß er, die Kraft und Weihe der Religion anzurufen. Vom Krankenbette aus veranlaßte er feierliche Gebete in allen Kirchen Spaniens, um Gott zu danken für die Geburt der Infantin Clara Eugenia, die kurz zuvor das Licht der Welt erblickt hatte, und um die göttliche Hilfe anzurufen zur Bekehrung der Irrgläubigen. So stand dieses große Anliegen in des Königs Herzen unmittelbar neben dem Kinde, das ihm unter allen lebenden Wesen damals und vielleicht immer das Theuerste war.

Aber die Entschließungen des Monarchen waren nicht eingegeben vom Geiste der Gnade. Zu ungeheuer war der gewaltige Frevel, zu empörend die Nachrichten, welche fort und fort aus Brüssel einliefen. Schon war die Rede von Theilungsprojecten, deren Gegenstand die flandrischen Provinzen seien, und Niemand konnte mehr zweifeln, daß die revolutionäre Bewegung ebenso sehr gegen den rechtmäßigen Souverän, wie gegen die alte Kirche gerichtet sei.

Unter diesen Eindrücken, deren Wucht vermehrt wurde durch die leidenschaftlich stürmische Entrüstung der getreuen spanischen Nation gegen die gottlosen und aufrührerischen Flamänder, verfinsterte sich des Königs Gemüth. Tag und Nacht sann er auf Hilfe, und — ich glaube es wenigstens — auch auf Rache.

Der König hatte ohne Zweifel in seinem Innersten schon beschlossen, was zu geschehen habe, als er am 29. Oktober die äußerlich entscheidende Sitzung seines Staatsministeriums unter seinem persönlichen Vorsitz abhielt. Hier war es der Herzog Alba, der gewaltsame Niederwerfung und strengste Bestrafung der Empörer anrieth, während Fürst Eboli vor Allem die persönliche Anwesenheit des Monarchen am Schauplatz der Ereignisse wünschte. Es ist möglich, daß Alba's Auftreten mit dem König verabredet, mög-

lich aber auch, daß es der letzte entscheidende Impuls für des Monarchen etwa noch schwankende Entschließung war.

Als es gewiß wurde, daß der König einen Feldherrn und eine Armee nach den Niederlanden senden werde, suchten die in Madrid anwesenden Flamänder wenigstens dahin zu wirken, daß Fürst Eboli den verantwortungsreichen und verhängnißvollen Auftrag erhalte. Es wird behauptet, sie hätten sich auch mit Don Carlos in Verbindung zu setzen gewußt, um diesen zu bestimmen, daß er mit oder ohne Willen seines Vaters die Regierung der 17 Provinzen übernehme. Allein diese Frage wird, nachdem die genauesten archivalischen Forschungen bis heute keinerlei Licht über dieselbe verbreitet haben, wohl für immer ein Tummelplatz beweisloser Vermuthungen bleiben.

Sicher ist nur, daß des Monarchen Auge in jenen Tagen und zu dem fraglichen Zweck mit ausschließlichem Wohlgefallen auf Herzog Alba ruhte. In Italien sollten die alten spanischen Kerntruppen zusammengezogen werden, an deren Spitze der gefürchtete Feldherr im folgenden Sommer den großen Marsch mitten durch Europa antrat. Eine ganz außerordentlich reich beladene amerikanische Gold- und Silberflotte brachte zur guten Stunde einen großen Theil der nöthigen Mittel; eine Zwangsanleihe ergänzte das Fehlende. Mit allen Hülfsquellen seines Geistes und seiner Herrschermacht warf sich Philipp auf den Gedanken, die empörten Unterthanen zu demüthigen.

Es war die unglückseligste Entschließung seines Lebens. Denn alle Gründe und Umstände sprechen dafür, daß er gar nie vorhatte, dem Herzog Alba in die Niederlande nachzufolgen. Und nur unter dieser Voraussetzung war die Sendung dieses Mannes zu rechtfertigen oder zu entschuldigen. Nach einer kurzen militärischen Occupation, meinet-

wegen nach exemplarischer und blutiger Bestrafung der wahrhaft verbrecherischen Rädelsführer, mußte die Sonne der königlichen Gnade mild und strahlend aufgehen über dem unglücklichen verirrten Volke; sein Recht und seine Freiheit mußte unverwirkt, ja unberührt bleiben; des Königs Majestät mußte, als hoch über jedem Rachegedanken stehend, im Lichte väterlicher Strenge und väterlicher Güte sich zeigen. Das war, nach allen begangenen Fehlern, der einzig richtige und hoffnungsvolle Weg; und er konnte nur eingeschlagen werden, wenn der Monarch in kurzer Zeit seinem Feldherrn persönlich folgte.

Das war der Rath, welchen der scharfblickende Granvella, wenn auch schüchtern, unterstützte; es war aber auch vor Allem der Rath, welchen die Kirche Gottes durch den Mund ihres heiligen Oberhauptes, des Papstes Pius V., dem spanischen König ertheilte. Allein Philipp war um diese Zeit gereizt und erregt: im eigenen Hause angegriffen, im tiefsten Herzen verwundet, in allen Gefühlen seines religiösen Glaubens empört, setzte er den päpstlichen Rathschlägen nur kleinliche, persönliche Empfindlichkeit entgegen. Sein mehr und mehr zum staatlichen Absolutismus neigendes Wesen erblickte nur eine unbefugte priesterliche Einmischung, wo in der That die höchste Weisheit mit vollster Berechtigung sprach. Es war abermals einer der zahlreichen Fälle in der Geschichte, wo die überlegenste und fernblickendste Politik im Vatikan getrieben ward — von dem Manne, der hoch über der ganzen übrigen Menschheit, einsam und großartig, auf der Zinne der Wahrheit steht.

Und als Philipp einmal in seinem Innern den falschen Weg eingeschlagen hatte, da sank er rasch noch um eine Stufe tiefer: er sank zur Unwahrheit herab.

Montigny und Bergen verlebten qualvolle Wochen und

Monate: sie wußten längst, daß von Erreichung ihrer ursprünglichen Absichten nicht mehr die Rede sein könne, nachdem ihnen die Ereignisse in ihrer Heimath auf so furchtbare Weise zuvorgekommen waren; sie fühlten mehr und mehr selbst ihre persönliche Sicherheit bedroht. Philipp hielt sie mit leeren Worten hin; er war entschlossen, sie nicht entschlüpfen zu lassen. Er war, und gewiß mit gutem Grunde, überzeugt, daß sie in ihrer Gesinnung Hochverräther waren; allein gleichwohl blieb es des Monarchen unwürdig, sich zur Rache an ihnen gewissermaßen heranzustehlen. Bergen unterlag der Krankheit, die schon lange an seinem Leben nagte; erst als er hoffnungslos darniederlag, ertheilte ihm Philipp den Urlaub, welchen er nicht mehr benutzen konnte. Montigny wurde am nämlichen Tage, als die Nachricht von Egmonts und Hoorns Hinrichtung in Madrid eintraf, verhaftet und auf Philipps Befehl am 16. Oktober 1570 auf der Festung Simancas heimlich hingerichtet.

Die andere Unwahrheit des Königs bestand darin, daß er noch möglichst lange Zeit die allgemeine Täuschung über seine bevorstehende Reise nach den Niederlanden aufrecht erhielt. Zu des Königs Entschuldigung darf nicht übersehen werden, daß die damals schon hoch gestiegene Gährung der maurischen Bevölkerung in Andalusien, sowie die unseligen Verhältnisse mit Don Carlos ihm die Entfernung aus Spanien nahezu unmöglich machten; allein das ändert Nichts an der Unwürdigkeit der kleinlichen Intrigue, mit welcher er die Reisevorbereitungen noch fortsetzen ließ, als längst kein vernünftiger Mensch mehr an die ernste Absicht einer solchen Reise glaubte.

Endlich am 15. April 1567 hatte Alba seine Abschiedsaudienz bei Philipp im Schlosse zu Aranjuez. Es war

eine dunkle, unheimliche Stunde, in welcher der grollende König seinem unerbittlichen Feldherrn unter vier Augen die letzten Instruktionen gab; in dieser Stunde entsanken in Wahrheit die Zügel der niederländischen Regierung für immer den Händen Philipps. Von dieser Stunde an ist es ihm nicht mehr möglich geworden, in den empörten Provinzen irgend einen bedeutenden Akt seines königlichen Willens durchzusetzen; fort und fort unglücklich, entweder in der Wahl seiner Stellvertreter oder durch die Unmöglichkeit, ihre Leistungen kräftig zu unterstützen, sah er sich immer mehr in den Kampf mit dem ganzen Volke verwickelt, immer mehr zu einem traurigen Laviren nach den Umständen, und schließlich zum Aufgeben selbst der treu gebliebenen Provinzen genöthigt.

Mit Alba's Sendung hört in der That des Monarchen eigentlich persönliche Einwirkung auf die Niederlande auf; und da wir es eben nur mit der Schilderung und Erfassung seiner Persönlichkeit zu thun haben, so können die noch folgenden Ereignisse nur ganz flüchtig angedeutet werden.

Mit seiner kleinen, aber auserlesenen Armee von etwa 12,000 Mann rückte Alba, unter Beobachtung der allerstrengsten Disciplin, über den Mont Cenis, auf Hannibals Spuren, in der Nähe des reformirten Genf vorüber, durch Burgund und Lothringen in den Niederlanden ein. Am 22. August 1567 war er in Brüssel; nicht der geringste Widerstand zeigte sich im Lande. Die Regierung hatte sich aufgerafft, Margaretha hatte mit der Hilfe des Adels die Hauptnester des Aufruhrs überwältigt; sie bereute die verzweiflungsvollen Briefe nach Madrid, sie wollte weiter regieren, sie entfaltete in höherem Grade, als zu irgend einer früheren Zeit, ihre unläugbaren Talente und ihre wirklich

große Arbeitskraft. Allein es war zu spät. Alba stand in seiner furchtbaren Leibhaftigkeit vor ihr, und schrittweise rückte er heraus mit seinen außerordentlichen Vollmachten, die Margaretha's Verbleiben im Amte thatsächlich und moralisch unmöglich machten, ohne daß ihre Entlassung mit dürren Worten ausgesprochen war. Noch vor dem Schlusse des Jahres war sie aus Flandern abgereist, in ihrem letzten Briefe an Philipp des Monarchen Gnade anflehend für das unglückliche Volk, das zu beherrschen sie nicht stark genug gewesen war, das sie aber liebte und zu dem sie gehörte. Die Thaten ihres Nachfolgers erwarben ihr nachträglich die Liebe und Anerkennung dieses Volkes, das während ihrer ganzen Regierung nur Verkennung und Undank für sie gehabt hatte.

Allein von Gnade war jetzt nicht mehr die Rede. Herzog Alba, damals 60 Jahre alt, ist zwar keineswegs der mit grausamer Wollust im Blut und Elend seiner Nebenmenschen schwelgende Wütherich gewesen, als welchen man ihn lange betrachtet hat. Er war ein Mann voll ernster sittlicher Grundsätze, voll unerschütterlichen Pflichtgefühls, aber unbarmherzig in der Logik seiner Thaten.

Eine Verfolgung und Bestrafung der Revolution im Großen hielt er für durchaus nothwendig; er hatte genau überlegt, was das heiße und er schauderte nicht davor zurück, den entsetzlichen Gedanken mit allem Detail in die Wirklichkeit zu übertragen. Der Blutrath oder Rath der Unruhen, den er einsetzte, war genau das, was man bei den Revolutionen oder Reaktionen unseres Jahrhunderts ein Standgericht nennt; nur trug es die Farbe und den Geist des 16. Jahrhunderts an sich. Durch die Gefangennahme und Hinrichtung Egmonts und Hoorns traf Alba die Köpfe zweier Männer, die unzweifelhaft an den vor-

ausgegangenen Conspirationen sich in schuldvollster Weise betheiligt hatten, wenn auch namentlich Egmonts Absichten nicht direkt gegen Kirche und Königthum gerichtet waren. Er, der in politischen Dingen kaum je wußte, was er that, war allerdings nach dem Bildersturm voll Entsetzen zur Pflicht zurückgekehrt; allein Alba's Sache war es nicht, das früher Geschehene zu vergessen.

Um so erfreulicher ist es, in dieser furchtbaren Zeit zu sehen, wie Granvella, der einst so viel Geschmähte, zu dessen Sturz namentlich Egmont aus allen Kräften beigetragen hatte, unzugänglich auch dem leisesten Anflug von Rachegefühl oder Schadenfreude, die eifrigsten, beharrlichsten, wenn auch leider erfolglosen Anstrengungen beim Könige machte, um Egmont zu retten und überhaupt dem Blutvergießen ein Ziel zu setzen. Allein Alles war vergeblich.

Die Schreckensauftritte und Hinrichtungen wurden verschärft, als Oranien gleichzeitig ein Heer sammelte und als offener Hochverräther mit den Waffen in's Land einfiel. Er hatte die Bedeutung von Alba's Namen wohl begriffen und war entflohen, wie die ächten Revolutionäre immer zu thun pflegen, wenn über den Häuptern ihrer mißbrauchten Werkzeuge das Netz des Verderbens sich zusammenzieht. Und mit vollem Rechte hatte Granvella, als er von der Gefangennahme der Uebrigen und von Wilhelms Flucht hörte, die wohlüberlegten Worte gesprochen: „Wenn Alba diesen nicht gefangen hat, dann hat er Nichts gefangen.“

Daß die Niederlande durch weise Mäßigung auch jetzt noch gerettet werden konnten, sieht man daraus, daß dem ersten bewaffneten Einfall Oraniens keine Bewegung des Volkes entgegenkam. Mit bewährter Feldherrnmeisterschaft warf Alba den Oranier und dessen Bruder fast bis zur

gänzlichen Vernichtung nieder und kehrte im Triumph, als unumschränkter Herrscher des Landes, nach Brüssel zurück.

Jetzt war der richtige, der letzte Augenblick gekommen, in welchem eine veränderte, eine großherzige, eine zu Dank und Bewunderung verpflichtende Politik am Platze war. Jetzt mußte eine allgemeine Amnestie, aber mit ihr mußte der König kommen. Ein Monarch, auch wenn er bestraft und wenn er irrt, hat doch immer ein Herz, ein Vaterherz für seine Unterthanen und Kinder; ein solches Herz hatte auch Philipp, dessen Geist ganz erfüllt war vom Pflichtbewußtsein eines christlichen Herrschers. Allein der König kam nicht los von der spanischen Erdscholle; das ganze Phlegma seines Wesens hing sich wie Blei an seine Entschlüsse; der Moriskenaufstand und nachher der Türkenkrieg machten seine Abreise vollends unmöglich, und was er auf Alba's Berichte und Vorschläge that, das trug nicht mehr Philipps, sondern Alba's geistiges Gepräge.

Durch die Entdeckung Amerika's war gleichzeitig mit der Faulheit die Habsucht als ein schwarzer Hauptflecken in den spanischen Volkscharakter eingedrungen. Alba hatte seinen Antheil an diesem Laster; er war habsüchtig nicht für sich selbst, wohl aber für seinen Monarchen. Die Verurtheilungen, die Hinrichtungen dienten ihm als Mittel zu Confiscationen; und als er endlich nicht umhin konnte, dem König eine Amnestie vorzuschlagen, da war sie so engherzig verclausulirt und mit Ausnahmen aller Art verbollwerkt, daß sie ungefähr das Gegentheil der beabsichtigten Wirkung herbeiführte.

Und Alba's Habsucht ging einen Schritt weiter. Durch neue, theils direkte, theils indirekte Steuern, die selbst in Spanien nur zum Theil und nur mit Widerwillen getragen wurden, — den zehnten, zwanzigsten und hundertsten

Pfennig — brachte er das entschiedene Unrecht auf seines Königs Seite, indem er die Verfassung des Landes und die Rechte seiner Vertreter brach. Selbst der unermüdlich arbeitsame und unerschütterlich königs- und kirchentreue Staatsrathspräsident Viglius war nicht mehr im Stande, die Maßregeln des verblendeten Spaniers zu billigen. Gegen dieses Regiment brach nun auch der Unwille der treugebliebenen flämischen Katholiken aus. Es ist richtig, daß die Holländer sich nachmals durch Wilhelm von Oranien in noch viel härterer Weise besteuern ließen; aber das geschah mit ihrem Willen für eine Sache, der sie mit Begeisterung angehörten; von Alba dagegen sollten sie sich mit Unrecht zwingen lassen, und das thaten sie nicht. Ohne es zu wollen, war Philipp durch seinen Stellvertreter, der als Politiker so klein, wie als Feldherr groß war, auf die allerschlimmsten Abwege geführt worden durch den engen und untergeordneten Gedanken, daß das Land wenigstens die Kosten seiner Revolution und ihrer Bekämpfung selbst tragen müsse. Jetzt fielen Oraniens verzweifelte Schaaren abermals, durch Elisabeth von England heimlich auf jede Art unterstützt, und deßhalb auch mit besserem Erfolge, in dem auf's Aeußerste gebrachten Lande ein: sie setzten sich in holländischen Städten unbezwinglich fest, die Bevölkerung erhob sich zu ihren Gunsten. Der unbesiegte Feldherr mußte es knirschend erleben, daß die Natur der Dinge stärker ist, als alle Feldherrnkunst, und daß die Unvernunft schließlich immer unterliegt. Nach einer sechsjährigen Verwaltung war er unmöglich geworden: Philipp konnte sich dieser Erkenntniß nicht mehr verschließen, und er beschloß einen Wechsel, nicht nur der Person, sondern auch des Systems. Mit vollem Recht schrieb Granvella, dieser gründliche Kenner der Niederlande, später, nach Alba's Tode: „Er war ein großer Mann, aber

ich möchte in jeder Beziehung wünschen, er hätte die Niederlande nie gesehen." —

Am 29. November 1573 war Alba's Herrschaft zu Ende: Philipp hatte ihm den Großcomthur des Sant-Jago-Ordens, seinen in den verschiedensten Aemtern treu bewährten Admiral und Staatsmann, Luis de Requesens y Zuniga, zum Nachfolger gegeben. Die vortrefflichsten persönlichen Eigenschaften schmückten ihn; und daß er in Flandern durchaus unglücklich und erfolglos war, das ist eben der schlagendste Beweis für die furchtbare Zerrüttung aller Verhältnisse, welche Alba's eigensinniges Wüthen angerichtet hatte. Nicht nur der Aufstand wurde nicht bezwungen, sondern selbst die spanische Armee artete in eine Bande zuchtloser Meuterer aus, die mit Recht von der gesammten Bevölkerung als vogelfreie Feinde des menschlichen Geschlechts betrachtet und behandelt wurden. Während der König, in Verzweiflung über den Ereignissen brütend, in unnahbarer Ferne blieb und allerdings, so wie die Dinge jetzt lagen, auch bleiben mußte, rieb Requesens seine Lebenskraft in erfolglosem Kampfe gegen sein grausames Mißgeschick auf. Er starb am 5. März 1576 zu Brüssel und hinterließ die Angelegenheiten des Landes in einem bis dahin nie dagewesenen Zustande äußerster Auflösung.

Der Staatsrath ergriff die Zügel der Regierung; Philipp billigte es; die Generalstaaten wurden versammelt, obgleich er es nicht billigte; mit den fest unter Oraniens Herrschaft stehenden Provinzen Holland und Seeland wurde verhandelt, und auch ein anscheinendes Friedenswerk unter dem Namen der „Genter Pacification" zu Stande gebracht, welches auf dem Abzug der spanischen Truppen, der Berufung einer allgemeinen Ständeversammlung und der Duldung des Protestantismus in Holland und Seeland beruhte.

In diesem Augenblicke raffte sich der König zu einem Gedanken auf, der groß und gut und königlich war und einen besseren Erfolg verdiente, als er gehabt hat. Immer mehr durchdrungen von der entscheidenden Bedeutung des furchtbaren niederländischen Kampfes für die Großmachtstellung Spaniens, immer klarer erkennend, wie alle europäischen Feinde seiner Monarchie dort, an jenem wunden Flecke, alle Hebel ihres Hasses ansetzten, wollte Philipp den Provinzen das Beste und den Besten senden, worüber er, der Vater ohne Sohn, zu verfügen hatte: er sandte ihnen seinen Bruder Don Juan.

Der jugendliche, ruhmbekränzte Held hatte längst aufgehört, glücklich zu sein. Nach dem großen Tage von Lepanto war es schwer geworden, in gleichem Fluge immer höher zu steigen, ohne in die eigenthümliche Sphäre eines noch Höheren einzudringen. Unklare Träume und Begierden eines schwärmerischen Ehrgeizes umdunkelten die einst in heiterem Lebensgenuß strahlende Stirne, entfärbten das einst in wunderbarer Mannesschönheit blühende Angesicht, zehrten an dem einst so zufriedenen, für alles Große und Erhabene glühenden Herzen. Unzweifelhaft war Don Juans Absicht frei von jeder Untreue gegen seinen Bruder und König; allein die Unterordnung seiner Wünsche und Absichten unter jene des Monarchen wurde ihm schwer und immer schwerer; auch machte sich in Philipps Wesen mit dem Vorrücken der Jahre das Element der Verschlossenheit und des Mißtrauens immer mehr geltend. Je mehr der Eine hoch hinaus strebte, desto mehr suchte der Andere auf alle Weise niederzuhalten.

Den Auftrag, nach den Niederlanden zu gehen, beantwortete Don Juan mit einem Aufschrei wilden Schmerzes. Er sah nicht ein, daß er durch eine wirklich großartige Lei-

stung gerade auf diesem Arbeitsfelde Alles wieder in die beste Ordnung, in die frühere Harmonie bringen könne; er sah nicht ein, daß, wenn irgendwo, dann gerade hier eine selbstständige Herrschaft zu gewinnen war. Er stürmte aus Italien, wo er als oberster Flottenbefehlshaber sich aufhielt, an den Hof seines Bruders; er that alles Mögliche, um das neue Amt abzulehnen, und als er es endlich annahm, da war sein Geist mehr bei der gefangenen Maria Stuart, als bei der unmittelbar und zunächst zu lösenden Aufgabe.

Im Oktober 1576 traf Don Juan in den Niederlanden ein. In jedem früheren Augenblicke des verhängnißvollen Kampfes wäre es seiner hinreißenden Persönlichkeit und ganz entschieden guten Absicht nach aller menschlichen Berechnung leicht und rasch gelungen, die treu und katholisch gebliebenen, immer noch überwiegenden Elemente der Bevölkerung zu einem guten und erfolgreichen Kampfe um sich zu schaaren. Jetzt — war auch dieser Zauber gebrochen. Alba's unsinnige Wirthschaft hatte ein für allemal das Vertrauen in die Absichten und Gesinnungen des stets abwesenden Monarchen schwer beeinträchtigt, wo nicht zerstört, und mit arglistiger Gleißnerei that der verschmitzte Oranier alles Mögliche, um auch Don Juan zu verdächtigen und zu verläumden. Philipp aber beging den Fehler einer argen Halbheit. Nachdem er vielleicht den letzten und einzigen großen Mann seines Reiches in diesem Kampfe eingesetzt hatte, war es offenbar ebenso sehr sein Interesse wie seine Pflicht, diesen Mann nunmehr auch zu unterstützen mit dem vollen und ganzen Aufgebot aller Kräfte der Monarchie; ja, selbst Don Juans weitergehende Plane auf Eroberung Englands waren durchaus nicht von der Hand zu weisen; denn aus England bezog der niederländische Aufstand die Lebensquellen seiner furchtbar zähen Kraft.

Statt sich aber zu hohen, überraschenden und energischen Gedanken aufzuschwingen, gab sich Philipp einer kleinlichen Angst um die ehrgeizigen Irrwege seines Bruders hin, belauschte dessen Sekretäre und Correspondenzen, und ließ es fehlen an der so nothwendigen, ausreichenden Unterstützung durch Geld und Soldaten. Nachdem durch die Einflüsterungen des Oraniers das mit dem sogenannten „ewigen Edict" verkündete Werk des Friedens zerstört, der Bürgerkrieg von Neuem ausgebrochen, die Scheidung der empörten holländischen von den treugebliebenen belgischen Provinzen endgiltig geworden war, sah Don Juan sich ausschließlich, und leider mit unzureichenden Streitkräften, auf das Waffenhandwerk angewiesen. Der Versuch der niederländischen Katholiken, den österreichischen Erzherzog Matthias, einen Bruder des Kaisers Rudolph II., ohne Philipps Wissen und Willen an die Spitze der Regierung zu stellen, mißlang ebenso vollständig, wie das protestantische Unternehmen, den Herzog von Anjou, Bruder des Königs von Frankreich zu Hilfe zu rufen, ohne alle dauernde Folge blieb. Nach wie vor standen Don Juan, als allein berechtigter Vertreter des legitimen Souveräns, und Wilhelm von Oranien als Haupt der Revolution sich gegenüber. Alessandro Farnese, Sohn der früheren Regentin Margaretha, führte dem spanischen Prinzen neue Verstärkungen zu, nachdem dieser zur Zeit des kurzen Friedens alle fremden Truppen aus dem Lande geschafft hatte. Mit einem letzten Aufflackern seiner früheren Feldherrngröße schlug Don Juan die Niederländer bei Gemblours. Allein gebrochen war die Kraft seines Geistes; ihm fehlte Muth und Ausdauer, um seinen Sieg auch zu benützen; spätere Mißerfolge drückten seine kranke Seele noch mehr darnieder, körperliche Leiden kamen hinzu und zu Anfang des Oktober 1578 starb auch

er, vielleicht der wunderbarste öffentliche Charakter jenes gewaltigen Jahrhunderts, gebrochenen Herzens und abgezehrten Lebens, erst 32 Jahre alt. Vor seinem Tode hatte er den Prinzen Farnese, seinen und des Don Carlos dereinstigen Jugendgespielen, unter Vorbehalt der königlichen Bestätigung, zu seinem Nachfolger ernannt; Philipp zögerte nicht, diese Wahl zu genehmigen, denn sie war auf einen ebenso bedeutenden Feldherrn als Staatsmann gefallen, auf den einzigen Mann, der in den Niederlanden noch retten konnte, was überhaupt nach allem Vorausgegangenen noch zu retten denkbar war.

In seiner, nicht in König Philipps Hand lag von jetzt an thatsächlich das Schicksal der Niederlande, und Philipp selbst hat dieß ohne Zweifel recht gut eingesehen. Alexander wußte alle conservativen und katholischen Elemente der südlichen Provinzen an sich zu ziehen und dadurch wieder mit Spanien zu versöhnen. Auch Wilhelm von Oranien war einsichtsvoll genug, um den Plan einer Vereinigung sämmtlicher Niederlande unter seiner Herrschaft als aussichtslos zu erkennen. Durch die Utrechter Union verband er, was allein zu erreichen war, die Nordprovinzen zu einem protestantisch-republikanischen Gemeinwesen, das förmlich und feierlich von seinem rechtmäßigen König sich lossagte, während die südlichen zehn Staaten wieder zum Gehorsam unter König Philipp zurückkehrten. Der Kampf der katholischen Kirche gegen den Protestantismus, der Kampf des göttlichen Rechtes der Obrigkeit gegen die Lehre von der Volkssouveränetät, und endlich der Kampf des eifersüchtigen Europa mit Elisabeth von England an der Spitze gegen die spanische Großmacht wurde nun in den Niederlanden, damals dem gemeinsamen Grab aller Menschen, denen in ganz Europa das Leben feil oder wohlfeil war, in grauenhafter

Weise fortgesetzt. Nach Eroberung Portugals war Philipp erst im Stande, seinen großen niederländischen Heerführer mit ausreichenden Streitkräften zu versehen. Alexanders Heldenthaten können nicht Gegenstand unserer Erzählung sein; sie würden, zumal nachdem Wilhelm von Oranien im Jahre 1584 den Kugeln eines Meuchelmörders unterlegen war, vielleicht am Ende zur gänzlichen Unterwerfung der Niederlande geführt haben, wenn nicht Philipp II. in den letzten Zeiten seines Lebens mit unkluger Unbeständigkeit alles Gewicht auf seine Unternehmungen gegen England und auf seine Theilnahme an den französischen Religionskriegen gelegt hätte, statt seine Feinde da entscheidend zu schlagen, wo sie ihn heimtückisch angegriffen hatten — auf dem Boden der Niederlande.

Im Dezember 1592 war auch Alexanders Jugend- und Manneskraft in dem riesigen Kampfe aufgerieben. Auch ihn sah Philipp vor sich in's Grab steigen; die Besten und Größten seiner Diener hatte er nacheinander in diesem verderbensprühenden Abgrund geopfert, und noch war des Kampfes kein Ende abzusehen.

Der Erzherzog Ernst von Oesterreich, in dessen Abwesenheit vorerst der kriegstüchtige Graf von Mansfeld das Commando führte, ward Alexanders Nachfolger; unter den Spaniern sah Philipp keinen mehr, dem er dieses Amt anvertrauen konnte. Allein schon die bloße Ernennung für die Niederlande schien verhängnißvoll zu sein. Ernst starb schon im Jahre 1595, und nun wurde sein Bruder Albrecht zum Statthalter bestimmt. Ihn, den ernannten, aber nicht geweihten Erzbischof und Kardinal, löste die Kirche von dem mit ihr eingegangenen Bunde. Seine Verlobung mit Clara Eugenia war Philipps letztes Werk, und indem er sterbend die Niederlande diesem fürstlichen

Paar zu gemeinsamer Regierung abtrat, wurde der König nach so vielen schweren Fehlern durch Gottes barmherzige Leitung noch zum Wohlthäter dieses schwer geprüften Landes. Clara Eugenia's großartige Tugendgestalt ist die beste Widerlegung Aller, die Philipp für einen schwarzen Bösewicht und blutigen Tyrannen halten. Denn sie war der Liebling seiner Seele; so, wie sie als Engel des Lichtes und Trostes den Niederlanden erschien, war sie geworden im täglichen, innigsten Verkehr mit ihrem Vater. Diese einzige Thatsache sagt mehr, als Bände. Bessere Tage wurden nach ihrem und ihres Gemahls Regierungsantritt den katholischen Provinzen Flanderns zu Theil; und nur die Kinderlosigkeit ihrer Ehe vereitelte die Hoffnung, einen selbstständigen katholischen Staat neben dem protestantisch-demokratischen Holland zu freudiger Blüthe sich entwickeln zu sehen. Denn nach Albrechts und seiner Gemahlin Tod fielen die katholischen Niederlande an Spanien zurück.

Die Geschichte der Niederlande unter Philipp II., für deren Hauptresultate mir nur der Raum weniger Seiten zu Gebote stand, ist seit drei Jahrhunderten ein unerschöpftes Arbeitsfeld unermüdlichen gelehrten Fleißes gewesen, und wird für alle Zeiten einer der lehrreichsten Abschnitte der Weltgeschichte bleiben. König Philipp hatte in diesem Kampfe von Anfang an das ganze, volle, unbestreitbare Recht auf seiner Seite. Ein verkommener Adel, unter der Leitung eines gewissenlosen Ehrgeizigen, wiegelte ein wesentlich treues Volk unter erlogenen Vorwänden gegen seinen König auf. Allein im Laufe des Kampfes beging Philipp die größten Fehler, nicht nur des Verstandes, indem er seine Diener nicht gehörig unterstützte und sich selbst in unüberwindlichem Phlegma ferne hielt, sondern auch des Willens, indem er den Beweggründen der Rache und Erbitte-

rung Raum vergönnte in einer Brust, wo nur das Pflichtgefühl des Monarchen hätte herrschen sollen. Er ist dafür empfindlich gezüchtigt worden; denn die europäische Machtstellung der spanischen Monarchie hat in dem mörderischen Krieg der Niederlande ihre Todeswunde empfangen, und auf dem Sterbelager mußte Philipp zufrieden sein, einen Theil seiner flämischen Besitzungen zu retten durch eine Abtretung und durch Concessionen, welche viel größer waren, als Alles, was man früher zur Erhaltung des Ganzen vergeblich von ihm verlangt hatte.

Fest begründet war nur die, mit kurzer Unterbrechung bis auf den heutigen Tag fortbestandene Trennung zwischen Holland und Belgien, eine Trennung, die voraussichtlich erst durch den Ausgang der noch bevorstehenden großen Kämpfe zwischen Frankreich und Deutschland ihre ganze weltgeschichtliche Bedeutung gewinnen und entwickeln wird.

b. Kampf gegen den Islam.

Riesige Lebensaufgaben thürmten sich auf allen Seiten gegen Philipp II. auf; keiner von ihnen war er ganz gewachsen, und am wenigsten der Vereinigung aller.

Nicht nur den neuerstandenen Protestantismus und in ihm zugleich die politische Revolution hatte der spanische Monarch zu bekämpfen, sondern auch der mahomedanische Irrglaube sandte statt der von Ferdinand und Isabella endgiltig besiegten Araber das jugendkräftige, fanatisch thatendurstige Türkenvolk gegen ihn. Philipp war der Schild der Kirche und der Träger ihrer Fahne, wo immer der Feind sich zeigen mochte.

Und lebhaft zeigte er sich im 16. Jahrhundert an dem Gestade des Mittelmeeres. Wie eine dunkle Gewitterwolke,

nach der jedes Auge mit Schrecken sah, lag die türkische Macht am östlichen Horizont; bereits war die Republik Venedig durch eine Reihe von Niederlagen gedemüthigt, und das Ungewitter nahte sich rasch Philipps italienischen und spanischen Küsten. Die das Mittelmeer beherrschende türkische Seemacht vereinigte sich mit den in verschieden abgestuften Abhängigkeitsverhältnissen unter der Oberhoheit der Pforte stehenden Korsaren der afrikanischen Nordwestküste; beide zusammen verwüsteten in fast unausgesetzten Landungen und Raubzügen die am Meer gelegenen Landstriche Spaniens und Italiens und führten viele Tausende von Bewohnern in die Sklaverei und an die Ruderbänke der Galeeren. Wer das an Heldenthaten, Abenteuern und Grausamkeiten reiche Leben jener Tage in seinem vollen Glanz und in seiner ergreifenden Eigenthümlichkeit kennen lernen will, der muß das Leben und die Werke des größten spanischen Dichters aus Philipps II. und aus allen Zeiten, des Miguel Cervantes, studiren. In seinem Don Quijote, seinen Novellen und seinen Dramen gehören die hierauf bezüglichen Schilderungen zu dem Schönsten, was menschlicher Geist je gedacht, was eines Künstlers Feder je geschrieben hat.

Alsbald nach Philipps Thronbesteigung erscholl zu ihm der klagende Hilferuf seiner Unterthanen aus dem Süden, und dieser Ruf gehörte mit zu den vielen Beweggründen, welche ihn bei rascher Beendigung seiner Anfangskriege mit dem Papst und Frankreich, bei beschleunigter Abreise aus den Niederlanden leiteten.

Schon im Frühling 1559 stellte er den Herzog von Medina Celi an die Spitze einer Expedition gegen Tripolis und gegen das gesammte Korsarenwesen.

Bei der Wahl dieses Befehlshabers scheint Philipp eine größere Kurzsichtigkeit bewiesen zu haben, als es ihm sonst

jemals in seinem Leben begegnet ist; denn Medina Celi verstand vom Seekrieg gar Nichts. Seine aus Contingenten Spaniens und aller italienischen Staaten gebildete Flotte lief unter den schlimmsten Witterungs- und Gesundheitsverhältnissen im Spätjahr aus und erlitt durch den türkischen Admiral Piali bei der Insel Gelves eine furchtbare Niederlage. Im Triumph führte der Türke die erbeuteten spanischen Galeeren nach Constantinopel.

Diese Schmach der spanischen Waffen suchte Philipp im Jahre 1562 gut zu machen; allein die unter dem Oberbefehl des Don Juan de Mendoza ausgerüstete Flotte ward von Stürmen zu Grunde gerichtet. Ueberhaupt standen Philipps Unternehmungen zur See unter dem Einfluß eines unheilvollen Gestirns, wenn ich mich so heidnisch ausdrücken darf. Und diese Thatsache läßt sich weder durch die Fehler seiner Regierung, noch durch die Ungeschicklichkeit seiner Befehlshaber, noch durch die mangelhaften Seemannskenntnisse jener Zeit, auch nicht durch alle diese Umstände zusammen durchaus genügend erklären, sondern man muß anerkennen, daß sich in diesen stets wiederkehrenden Unglücksfällen der Wille Gottes ausgesprochen hat, in dessen Rath es nicht beschlossen war, die spanische Monarchie auf die Dauer zu einer Seemacht ersten Ranges werden zu lassen.

Im folgenden Jahr 1563 wurden Philipps afrikanische Besitzungen, die Erbschaft des gewaltigen Cardinals Ximenes, Oran und Mazarquivir, von Hassan, dem Dey von Algier, mit ungeheurer Heeresmacht angegriffen. Allein es standen Helden an der Spitze der Besatzungen, zwei Brüder aus dem Geschlechte des großen Kapitäns. Und König Philipp war der Kämpfenden nicht uneingedenk. Mit größerer Schnelligkeit, als man sie in seiner Zeit und an ihm selbst gewöhnt ist, sandte er eine Flotte zum Entsatz, und die

Moslems wurden siegreich zurückgetrieben. Philipp ehrte und belohnte die heldenmüthigen Besatzungen beider befreiten Städte vom Oberbefehlshaber bis zum gemeinen Soldaten herab mit wahrhaft königlicher Freigebigkeit, und das spanische Nationalgefühl gegenüber dem Islam erhob sich zu einem höheren Schwunge, als es seit Jahrzehnten der Fall gewesen war.

Im Jahre 1564 ließ daher Philipp eine Offensiv-Unternehmung gegen die Festung Pennon de Velez ausführen, die auch durch rasche Einnahme derselben vollkommen glückte; und 1565 gelang es dem Marquis de Santa Cruz, nach siegreichen Kämpfen den Fluß Tetuan, einen Hauptsitz der Corsaren, durch Verschüttung unzugänglich zu machen.

Unter dem Einfluß aller dieser Siege Philipps hob sich der Muth und das Selbstvertrauen der gesammten christlichen Bevölkerung an den Ufern des mittelländischen Meeres; und als Sultan Soliman II. noch im Jahre 1565 die 43 Jahre zuvor aus Rhodus vertriebenen Johanniter auch auf ihrem neuen Zufluchtsorte, der Insel Malta, durch ganz außerordentliche Streitkräfte angreifen ließ, da leisteten ihm die Ordensritter unter der Führung ihres greisen Großmeisters la Valette einen wunderbar heldenmüthigen Widerstand in jener ewig denkwürdigen Belagerung, auf welche damals die Augen der ganzen Welt gerichtet waren. Philipps Vicekönig auf Sicilien, Don Garcia de Toledo, führte, nicht rasch und glänzend, aber doch glücklich und endlich, durch seine Entsatzflotte die Aufhebung der Belagerung herbei, und Solimans Flotte zog sich mit dieser schimpflichen Niederlage nach dem Osten zurück. Die christlichen Waffen triumphirten allenthalben; Philipps Macht und Glück schien auf ihrem Höhenpunkte angelangt zu sein.

Im folgenden Jahre starb Soliman II. im Kriege gegen

Oesterreich. Unter seinem Nachfolger Selim II. wendete sich die türkische Politik zunächst gegen Venedig, dessen Seemacht für sich allein nicht mehr im Stande war, den Türken erfolgreich entgegenzutreten. Der Angriff sollte der reichsten Colonie Venedigs, der Insel Cypern, gelten, und die bedrängte Republik wandte sich an das damals noch nicht erloschene Bewußtsein der Gemeinsamkeit christlichen Glaubens und daran geknüpfter Interessen unter den Fürsten und Völkern Europa's. Vor Allem richtete sich der Hilferuf an den heiligen Stuhl, auf welchem damals noch Pius V. saß, jener erhabene Greis, an dessen Namen sich die glorreichsten Erinnerungen in der kirchlichen und politischen Geschichte der Christenheit, das Concil von Trient und der Sieg bei Lepanto, anschließen. Der Papst sandte einen Legaten an Philipp II., ohne dessen thätige und ernstliche Hilfe natürlich Nichts von Bedeutung gegen die Türken unternommen werden konnte; der Legat traf den spanischen Monarchen in Andalusien, er zog mit ihm in der damals so unendlich reichen und glanzvollen Hauptstadt des südlichen Spaniens, im zauberhaften Sevilla ein und war Zeuge, mit welcher beispiellosen Begeisterung, mit welch' patriotischem Jubel das gesammte Volk den König feierte und verehrte, der in ganz Spanien nur als der Gütige bekannt war, während der protestantische Norden ihn fast wie einen gewerbsmäßigen Meuchelmörder zu betrachten gelehrt wurde.

Philipp zeigte sich bei Veranlassung des venetianisch-cyprischen Krieges seiner hohen Stellung als mächtigster katholischer Fürst durchaus würdig. Alle Umstände vereinigten sich, um ihn damals dem Großen und Edlen zugänglich zu machen. Das aufständische Moriskenvolk lag besiegt und gedemüthigt zu seinen Füßen, in den Niederlanden glaubte er wenigstens den Feind der Kirche und

des Staates unter Alba's eisernem Scepter endgiltig niedergebeugt. Mit ganz Europa lebte er in äußerem Frieden; der Glanz seiner Macht und Herrlichkeit überstrahlte die alte und die neue Welt. Die schweren häuslichen Leiden schienen vergessen, die tiefen Wunden des königlichen Herzens vernarbt; Carlos und Isabella ruhten längst in Frieden, und nach kurzer Zeit sollte auf spanischer Erde die im lieblichsten Schmuck der Jugendschönheit prangende Erzherzogin Anna eintreffen, mit welcher der Monarch bereits durch Stellvertretung vermählt war. Allein so großes Glück und so vieler Glanz berauschte Philipps ernstgefaßte, männlich fromme Seele nicht. In aufrichtiger Demuth zog er sich auf drei Tage zu geistlichen Uebungen in ein Kloster Sevilla's zurück, und mit eines spanischen Herrschers würdigen Vorsätzen entblößte er sein früh in Arbeit und Sorge ergrautes Haupt vor den sterblichen Ueberresten König Ferdinands des Heiligen, der im unaussprechlich großartigen Dome des durch ihn von der Araberherrschaft befreiten Sevilla den Tag des Gerichtes erwartet. Mitten unter all' diesen Eindrücken, deren Größe und Herrlichkeit von den gleichzeitigen Geschichtschreibern mit glühenden Farben geschildert wird, berieth König Philipp mit seinen Staatsmännern über die von Papst Pius V. vorgeschlagene heilige Liga gegen den türkischen Erbfeind der Christenheit. Kein noch so wohlbegründetes Mißtrauen gegen die niedrige Politik des venetianischen Großkrämerstaates vermochte den König abwendig zu machen von der herrlichen Gelegenheit, als Vertheidiger des Glaubens vor Gott und vor der Welt aufzutreten, die türkische Seemacht entscheidend niederzuwerfen, und die Länder des Mittelmeeres dauernd von ihren namenlosen Plagen und Verheerungen zu befreien.

Ein Allianzvertrag ward angebahnt zwischen dem heiligen

Stuhle, der Krone Spanien und der Republik Venedig; ein eigenhändiger Brief des Königs an den heiligen Vater schloß jeden Zweifel an dem Ernst und der hohen Tragweite der Sache aus.

Dieß geschah im Frühling 1570; der im Sommer des gleichen Jahres erfolgte Fall von Nicosia, der Hauptstadt Cyperns, vermochte ebenso wenig den spanischen Monarchen zum Aufgeben des einmal gefaßten Planes zu bewegen, als die in Folge dieses Unglückes von den Venetianern ohne allen Erfolg versuchten Sonder-Unterhandlungen mit der Türkei seine Entschlüsse bestimmten. Einig mit dem Papste ging Philipp geraden Weges vorwärts, und gegen Ende des Jahres 1570 kam in Rom der endgiltige Vertrag der Liga zu Stande. Die spanischen Diplomaten gingen dabei im Geiste und im Auftrage ihres Königs von einem höheren Gesichtspunkte aus, als von der bloßen Wiedergewinnung Cyperns.

Ein Krieg des Christenthums gegen den Islam, gegen die Mauren ebenso gut wie gegen die Türken, sollte dieser Kampf sein; das ganze mittelländische Meer sollte befreit und gesichert, 200 Galeeren, 100 Transportschiffe, an Landungstruppen 50,000 Fußgänger, 4500 Reiter zusammengebracht werden. Nicht nur für den nächst vorliegenden Zweck, sondern auf die Dauer sollte die Liga gegründet, und ihr oberster Feldherr sollte Don Juan d'Austria sein.

Dieß die Entstehung der berühmten heiligen Liga und der Antheil, welchen Philipps Geist an ihr hatte. Der weitere Verlauf der Ereignisse gehört nicht in eine Schrift, welche der Persönlichkeit Philipps gewidmet ist. Der glänzende Feldzug des Jahres 1571, die gewaltige Seeschlacht bei Lepanto, der als gemeiner Soldat am Kampfe Antheil nehmende Heldenjüngling Miguel Cervantes sind Bilder,

welche für alle Zeit zu den schönsten der Geschichte gehören. Lange Jahrzehnte, vielleicht Jahrhunderte hatte ein solcher Jubel nicht die Christenheit erfüllt. Die Türken hatten bis dahin als unbezwinglich, mindestens zur See, gegolten. Spanischer Heldenmuth hatte den Zauber gebrochen, der nämliche Heldenmuth, welchem in achthundertjährigem Kampfe auch die edleren und bildsameren Vertreter des Islam, die Araber, unterlegen waren. Dem österreichischen Kaiserstaate blieb die Aufgabe vorbehalten, die türkische Landmacht langsam zu brechen, und diplomatischer Niedertracht des 19. Jahrhunderts war die gemeinsame Anstrengung zur mühseligen Erhaltung des Mohamedanismus in Europa aufgespart.

Ueberströmend herzlich war der Dank, welchen Philipp seinem ruhmgekrönten Bruder mit der Sprache eines neidlosen Herzens ausdrückte.

„Ich kann dir nicht sagen,“ schreibt er ihm, „welche Freude ich empfunden habe, als ich die ausführlichen Nachrichten über dein Benehmen in der Schlacht erhielt, über die von dir persönlich bewiesene Tapferkeit, und über die Sorgfalt, mit welcher du Allen die richtigen Befehle ertheilt hast, was Alles ganz zweifellos eine Hauptursache des Sieges war. Dir habe ich nächst Gott den Sieg zu verdanken, und freudig erkenne ich dieß an. Glücklich schätze ich mich, daß es einem Manne, der mir so nahe steht und so theuer ist wie du, aufbehalten war, dieses große, vor Gott und der ganzen Welt so ruhmreiche Werk zu vollbringen.“

Allein der Fortgang der Ereignisse entsprach bekanntlich keineswegs den hohen Gedanken, mit welchen König Philipp in die Liga eingetreten war. Zeigte sich schon Don Juan ängstlich, als die Früchte des Sieges eingesammelt werden

sollten, so wünschte auch Philipp, daß für dieses Jahr ausgeruht und in Messina überwintert werden solle. Im folgenden Jahre aber starb der große Papst Pius V., der eigentliche geistige Urheber der Liga, und mit ihm war das feste Band der Einheit zerrissen. Philipps Angelegenheiten in den Niederlanden nahmen, wie wir gesehen haben, eine immer beunruhigendere Wendung, die in steigendem Maß all' seine Sorge beanspruchte; auch Don Juans träumerischer Ehrgeiz fing an, seine Schatten auf das Verhältniß zwischen Bruder und Bruder zu werfen; Venedig aber schloß sehr bald einen niederträchtigen Separatfrieden mit der Türkei, durch welchen es — nach solchen Opfern und nach solchen Thaten! — Cypern aufgab und der Türkei einen dreijährigen Tribut zu zahlen versprach. Für die vernichtete Ehre empfingen die Krämer ihre „Handelsprivilegien" zurück.

Philipp nahm auch diese empörende Nachricht mit seiner gewohnten Selbstbeherrschung auf. „Wenn Venedig," sagte er, „durch eine solche Handlungsweise für seine Interessen zu sorgen glaubt, so kann ich in Wahrheit sagen, daß ich durch meine Handlungsweise sowohl für die Interessen Venedigs, als auch für jene der ganzen Christenheit zu sorgen gesucht habe."

Das war der traurige Abschluß einer Unternehmung, an welche Pius V. die Hoffnung auf den Fall Constantinopels und auf die Eroberung des heiligen Landes geknüpft hatte.

Nach dem Geschehenen mußte König Philipp nunmehr seinen Kampf gegen den Islam auf ein engeres Feld, auf den Schutz Spaniens gegen die nordafrikanischen Raubstaaten beschränken; denn allein im Osten zu kämpfen, konnte unmöglich seine Aufgabe sein. Don Juan führte im Spätsommer 1574 einen glänzenden Feldzug gegen Tunis aus,

eroberte es und brachte den folgenden Winter in frohem Genuß und in unklaren Träumen von einem selbstständigen afrikanischen Fürstenthum in Neapel zu. Allein schon im folgenden Jahr nahmen die Türken sowohl Tunis, als die beiden in seiner Nähe von den Spaniern errichteten Festungen unter unglaublichem Blutvergießen auf beiden Seiten wieder hinweg. Don Juan war um diese Zeit in Oberitalien beschäftigt, und die spanischen Vicekönige von Sicilien und Neapel ließen es an der nöthigen raschen Hilfe fehlen. Als endlich Don Juan herbeieilte, war es zu spät; Stürme zerstreuten seine Flotte, und Tunis war gefallen. Von allem wirklichen Ruhme und aller geträumten Herrlichkeit blieb Nichts übrig, als eine Anzahl zertrümmerter Hoffnungen und der Keim eines schlimmen Argwohns zwischen dem König und seinem genialsten Diener.

Dieser kahle Abschluß des so glorreich begonnenen Kampfes zeigt uns einerseits, daß Philipp politisch richtig urtheilte, als er der von seinem Bruder in Tunis gemachten Eroberung keinen dauernden Bestand verhieß und keine hervorragende Wichtigkeit beilegte. Andererseits aber sehen wir auf diesem Arbeitsfelde gerade so, wie auch auf anderen Gebieten seiner Thätigkeit, den spanischen Monarchen in der zweiten Hälfte seines Lebens bei Erfüllung seiner weltgeschichtlichen Aufgaben und Verfolgung seiner großen Plane erlahmen und gewissermaßen in das Fahrwasser der Alltäglichkeit zurücksinken.

Wie in den Niederlanden der Kampf gegen Revolution und Protestantismus, so scheiterte im Mittelmeer der Kampf Philipps gegen den Islam. Auf beiden Seiten war er nicht frei von Schuld, aber bei Weitem auch nicht der allein Schuldige. In keiner Beziehung und auf keinem Gebiet des Denkens und Handelns war er eine erobernde,

gewaltsame oder gewaltige Natur. Nur zu erhalten vermochte er, nur Feinde aufzuhalten; das endgiltige Aufräumen und abschließendes Neugestalten war ihm nicht gegeben. Darum mußte er auch alt und müde dereinst in sein Grab sinken, übersättigt an allen irdischen Dingen, nur Gott und seiner heiligen Kirche in aufrichtiger, aber düsterer Frömmigkeit zugewandt.

c. Portugal.

Philipp II. war fest überzeugt, und er hat dieß noch in seinem Testamente mit den bestimmtesten Worten ausgesprochen, daß nur durch die Vereinigung Spaniens und Portugals zu einem gemeinsamen politischen Ganzen die Größe und Macht des Volkes der pyrenäischen Halbinsel in befriedigender Weise begründet und auf lange Zeit erhalten werden könne. Insbesondere war es ihm klar, daß die Bedeutung der spanischen Monarchie für die katholischen und konservativen Grundsätze und Interessen nur dann die von ihm gewünschte Entfaltung nehmen könne, wenn durch Einverleibung Portugals in das Reichsganze jeder fremdartige oder entgegengesetzte Einfluß von den Grenzen der Halbinsel ausgeschlossen werde. Diese politischen Wahrheiten, von Philipp II. zuerst mit klarem Bewußtsein erfaßt und begriffen, beschäftigen noch heute Kopf und Herz der Edelsten beider Völker. Noch ist keine unmittelbare Aussicht zur dauernden Verwirklichung des so wünschenswerthen Zieles; aber einmal wird gewiß die Natur der Sache und die gesunde Vernunft auch in dieser Angelegenheit ihren Sieg feiern.

Philipp war an und für sich auf Nichts weniger, als auf eine gewaltsame und widerrechtliche Eroberung Por=

tugals bedacht. Karls V. Schwester war Königin von Portugal und die Mutter seiner eigenen Mutter gewesen; in den vielfach verschlungensten Beziehungen bewegten sich die Verwandtschaftsverhältnisse der beiderseitigen Herrscherhäuser. Ein ununterbrochen friedliches und freundschaftliches Verhältniß herrschte bis in die zweite Hälfte der siebziger Jahre des 16. Jahrhunderts zwischen den beiden Staaten und Höfen.

Da beschloß der junge portugiesische König Sebastian, hingerissen von Ruhmsucht, Thatendrang, Abenteuerlust und religiöser Begeisterung zugleich, einen Feldzug gegen Marocco und ging seinen Oheim Philipp II. um Beistand an. Im Wallfahrtskloster zu Guadalupe kamen im Jahre 1576 die beiden Monarchen zusammen. Philipp und der Herzog von Alba boten alles Mögliche auf, um den jungen portugiesischen König von dem seine Kräfte übersteigenden und nach allen Umständen unheilverkündenden Unternehmen abzubringen. Sebastian aber bestand darauf, die ganze Existenz des durch seiner Vorfahren unablässige Arbeit zu hohem Glanz und fabelhaftem Reichthum gelangten, mit einem ungeheuren Colonialbesitz in drei Erdtheilen ausgestatteten Reiches um seiner Laune willen auf das Spiel zu setzen.

Der Erfolg war so schlimm und noch schlimmer, als Philipp vorausgesagt hatte. Sebastian ward am 4. August 1578 geschlagen, er selbst im Kampfe getödtet, sein Heer so gänzlich vernichtet, daß lange Zeit nicht einmal des Königs Tod mit Sicherheit festgestellt werden konnte, bis endlich der Leichnam an König Philipp ausgeliefert ward. Ja selbst lange nachher noch zweifelte das seinem unglücklichen Könige mit begeisterter Treue ergebene und von patriotischem Heimweh nach der verlorenen Selbstständigkeit politischer Existenz erfüllte Portugiesenvolk beharrlich an

Sebastians Tod, und eine Reihe von mehr oder minder verwegenen Betrügern konnten es wagen, unter seinem Namen und seiner Maske aufzutreten.

Als nächster männlicher Agnat wurde nun Sebastians früherer Vormund und während seiner Abwesenheit Regent, der Kardinal Heinrich, des verstorbenen Königs Großoheim, zum König ausgerufen. Priester, Kirchenfürst, hochbetagt und so schwach und krank, daß er nur durch Ammenmilch ernährt werden konnte, ging Heinrich gleichwohl allen Ernstes mit dem Gedanken um, sich mit einer jungen Dame zu vermählen, um von seinem Lande durch Hinterlassung eines Thronerben die Gefahren einer auswärtigen Einmischung abzuwenden. Denn die Monarchie hat, wie manche andere Dinge, von Zeit zu Zeit die besondere Vorliebe, sich lächerlich und dadurch möglichst unmöglich zu machen.

Allein die Prätendenten ließen sich durch derartigen Unsinn nicht abschrecken. Wir untersuchen die Stammtafeln und die auf sie gegründeten Ansprüche nicht, da uns nur zu wohl bekannt ist, wie in diesen und vielen anderen Angelegenheiten das positive Recht stets nur als Vorwand dient. Alle gründeten ihre Ansprüche auf die Abstammung von König Emanuel dem Großen und seiner Gemahlin Maria, einer Tochter Isabella's von Castilien und Ferdinands von Aragonien. Wer der nächste auf diesen Rechtsgrund hin Berufene sei, das war die Streitfrage, welche damals ganz Europa bewegte. König Philipps Mutter war die ältere Schwester von Emanuels Sohn und Nachfolger, König Joao III.; die Herzogin von Braganza, deren Geschlecht späterhin den portugiesischen Thron bestieg, war die Tochter von Emanuels jüngstem Sohne; allein ihre ältere Schwester, vermählt mit Alexander Farnese von Parma, hatte diesem einen Sohn Rainuccio geboren, der

gleichfalls als Prätendent auftrat. Emanuel Philibert von Savoyen meldete sich gleichfalls als Sohn einer Tochter des Königs Emanuel, und der lasterhafte, aber gleichwohl beim portugiesischen Volk äußerst beliebte Antonio, Prior von Crato, als Sohn eines jüngeren Bruders von Joao III.; er war jedoch durch seine uneheliche Geburt unfähig zur Thronfolge. Zu allem Ueberfluß kam auch noch die französische Königin Wittwe, Katharina von Medici, mit offenbar nichtigen Ansprüchen aus uralter Zeit.

Während alle diese Bewerber sich mit Intriguen jeder Art um den Einfluß am portugiesischen Hofe und auf das portugiesische Volk herumzankten, bereitete König Philipp mit kluger Festigkeit und sicherem Takte Alles vor, um im richtigen Augenblicke dem, was er für sein unstreitbar gutes Recht hielt und durch die eingehendsten Gutachten seiner Juristen und Theologen als solches zu beweisen bemüht war, mit den Waffen in der Hand Geltung zu verschaffen.

Der alte König Heinrich hatte das Heirathen aufgegeben; er hatte alle Bewerber zur Geltendmachung ihrer Ansprüche aufgefordert und Commissarien zur Prüfung derselben und Entscheidung darüber ernannt. Natürlich konnte Philipp, ohne das von ihm sein ganzes Leben hindurch bekämpfte revolutionäre Staatsprincip anzuerkennen, sein legitimes Recht nicht von der Entscheidung einer beliebigen Commission abhängig machen lassen; er stellte also Bescheinigung über die empfangene Einladung aus, ließ sich jedoch nicht vertreten; wohl aber rüstete er seine Armee. Unstreitig war er der älteste männliche und ehelich geborene Abkömmling des Königs Emanuel, und alle Gründe sprechen für die Annahme, daß Philipp wirklich von seinem Rechte ehrlich überzeugt war.

In dieser Lage der Dinge starb der alte König Hein-

rich im Januar 1580. Philipp übertrug dem Herzog Alba den Oberbefehl über die bereits angesammelte Heeresmacht und schlug seinen Hofhalt, die Ereignisse beobachtend, in der spanischen Grenzstadt Badajoz auf.

So recht bezeichnend für König Philipp, für Alba und für den spanischen Charakter überhaupt ist Alles, was bei dieser Gelegenheit zwischen dem Monarchen und seinem Feldherrn vorfiel. Alba befand sich nämlich damals nicht nur in Ungnade, sondern er war Staatsgefangener auf des Königs unmittelbaren Befehl. Dieser hatte Alba's ältesten Sohn verhaften lassen, weil er einer Hofdame das Eheversprechen gebrochen hatte; der alte Alba hatte seinen Sohn aus der Gefangenschaft weggeführt und mit einer anderen vornehmen Spanierin verheirathet. Trotz alledem ließ Philipp, als das Staatsinteresse auf Alba hinwies, ohne das mindeste Bedenken bei ihm anfragen, „ob seine Gesundheit ihm erlaube, die zur Einnahme von Portugal bestimmte Armee anzuführen"; und Alba erwiderte ebenso unbedenklich, „was ihm an Kräften übrig sei, stehe jederzeit zu des Königs Diensten." Daß die vorangegangenen Widerwärtigkeiten den allergeringsten Einfluß auf des Herzogs Pflichterfüllung haben könnten, kam weder diesem noch dem König selbst auch nur als eine denkbare Möglichkeit in den Sinn. Ja, Philipp zeigte die Fortdauer seiner persönlichen Ungnade gerade in dem Augenblicke, in welchem er dem Herzog das Allerwichtigste anvertraute. Er sandte ihm seine Befehle schriftlich zu, ohne ihm das Erscheinen am Hofe zu gestatten.

Alba führte den Feldzug, auf dem wir ihn nicht zu begleiten haben, mit der Sachkenntniß und Meisterschaft, die alle seine militärischen Leistungen auszeichnete; Antonio von Crato wurde zwar von einer bedeutenden Partei des Volkes

zum König ausgerufen, aber seine undisciplinirten Schaaren wurden rasch wie im Sturme hinweggefegt und das ganze Reich erobert.

Philipp, der während dieser Ereignisse zuerst selbst krank gewesen war und dann seine Gemahlin Anna im Alter von kaum 31 Jahren hatte sterben sehen — sie gebar ihm vier Söhne und eine Tochter, von denen aber nur der dritte Sohn, später König Philipp III., am Leben blieb — trat nunmehr persönlich in Portugal auf, mildernd, was Alba's Härte zu rauh und blutig angegriffen hatte, und berief den portugiesischen Reichstag nach Tomar. Er umgab sich mit portugiesischen Staatsmännern und war ernstlich bemüht, nicht nur durch persönliche Freundlichkeit und Milde, sondern auch durch Gewährung aller Wünsche, die mit den höchsten Staatsinteressen vereinbar schienen, sich die Gesinnungen des Volkes geneigt zu machen. Dieses wohlgemeinte Bestreben blieb aber ziemlich erfolglos. Jeder habsüchtige Portugiese wollte des Königs Güte maßlos für seine Zwecke ausbeuten, und da Philipp hierauf nicht einging, war schließlich Niemand zufrieden.

Auch muß andererseits zu Philipps Tadel bemerkt werden, daß er hier wieder den nämlichen Fehler beging, welcher ihm schon in den Niederlanden so sehr geschadet hatte. Es war ihm nicht möglich, eine ausnahmslose Amnestie zu erlassen. So begnügte er sich nicht damit, seinen Gegner Antonio von derselben auszunehmen, sondern er fügte dieser selbstverständlichen Ausnahme noch ganz überflüssiger und verkehrter Weise 52 weitere Personen bei, was sehr viel böses Blut machte.

All' der Glanz, all' die königliche Pracht, mit welcher Philipp hierauf in Lissabon, der Hauptstadt seines neuerworbenen, großen und reichen Landes empfangen wurde, sie

vermochten Nichts zu ändern an der Thatsache, daß dieses Land und sein Volk zwar äußerlich unterworfen, aber innerlich nicht mit Spanien vereinigt waren. Und diese Thatsache raubte der glänzenden Eroberung ihren wahren Werth völlig.

Zwar erkannten die Portugiesen in allen auswärtigen Besitzungen, auch in Ostindien, mit einziger Ausnahme der Azoren-Inseln, den spanischen König freiwillig als ihren rechtmäßigen Beherrscher an, so daß er im Jahre 1583 mit Zurücklassung seines Vicekönigs und späteren Schwiegersohnes, des Erzherzogs Albrecht, nach Spanien zurückkehren konnte.

Allein gleichwohl war der Besitz von Portugal und von dessen auswärtigen Ländern und Inseln für Philipp eine Quelle beständiger Beunruhigung, für ihn und für seine Monarchie kein Element fühlbarer Machtvergrößerung, wohl aber für seine Todfeinde, die aufstrebenden protestantischen Seemächte Holland und England ein unerschöpflicher Anlaß zu verheerenden Raubzügen und dadurch sogar ein Mittel ihres Reichthums und eine Hilfsquelle in ihrem rastlosen Kampfe gegen Philipp und die katholische Kirche.

Dieß war jedoch bei weitem zum größten Theil nicht die Schuld Philipps. Sein Gedanke einer staatlichen Einigung der ganzen Halbinsel verdiente den vollen Beifall der Nation und hätte ihn sicherlich auch mit der Zeit erworben, wenn der Monarch auf anderen Gebieten seiner Thätigkeit glücklicher gewesen wäre. Allein gerade die letzten zwei Jahrzehnte seines Lebens sind bezeichnet durch die sich steigernden Mißerfolge seiner Politik gegen England und Frankreich, auf welche wir noch zu sprechen kommen. Bald konnten die Portugiesen mit voller Wahrheit behaupten, daß sie als selbstständige Nation eine ehrenvollere, wohlhabendere

und sicherere Stellung in der Welt eingenommen hatten, als jetzt, wo alle die zahlreichen Feinde des vom Zeitgeiste so leidenschaftlich bekämpften spanischen Herrschers über das durch seine geographische Lage so ausgesetzte Land und über seine durch weite Entfernung und große Zersplitterung oft ganz schutzlosen Colonien herfielen. Solch' wohlbegründete Erwägungen fanden keinerlei Gegengewicht in einem leider gar nicht vorhandenen iberischen Patriotismus, und es bedurfte unter diesen Umständen der ganzen unermüdlichen Sorgfalt und Arbeitsamkeit Philipps II., um den neuerrungenen Besitz auch ungeschmälert auf seine Nachkommen zu vererben. Allein schon unter dem zweiten dieser Nachfolger ging Portugal wieder verloren, weil die zunehmende Talentlosigkeit der Regierung und Schwäche des Staates der Verbindung beider Völker jede bessere geistige Grundlage und jeden höheren politischen Zweck entzog.

Philipp II. selbst jedoch bestand alle noch aufsteigenden Kämpfe und Sorgen um Portugal nicht nur mit emsiger Thätigkeit, wie sich dieß bei ihm von selbst versteht, sondern auch mit einem so glücklichen Erfolg, wie er ihn in wenigen Angelegenheiten aufzuweisen hatte. Die Kämpfe um die Azoren, bei welchen der Prätendent Antonio von Philipps einstiger Schwiegermutter, Katharina von Medici, unterstützt wurde, endigten mit dem vollständigen Siege der Spanier; nur Antonio, dem trotz seiner Unwürdigkeit überall eine wunderbare Treue und Aufopferung der Seinigen schützend zur Seite stand, entkam auch dießmal glücklich allen Gefahren. Im Jahre 1589, als Philipps großes Unternehmen gegen England kläglich gescheitert war und die einst so gewaltige spanische Monarchie zum ersten Male schwer besiegt darniederlag, machte Antonio mit Elisabeths Hilfe und eigentlich in ihrem Dienst, sowie in Gemeinschaft

mit ihrem berüchtigten, nur von deutschem Unverstand als „braver Mann“ besungenen Seeräuber Franz Drake einen letzten Versuch, sein Heimathsland zu erobern. Es war Schmach genug, daß dieses Unternehmen ganz Portugal und Spanien längere Zeit in Angst setzen und in Athem erhalten konnte; übrigens scheiterte es an dem klugen und tüchtigen, vom Erzherzog Albrecht geleisteten Widerstand, und Antonio starb einige Jahre später, noch zu Philipps Lebzeiten, im Exil.

Sogar die größtentheils ganz nichtsnutzigen und gaunerischen Versuche, im Vertrauen auf die Leichtgläubigkeit der Portugiesen den todten König Sebastian als noch lebend darzustellen und nachzuäffen, fanden an Philipp einen äußerst aufmerksamen Beobachter, zumal, als einer dieser Betrüger im Jahre 1594 das Geschick hatte, mit einer von Don Juan hinterlassenen Tochter Anna d'Austria, die als Augustinernonne in einem Kloster der Stadt Madrigal lebte, in nähere Beziehungen zu treten und das unglückliche Mädchen mit einem festen Wahnglauben an seine Königswürde zu bestricken. Der traurige, wahrhaft abenteuerliche Roman endigte mit der Hinrichtung der Rädelsführer, unter welchen auch Anna's Beichtvater war, und mit der verschärften Einschließung dieser Armen in einem anderen Kloster ihres Ordens.

Als der Erzherzog Albrecht, Vicekönig von Portugal, vier Jahre vor König Philipps Tod den erzbischöflichen Stuhl von Toledo besteigen sollte, sah der Monarch sich so arm an Staatsmännern und noch ärmer an Prinzen des königlichen Hauses, daß er fünf hervorragende Portugiesen als Regierungscollegium einsetzte, ähnlich wie der alte Cardinal-König Heinrich vor seinem Tode die Dinge geordnet hatte. Allein auch diese durchaus nationale Regie-

rungsweise und Aemterbesetzung vermochte Nichts zu ändern an dem geheimen Widerstreben der portugiesischen Nation, die nur unwillig das von ihr als schweres Joch betrachtete Band der Einheit trug.

Wo Philipp Unrecht hatte, da wurde er schwer genug bestraft; wo er, wie in Portugal, im guten Rechte war und vernünftige Politik trieb, da hatte er wenig Glück. Er war kein Liebling der selbst von christlichen Dichtern, wie Dante und Shakespeare, als wirklich und lebendig besungenen Fortuna. Nach den sittlichen Eigenschaften, die man diesem Geschöpfe mythologisirender Phantasie beizulegen pflegt, mag diese Ungunst dem Menschen und dem Christen Philipp nicht zur Unehre gereichen.

d. England.

Philipps vielbesprochenes Verhältniß zum britischen Inselkönigreich und zu dessen Gebieterin Elisabeth kann von mir, der ich nicht die politische Geschichte des 16. Jahrhunderts schreibe, sondern König Philipps Bild zu zeichnen suche, nur in großen und sehr kurzen Zügen dargestellt werden.

Als zwei riesige Gestalten stehen sie an der Spitze der in zwei feindliche Lager getheilten Welt, der spanische König und die britische Königin; in alle Erdtheile, in die entlegensten Meere verfolgen sie sich mit ihren Armeen, mit ihren Armaden. Und wenn ich gern und unumwunden zugebe, daß die höhere geistige Begabung, das energischere Talent, die größere Bestimmtheit und Zähigkeit in Verfolgung der gewollten Ziele sich zweifellos auf Seite der Engländerin findet, so fällt doch ebenso sicher das sittliche Urtheil in einem durchaus entgegengesetzten Sinne aus. Und zwar ist nach dem jetzigen Stand der geschicht-

lichen Forschung und Erkenntniß diese Wahrheit so einleuchtend und offenbar, daß auch der eifrigste Protestant und der stolzeste Engländer nicht mehr umhin kann, sich vor ihr zu beugen.

Wohl ist es richtig, daß auch Philipps Christenthum, dem er gläubig und aufrichtig diente, getrübt war vom Geiste seiner an Verbrechen und Blutvergießen überreichen Zeit; wohl ist es richtig, daß er, im ängstlichen Bestreben, Alles kirchlich und theologisch zu rechtfertigen, was er als Staatsmann und Herrscher thun zu müssen glaubte, selbst Mißgriffe und Verbrechen mit dem Glorienschein des Katholicismus zu überstrahlen versuchte. Wohl ist es richtig, daß er Verfolgung geübt hat um der Ueberzeugung willen, wie Andere vor ihm und nach ihm thaten und noch thun.

Allein die Heuchelei, welche eine Maria Stuart mordete und die Werkzeuge des Mordes heimtückisch zankt und züchtigt, die rohe Unzucht, welche sich ein ganzes langes Leben hindurch mit dem heiligen Namen der Jungfräulichkeit zu brüsten nicht erröthet, die barbarische Grausamkeit, welche den loyalsten Unterthanen die Eingeweide langsam aus dem Leibe reißt, bloß weil sie Katholiken sind — diese und ähnliche Züge unterscheiden das Bild der „Furie des Nordens“ so ganz wesentlich von dem „Dämon des Südens“, daß auch von der allerentferntesten Aehnlichkeit nicht mehr die Rede sein kann. Wahrlich, man fängt an, Philipp II. nicht nur billig und gerecht zu beurtheilen und zu entschuldigen, nein! ihn zu verehren und zu lieben, wenn man ihn im entsetzlichen Lichte von Elisabeths Thaten als eine Gestalt der Ruhe, Geduld und Milde erkennen lernt.

Und gegen Niemand hat er größere Geduld geübt, als gerade gegen Elisabeth. Erst das volle Uebermaß des rechtlosesten Friedensbruches und der gemeinsten Seeräuberei war

im Stande, den spanischen Monarchen aus seiner Jahrzehnte lang bewährten Fassung aufzurütteln. Und als er sich endlich zu diesem Schritte bewegen ließ, da geschah es in einem für Philipp selbst wahrhaft verhängnißvollen Augenblicke. Es war überhaupt in politischen Dingen seine unglückseligste Eigenthümlichkeit, alles Mögliche zu unternehmen, ohne irgend Etwas fest und consequent bis zum Schlusse durchzuführen. Dieser Zug steht in anscheinendem Widerspruch mit seiner Langsamkeit im Berathen und Entschließen, dafür aber in desto tieferem Zusammenhang mit seinem Bestreben, Alles unmittelbar selbst zu bearbeiten und bis in's Einzelne zu leiten. Da er Alles selbst und allein tragen wollte, so erlahmten und schwanden ihm bei jedem einzelnen großen Gegenstand die Kräfte unter dem Gewichte der sich aufthürmenden Schwierigkeiten, unter der Last der Riesenaufgabe, die er in ängstlicher Gewissenhaftigkeit sich gestellt. —

Die Feindseligkeiten gegen Spanien gingen ganz entschieden von Elisabeth aus, nicht umgekehrt. Schon *bevor* Maria Stuart treulos von ihr gefangen genommen wurde, also bevor König Philipp als Mensch, als Verwandter, als König, als Katholik nur seine Pflicht erfüllte, wenn er die Bemühungen um Befreiung der grausam Gepeinigten unterstützte, schon *lange vor* diesen Ereignissen unterstützte Elisabeth Jeden, der offen oder geheim Philipps Feind war. Sie war die fanatische, wüthende Feindin des katholischen Namens, seit die Kirche durch den Mund des heiligen Vaters die gänzlich unläugbare Wahrheit ausgesprochen hatte, daß Elisabeth ein im Ehebruch erzeugter Bastard und deßhalb von Rechtswegen unfähig sei, die Krone Englands auf ihrem schuldbeladenen Haupte zu tragen. Die wüthenden Calvinisten Frankreichs erfreuten sich ihrer lebhaftesten Unterstützung, und als der Aufstand in den Niederlanden aus-

brach, war nicht nur ihre ganze Sympathie mit den Rebellen, sondern auch ihre Regierung stand, wenn auch vorerst noch heimlicher Weise, mit Rath und That auf der Seite der Revolution. Ja, sie ging sehr bald zum offenen, völkerrechtswidrigen Diebstahl über, mitten im tiefsten Frieden. Im Jahr 1568 ließ sie eine große Summe spanischen Geldes, das für den Herzog von Alba bestimmt war, mit Beschlag belegen und den spanischen Gesandten, der hiezu nicht schweigen zu dürfen glaubte, in seinem eigenen Hause einsperren. Von diesem Augenblicke an hörten die gegenseitigen Widerwärtigkeiten zwanzig Jahre lang nicht mehr auf, bis es endlich im Jahre 1588 zum Kriege kam.

Bei diesem Kriegszustand im Frieden war der Vortheil unzweifelhaft auf Seiten des Unrechts, Elisabeths. Ihre Corsaren plünderten und verheerten in unerhörter Weise und unter den abscheulichsten Grausamkeiten die spanischen Colonien, deren übergroße Ausdehnung jeden wirksamen Schutz unmöglich machte; die Beherrscherin des Handelsvolkes selbst schämte sich nicht, bei den Unternehmungen eines Franz Drake sich als Mitrhederin zu betheiligen. Und während sie die eigenen Unterthanen zu Tausenden unter unglaublichen Martern sterben ließ, wußte sie gleichzeitig durch die aus Frankreich und den Niederlanden auswandernden protestantischen Gewerbs- und Handelsleute den Wohlstand ihres Reiches zu vermehren.

Jede Bemühung, Maria Stuart zu befreien, scheiterte an Philipps trauriger Halbheit. Sein Bruder Don Juan war ihm zu kühn und abenteuerlich; er selbst unterstützte die katholische Sache auf allen Seiten unermüdlich, aber nirgends mit demjenigen Nachdruck, welcher erforderlich war, um ihr irgendwo zum unwiderstehlich siegreichen Durchbruch zu verhelfen. Philipp II. litt ganz an derselben poli-

tischen Krankheit, welche auch in unseren Tagen zum beständigen offenen und geheimen Jubel der Feinde die katholische Welt mit ihrem vergifteten und vergiftenden Zauber gefangen hält, welche die Geld- und Menschenkräfte zersplittert, vergeudet, zum Fenster hinauswirft und in trübseliger Verschwommenheit es unmöglich macht, daß an irgend einem bestimmten Platze ein ebenso bestimmter und unzweideutiger Sieg erfochten werde. Man denke an Frankreich, an Spanien, an Baiern, an Oesterreich, und man wage es, zu widersprechen! —

Philipp gab und half überall soviel, daß die katholische Sache nirgends ganz unterliegen konnte; aber in keinem einzigen Falle trat er mit einer so imposanten Action rechtzeitig auf, daß eine Vernichtung des Gegners zu hoffen war.

Nachdem sich dergestalt die Schlangenwindungen der beiderseitigen Politik unter zunehmender Spannung viele Jahre lang hingezogen hatte, schritt endlich Elisabeth im Winter 1587 zu dem Aeußersten, ihre schwer mißhandelte königliche Verwandte zu ermorden. Ein Aufschrei des Entsetzens ging durch das ganze katholische Europa, und auch protestantische Wangen röthete die Scham, so weit etwas Derartiges unter dem Sturme wahnsinniger Leidenschaft noch möglich war.

Die blutige Katastrophe beschleunigte den Ausbruch des Kampfes zwischen Elisabeth und Philipp. Der Letztere hätte gerade um jene Zeit alle mögliche Ursache gehabt, an sich zu halten und mit kaltem Blute den Beginn der entscheidenden Feindseligkeiten zu verzögern. Denn nicht lange vorher hatte Alexander Farnese die große und wichtige Stadt Antwerpen genommen, und wenn Philipp seinen einzigen und letzten Feldherrn außer Alba mit dem Einsatz aller Kräfte

unterstützt hätte, so war damals, wenige Jahre nach des schweigsamen Oraniers Tod, die Bändigung des niederländischen Aufruhrs zu hoffen. Die Niederländer selbst verzweifelten beinahe an ihrer Sache; sie hatten sich ganz in Elisabeths rettende Arme geworfen, und diese hatte ihnen, alle Scheu gegen Philipp bei Seite setzend, ein bedeutendes Hilfscorps gesandt. Dadurch war allerdings der Krieg zwischen England und Spanien thatsächlich bereits ausgebrochen, und Philipp hatte nur noch zu erwägen, wo er diesen Krieg und durch wen er ihn wolle führen lassen. Wäre Philipp ein genialer, oder auch nur ein jugendkräftiger Monarch gewesen, so hätte er nach allen Umständen der Lage sich mit unfehlbarer Gewißheit sagen müssen: Nur Alexander Farnese kann und darf diesen Kampf unternehmen, und derselbe muß begonnen werden durch einen entscheidenden und endgiltigen Sieg auf dem Boden der Niederlande. Die Unfähigkeit und Nichtsnutzigkeit der in den Jahren 1586 und 1587 in Elisabeths Namen als Generalkapitäne in den Niederlanden fungirenden Grafen Leicester und Essex schien Alexanders Sieg zu erleichtern, schien dem König die angedeutete Auffassung der Dinge dringend nahe zu legen.

Allein König Philipp fand den richtigen Weg nicht. Wahr ist es, seine Ehre war auf's Aeußerste, auf's Empörendste verletzt. Selbst seine Feinde geben zu, daß Krieg gegen England für ihn ein Gebot der Pflicht war. Allein er hatte das Mißgeschick, im Streben nach dem Großartigen das Erreichbare zu versäumen.

Ein von England vorgeschlagener Versuch friedlicher Ausgleichung scheiterte alsbald an Elisabeths Uebermuth und maßlosen Forderungen. Philipp, der schon pedantisch genug war, um im Wege der königlichen Verordnung das

Titel- und Ceremonien-Wesen unter den geistlichen und weltlichen Beamten und Würdenträgern in seinem Reiche auf's Strengste zu regeln, befand sich nicht in der Laune, sich von Elisabeth zu viel bieten zu lassen. Je mehr die innere Kraft seiner Monarchie sank, desto mehr hielt er im ahnungsvollen Gefühl der Schwäche auf die äußere Anerkennung. Alexander von Parma erhielt also im Jahre 1588 den Befehl, jede größere Unternehmung zu verschieben und alle Kräfte aufzubieten zu einer mit der großen, von Spanien kommenden Flotte vereinigten Landung in England.

Es war eine Zeit schwerer Sorgen und äußerster Anstrengungen für Philipp, die Ausrüstung jener von Freund und Feind viel besungenen Armada; und es war von seiner Seite ein großer Fehler, daß er alle seine Maßregeln in einem solchen Geist und Ton feierlichen Nachdruckes und schwerfälliger Großartigkeit traf, als ob er der ganzen Welt sagen wollte: „Auf diese Karte setze ich mein Alles." So darf selbst der einzelne Mensch nicht handeln, will er anders klug erscheinen; geschweige denn der König. Denn, wenn die Karte fehlt, was dann?

Zu allen von Anfang an in der ganzen Sache liegenden ungesunden Keimen kam nun auch das große Unglück, daß Philipps bester Admiral, der geprüfte Seeheld, der Besieger der Azoren und der französischen Flotte, Marquis von Santa Cruz, kurz vor dem Beginn des Krieges starb. Philipp, der sich sein ganzes Leben hindurch so angelegentlich mit dem Studium der Menschenkenntniß beschäftigt hatte und darin im Allgemeinen unstreitig groß war, verfehlte, wie so manche große Menschenkenner thun, im Einzelnen gar vielfach das rechte Ziel. An die Spitze eines Unternehmens, das unbedingt einen weiten, kühnen, offenen, die schwerste eigene Verantwortung leicht und muthig tra-

genden Geist erforderte, stellte er einen braven, gewissenhaften, aber engen und ängstlichen Mann in der Person des Herzogs von Medina Sidonia, einen Mann, der unter aller Veränderung der Umstände buchstäblich an dem einmal gegebenen schriftlichen Befehle festzuhalten geneigt war, wenn auch das Wesen der Sache selbst darüber zu Grunde ging.

Wie Philipps Armada mehr durch Sturm und Ungewitter und durch die Fehler ihres unfähigen Befehlshabers, als durch englischen Patriotismus oder Heldenmuth zu Grunde ging, brauche ich nicht zu erzählen, weil König Philipp, als einmal seine Flotte den Tajo verlassen hatte, nicht den mindesten Einfluß mehr auf das ganze Unternehmen ausüben konnte. Diese schwere Niederlage enthielt in sich zugleich eine zweite in Flandern, wo alle Anstrengungen Alexanders zur Mitwirkung mit der Armada verschwendete Mühe waren und inzwischen der Feind und des Oraniers kriegskundiger Sohn Moriz ihre Kräfte gesammelt und neuen Muth geschöpft hatten.

Als der Herzog von Medina Sidonia mit den Trümmern seiner Flotte wieder in den Häfen Spaniens erschien, da hatte sich in der That die Lage der Welt verändert. Es war nunmehr entschieden, daß der Protestantismus durch Philipp zwar vom Süden abgehalten, aber im Norden nicht besiegt werde, und daß dieser so mangelhafte halbe Erfolg seines ganzen Lebens mit dem Opfer der spanischen Macht und Größe erkauft sei. Sein Vaterland hatte sich verblutet in dem großen Riesenkampfe, und des Königs beschränkte Auffassung der Welt und der Menschen war jedenfalls nicht ohne Schuld hiebei.

Daß Philipp dem unglücklichen Medina Sidonia, der eben geleistet hatte, wozu er fähig war, seine königliche Huld bewahrte, lag ganz in Philipps Wesen, das bei allen

Mängeln wesentlich edel und christlich war. Sidonia hätte nur unschädlich gemacht werden können, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, mit Alexander von Parma zusammenzuwirken; allein dazu war es ja gar nicht gekommen.

Dagegen muß ich von der herkömmlichen Beurtheilung sehr abweichen hinsichtlich der Worte, welche Philipp dem Abgesandten seines Admirals, der ihm die Nachricht vom Schicksal seiner Armada überbrachte, erwidert haben soll. Daß er ruhig, kalt, unbeweglich in seinem Aeußern blieb, daß er mit der ganzen Demuth eines Dieners Gottes sich in die unerforschlichen Wege des Allmächtigen fügte, das sind lauter Züge, die wir an Philipp II. nicht anders erwarten können; er hat diese schönen Tugenden in allen seinen Lebensschicksalen unverbrüchlich bewährt. Daß er vor Allem die zurückgekehrten Besiegten auf jede Weise zu unterstützen, an Leib und Leben zu pflegen und zu heilen, sie zu trösten und aufzurichten befahl, daß er Jeden belohnte, der sich auch im Mißgeschicke noch durch Muth und Tapferkeit ausgezeichnet hatte, das Alles entsprach den Anforderungen jener Tugend, nach welcher König Philipp mit dem größten Eifer strebte, der königlichen Gerechtigkeit.

Daß er jedoch öffentliche Dankgebete für Gottes Prüfung anordnen ließ, dünkt mir schon ein die Grenzen der religiösen Wahrhaftigkeit nahe berührender Akt. Und wenn er wirklich zu dem Ueberbringer der Nachricht gesagt hat: „Ich danke Gott, daß er mich mächtig genug gemacht hat, um auch einen so großen Verlust ohne besonderen Nachtheil zu ertragen. Ein Zweig ist herausgeschnitten, der Baum aber lebt und blüht und ist im Stande, neue zu treiben;“ so vermag ich hierin nur entweder eine Bornirtheit oder eine Renommisterei zu erkennen; das Erstere, wenn es dem König mit seinen Worten Ernst war, das Letztere im entgegengesetzten Falle.

Der weitere Verlauf der Dinge im letzten Jahrzehnt von Philipps Leben hat denn auch klar gezeigt, daß der alternde Baum keine neuen Zweige mehr trieb.

Es versteht sich ganz von selbst, daß nach der großen Niederlage die englische Unterstützung aller Feinde Philipps und die Plünderung seiner Seeküsten und Colonien in einem wesentlich gesteigerten Maßstabe ihren Fortgang nahm; es ist auch andererseits nicht zu läugnen, daß einzelne glückliche und glorreiche Waffenthaten spanischer Kapitäne aus dem vielen Unglück ehrenvoll hervorleuchten; allein im Ganzen und Großen blieb Elisabeth im Vortheil.

Als jedoch im Jahre 1576 Philipp II., fast 70 Jahre alt, die eigenen Kräfte und jene seiner Monarchie zu einem zweiten großen Unternehmen gegen England zusammenraffen wollte, da kam ihm die gewandte Feindin zuvor und Philipp mußte es am Abend seiner Tage erleben, daß eine englische Flotte unter dem Grafen von Essex ihre Truppen auf spanischem Boden ausschiffte und sein herrliches, glanzvolles Cadiz, die „Silbertasse" des Südens, der grauenhaftesten Plünderung und Verwüstung preisgab und mit unendlich reicher Beute siegprahlend von dannen zog.

Wie hoch Elisabeths und Englands Uebermuth gestiegen, wie tief Philipps wirkliche Macht gesunken war, geht in sprechender Weise aus dem Umstand hervor, daß die englische Königin mit den Erfolgen ihres Unternehmens im höchsten Grade unzufrieden war.

Und bei alledem gab der bereits unter den schwersten Körperleiden dem Grab entgegenwankende König den Gedanken einer Wiedervergeltung oder wenigstens einer erfolgreichen Abwehr nicht auf.

In der That mußte er sich wehren, wenn nicht Alles zu Grunde gehen sollte, und er hätte sich vielleicht mit bes-

ſerem Erfolge gewehrt, wenn er das von England mit der furchtbarſten Grauſamkeit mißhandelte Irland beſſer, als er gethan hat, gleichzeitig zu unterſtützen und zu benützen verſtanden hätte. Noch im Jahre 1597 ließ er eine große Flotte ausrüſten, um dem engliſchen Raubgeſchwader, welches den amerikaniſchen Silberflotten auflauerte, entgegenzutreten und abermals die Landung in England zu verſuchen. Die engliſchen Erfolge waren allerdings gerade in dieſem Jahre nicht von Bedeutung; namentlich entkam die ſpaniſch-amerikaniſche Flotte glücklich den Nachſtellungen des Feindes. Allein dieſer Troſt mußte in den Hintergrund treten vor Philipps neuerlichem, großem Unglück. Erbarmungsloſe Stürme hatten abermals ſeine Gallionen und Galeeren, das letzte Aufgebot ſpaniſcher Seemacht, zerſtreut, zertrümmert, zerſchellt. Der Wille Gottes war nicht zu verkennen. Philipp ertrug die letzte Niederlage ſeines Lebens, wie alle früheren. Er dankte Gott und ſtarb; Eliſabeth aber ſiegte und lebte.

e. Frankreich.

Unglücklicher und zum Theil verfehlter war Philipps II. auswärtige Politik nirgends, als im Verhältniß zu Frankreich. Ganz erfüllt von der beherrſchenden Idee des Kampfes gegen Unglauben und Revolution, hatte der ſpaniſche König ſchon beim Beginn ſeiner Regierung den ſehnlichen, ſelbſt zu Opfern gerne bereiten Wunſch gehegt, das mächtige und ſo glänzend ausgeſtattete Nachbarvolk auf die gleiche Bahn zu leiten, welche zu wandeln er ſelbſt ſo feſt entſchloſſen war. In dieſem Sinne hatte er ſich mit der reizenden und geiſtvollen franzöſiſchen Königstochter verbunden, und er fand an ihr eine gelehrige Schülerin ſeiner Plane,

eine getreue Verbündete selbst gegen ihre eigene ränkevolle Mutter. Allein zu früh schon löste der Tod dieses Eheband; Frankreichs Königshaus und Volk waren gleich wenig geneigt, sich einen spanischen Einfluß gefallen zu lassen, und das Land ging zunächst ganz seine eigenen Wege.

Die Wege Frankreichs aber waren im 16. Jahrhundert Wege voll Grauens und Entsetzens, Wege des Blutvergießens und namenloser Verbrechen. Wenn irgend einmal ein Volk die Unverwüstlichkeit natürlicher und geistiger Kraft bewiesen hat, so that dieß Frankreich, indem es trotz seiner Leiden und Schicksale von Heinrich II. bis auf Heinrich IV. gleichwohl nicht zu Grunde ging.

Waren schon die Könige Franz I. und Heinrich II. sittlich haltlose Naturen gewesen, an welchen nur die schlimmen oder zweideutigen Eigenthümlichkeiten des französischen Nationalwesens stark hervortraten, so öffnete sich nach Heinrichs II. Tod, also ungefähr gleichzeitig mit Philipps II. Rückkehr aus den Niederlanden nach Spanien, ein wahrer Abgrund sittlichen Verderbens und politischen Jammers für das unglückliche Land.

Einen Hauptantheil an dem allgemeinen Elend trug der von wüthenden Calvinisten gepredigte Protestantismus; was noch fehlte, das besorgte ein verdorbener, bis zur offensten Schamlosigkeit liederlicher Königshof.

Nachdem Heinrichs II. erster Sohn Franz II. bald gestorben war und seine Wittwe Maria Stuart zu einem Leben voll Elend zurückgelassen hatte, stand die Königin-Mutter Katharina von Medici vor und nach erreichter Volljährigkeit ihres zweiten Sohnes, Karls IX., im Vordergrund der Ereignisse. Ich will mich nicht zum Vertheidiger der genialen aber verbrecherischen Frau aufwerfen; gleichwohl läßt sich nicht verkennen, daß das von ihr zwischen

der katholischen, der protestantischen und der politischen Mittelpartei befolgte haltlose Schaukelsystem ihr durch die Umstände aufgedrängt war. Philipp II. machte, so lange seine Gemahlin Elisabeth lebte, verschiedene Versuche, Katharina zu einem entschlossenen und dauerhaften Herübertreten auf die rein katholische Seite zu vermögen, sie zur Verkündigung und zum Vollzug der Beschlüsse des Trienter Konzils zu bestimmen; allein er setzte weder das Eine noch das Andere durch. Katharina lebte in der Intrigue wie der Fisch im Wasser, und der Gedanke an eine spanische Beeinflussung war für sie abscheuerregend. Die Folge ihrer Handlungsweise war, daß ein „Religionskrieg" und ein „Religionsfrieden" dem anderen folgte, das Land in immer tiefere Zerrüttung verfiel, und die auf's Höchste gesteigerten Leidenschaften endlich in den Mordthaten der Bartholomäus-Nacht und in ähnlichen, auf beiden Seiten gleichmäßig verübten Gräueln ihren Ausbruch fanden. Die hugenottische Partei unter der Führung des rebellischen Admirals Coligny hetzte unabläßig zum Kriege gegen Spanien, und in jener Zeit, als Coligny unmittelbar vor der Bartholomäus-Nacht am Höchsten in der Gunst des französischen Königs zu stehen schien, wagte er es, seinem König in voller Staatsrath-Sitzung die drohenden Worte in's Gesicht zu sagen: „Entweder Krieg gegen die Spanier, oder Krieg der eigenen Unterthanen gegen Seine Majestät." Diese maßlose Dreistigkeit beschleunigte Coligny's und seiner Mitschuldigen Tod, der jedenfalls weit weniger ihrer Religion, als ihren politischen Verbrechen gegolten hat. Allein gleichwohl fand das Land keine Ruhe und die französische Politik keine klare und bestimmte Richtung. Im Gegentheil, weit entfernt sich in seinen Planen und Interessen durch Frankreich irgendwie gefördert zu sehen, mußte Philipp II. schon

damals den Schmerz und die bittere Kränkung erleben, die Politik des „allerchristlichsten Königs" mit seinen rebellischen Unterthanen in den Niederlanden Hand in Hand gehen zu sehen. Unter solchen Ereignissen und Leidenschaften hetzte König Karl IX. seine jugendliche Lebenskraft ab, bis auch er im Jahre 1574 in sein frühes Grab sank.

Und abermals sah Katharina von Medici einen ihrer Söhne auf den Thron steigen; es war ihr verworfener Liebling, Heinrich III., der in Polen einen abenteuerlichen Königsthron gesucht hatte, um ihn jetzt ebenso abenteuerlich und schmählich zu verlassen und in Frankreich noch größerer Schande entgegenzugehen. Unter seiner Regierung zerfiel die französische Nation vollends in wüthende und verwilderte Parteien, und bald schien der letzte Glanz der einst so strahlenden Krone am Erlöschen zu sein. Bald wußte das Land, daß sein König niemals einen Erben hinterlassen werde, und der Kampf um die in weiter Ferne winkende Aussicht auf Herrschaft begann.

All' diese Umstände muß man sich beständig vor Augen halten, wenn man begreifen will, was Philipp II. von jetzt an in Bezug auf Frankreich that.

Die Protestanten schaarten sich um den König Heinrich von Navarra, der später als Heinrich IV. die monarchische Ordnung und den politischen Verstand in seinem Vaterlande wieder herstellte. Die entschiedenen Katholiken vereinigten sich um das der Kirche treu ergebene Haus der Guisen, deren herrliche, mit allen Gaben der Natur und des Geistes verschwenderisch ausgestattete Heldengestalten einen überwältigenden Gegensatz bildeten zu dem in den schmachvollsten Ausschweifungen dahinsiechenden Könige. Die „eigentlichen Politiker," dem Charakter und den Neigungen der Königin-Mutter verwandt, traten in unheilvollem Schaukelsystem bald als

Vertheidiger, bald als Feinde der katholischen Kirche auf. Herrschen wollten Alle. Die beiden äußersten Parteien aber trugen kein Bedenken, zur Unterstützung ihrer Plane das Ausland anzurufen; die Guisen wandten sich mit Naturnothwendigkeit an König Philipp, Heinrich und die Protestanten ebenso folgerichtig an Elisabeth von England und an die protestantischen Fürsten Deutschlands.

Die entschieden katholischen Elemente Frankreichs hatten sich in einem großen Bunde, der „heiligen Ligue", zusammengeschaart, an dessen Spitze das Haus Guise stand und dessen Bedeutung in den Vordergrund der Dinge trat, als im Jahre 1584 des Königs letzter Bruder, der in den Niederlanden als Feind Spaniens abenteuernde Herzog von Anjou, mit Tod abging. Jetzt war das Aussterben des Hauses Valois aus dem Bereiche höchster Wahrscheinlichkeit zu jenem der vollsten Gewißheit erhoben, und die Frage, wer nach Heinrichs III. baldigem Tod das tief zerrüttete Königreich gewinnen solle, wurde brennend.

Heinrich von Navarra war der nächste Verwandte, allein er war Protestant, und rückfälliger Protestant, da er sowohl in seiner Jugend als vorübergehend nach der Bartholomäus-Nacht sich zur katholischen Kirche bekannt hatte. Nun war es aber durch alles seither Durchgelebte erwiesen, daß der Protestantismus Frankreich nie beherrschen werde, und selbst die Gemäßigten erklärten laut, daß die Krönung eines Protestanten in Frankreich unmöglich sei. — So schloß denn König Philipp im Jahre 1585 mit den Guisen und der Ligue den geheimen Vertrag von Joinville, durch welchen der Oheim Heinrichs von Navarra, der altersschwache Cardinal von Bourbon, als Nachfolger Heinrichs III. ausersehen wurde und Philipp sich zur thatkräftigen Unterstützung der Ligue verpflichtete. Wiederherstellung der katho-

lischen Religion in Frankreich und den Niederlanden war das höhere Endziel dieses Bündnisses, und Philipp übersah dabei zweierlei, nämlich einmal, daß die französische Nation nie in ihrer überwiegenden Mehrheit für das Königthum eines alten Cardinals gewonnen werden konnte, und sodann, daß er vor Allem in den Niederlanden hätte reinen Tisch machen sollen, bevor er zu anderen Planen überging. In der That mußte von jetzt an sein niederländischer Feldherr Alexander schmerzlich den Abgang derjenigen Hilfsquellen vermissen, welche Philipp in steigendem Maße auf die französischen Dinge verwendete. Und nahezu unbegreiflich ist es, daß ein so durchaus nationaler, an der Spitze einer der eigenthümlichsten Nationen der Erde stehender König, wie Philipp, bei seinen Handlungen immer mehr und mehr die nationalen Eigenthümlichkeiten der Franzosen außer Acht zu lassen vermochte.

Der Krieg der katholischen Partei gegen den elenden König brach nun aus, die Hauptstadt des Landes war in den Händen der Ligue, der König entfloh und der Herzog von Guise war Herr der Lage. Aus der hiedurch für ihn geschaffenen Demüthigung befreite sich Heinrich III. dadurch, daß er sowohl den Herzog von Guise, als dessen Bruder, den Cardinal, am 22. Dezember 1588 ermorden ließ. So war die Ligue ihrer Häupter, Philipp II. seiner französischen Bundesgenossen beraubt.

Der spanische König war nunmehr entschlossen zum Kriege gegen Heinrich III.; und in der That mußte er nach der Ermordung der Guisen entweder ganz von den französischen Dingen zurücktreten, was ebenso viel hieß, als Heinrich von Navarra das Feld und den Sieg überlassen, oder aber, er mußte nunmehr selbst und unmittelbar handelnd auftreten.

Philipp bot Alles auf, um namentlich das Oberhaupt der Kirche, damals Papst Sixtus V., zu einem energischen Auftreten in seinem Sinne zu bestimmen. Allein in Rom, wo man so oft die höchste und überlegenste Politik verstanden hat, dämmerte schon damals die Erkenntniß, daß Philipp auf falschen Wegen wandle. Im Vatican überzeugte man sich mehr und mehr, daß die Ligue zu schwach sei, um endgiltig obzusiegen, daß es nie gelingen werde, die französische Nation dauernd unter spanischen Einfluß zu bringen, und daß die Vereinigung aller Katholiken um einen wahrhaft nationalen König das einzige Rettungsmittel für Staat und Kirche in Frankreich sei. Soll doch Sixtus V., dieser große Menschenkenner, über Heinrich IV. das geflügelte Wort gesprochen haben: „Das Haupt dieses Mannes ist eigens für die Krone Frankreichs geschaffen.“

Man gab deßhalb in Rom die Hoffnung nicht auf, Heinrich von Navarra noch zum Eintritt in die Kirche zu bewegen, und man folgte, nach schweren diplomatischen Kämpfen zwischen Sixtus V. und Philipps Gesandten, dem spanischen Monarchen nicht auf seinem Wege der gewaltsamen Einmischung in die inneren Angelegenheiten des Nachbarlandes. Diese Sonderstellung des Kirchenoberhauptes war ein schwerer Schlag für Philipps Politik; denn sie lehrte viele Tausende von Franzosen, man könne so gut katholisch sein wie der Papst, und dennoch nicht spanisch gesinnt.

Inzwischen führte der Herzog von Mayenne, überlebender Bruder der ermordeten Guisen, den Krieg gegen seinen König, mit welchem sich nunmehr Heinrich von Navarra offen vereinigt hatte. Die beiden Könige belagerten Paris; am 1. August 1589 ermordete der Dolch eines Meuchelmörders den König Heinrich III., der sterbend seinem Nach-

folger sagte, er könne den Thron Frankreichs nimmermehr behaupten, wenn er Protestant bleibe.

Von jetzt an sah sich Philipp II. dem genialen und politisch einsichtsvollen, wenn auch in seinen jüngeren Jahren noch so sittlich frivolen Heinrich IV. gegenüber, und Philipps Lage wurde von Jahr zu Jahr ungünstiger. Dem als König Ausgerufenen trat ein großer Theil des katholischen französischen Adels schon jetzt bei, am 14. März 1490 schlug er den Herzog von Mayenne bei Ivry bis zur Vernichtung seiner ganzen Armee, und machte sich mit allem Nachdruck an die Belagerung von Paris.

Nunmehr sah Philipp, der in Spanien kein Heer hatte, sich genöthigt, den Herzog von Parma, dessen ununterbrochene Anwesenheit in den Niederlanden so außerordentlich wichtig war, zum Entsatz der bedrängten französischen Hauptstadt marschiren zu lassen. Alexander that es meistermäßig, wie Alles, was er that; vereinigt mit Mayenne's Trümmerhaufen, zwang er Heinrich IV. zur Aufhebung der Belagerung. Allein auch Alexander mußte jetzt schon empfinden, wie das französische Nationalgefühl sich immer stärker selbst gegen die Rettung durch Fremdlingshand empörte. Nur Philipp, stets und unveränderlich mit seinen hohen Planen voll spanischen Stolzes beschäftigt, war dieser Erkenntniß unzugänglich. Schon im Jahre 1592 mußte Alexander zum zweiten Male in Frankreich einrücken, um der immer mehr und trostloser zerfallenden Sache der Ligue durch den Entsatz von Rouen aufzuhelfen. Auch dieß vollbrachte er, und am Ende des Jahres wurde er vom Kampfplatz der Erde abgerufen.

Bei dieser fast hoffnungslosen Sachlage ist es in der That staunenerregend, daß Philipp II. den Gedanken hegen und immer noch festhalten konnte, Frankreich unter seinen

beherrschenden Einfluß zu bringen. Ja, er trat mit diesem Gedanken eigentlich erst jetzt ganz bestimmt und offen hervor.

Den Abend seines an Menschen verarmten Lebens schmückte, da des Thronerben talentloses wenn auch braves Wesen nur zu sehr mäßigen Hoffnungen berechtigte, vor Allem die Vorliebe für die Infantin Clara Eugenia. Sie, eine Valois von Mutterseite, wollte Philipp auf den Thron Frankreichs erheben. Nicht hinderte ihn das salische Gesetz, sich diesem Lieblingsplane leidenschaftlich hinzugeben. Und bei den großen persönlichen Vorzügen und Tugenden der Infantin wäre der Gedanke, rechtzeitig von der ganzen katholischen Partei aufgegriffen, vielleicht kein durchaus hoffnungsloser gewesen, wenn Philipp es verstanden hätte, den Namen und die Hand seiner Lieblingstochter in Verbindung zu bringen mit einem katholischen Prinzen oder Parteihaupte Frankreichs. Allein er war wie von Blindheit geschlagen. Nachdem der alte Cardinal Bourbon gestorben war, trat Philipp mit dem Plane offen hervor, seine Tochter mit einem anderen Liebling, dem Erzherzog Ernst von Oesterreich zu vermählen, und dieses Paar sollte den Franzosen als Königspaar geboten werden! — Ja, als Ernst in Bälde starb, übertrug Philipp den ganzen Plan auf dessen Bruder, den Cardinal Albrecht, der, wie wir gesehen haben, weil noch nicht zum Priester geweiht, aus seinem Verhältniß zur Kirche ausschied und späterhin Clara Eugenia's Gemahl wirklich geworden ist, aber nicht als König von Frankreich.

Mit vollem Recht hatte der verständig urtheilende Alexander von Parma diesen ganzen Plan seines Königs von Anfang an als aussichtslos verworfen; allein nach Alexanders Tod setzte Philipp seine Bemühungen mit ebenso zäher wie unpraktischer Hartnäckigkeit fort. Seine Gesandten mach-

ten die Wünsche ihres Monarchen anläßlich der Versammlung der französischen Stände, welche der Herzog von Mayenne im Jahre 1593 berief, ganz offiziell geltend, und erbitterten dadurch natürlich das französische Selbstgefühl auf's Aeußerste. Gleichzeitig that Heinrich IV. das Gescheidteste und Einzige, was er thun mußte, wenn er die monarchische Ordnung in Frankreich wiederherstellen und die zerrüttete Gesellschaft retten wollte: er ließ sich im katholischen Glauben unterrichten, wurde Katholik, und dadurch allseitig anerkannter König von Frankreich.

Von diesem Augenblick an hätte Philipp einsehen sollen, daß er in Frankreich Nichts mehr zu thun habe. Ein langes, gräßliches Menschenalter war seit dem Tode Heinrichs II. über dieses Land dahingegangen; die Menschen warfen sich dem endlich erschienenen Retter mit der Sehnsucht der Verzweiflung in die Arme, und selbst die katholische Kirche hatte durch Papst Clemens VIII. das ganze Werk mit ihrem Segen gekrönt. Die weitere Fortsetzung des Kampfes durch Philipp war reine Kraftvergeudung, zumal nachdem Heinrich IV. die Spanier aus Paris vertrieben, die Hauptstadt eingenommen, die religiöse Weihe der feierlichen Salbung empfangen hatte. Selbst der Herzog von Mayenne hatte sich mit Heinrich ausgesöhnt, und Letzterer hatte die Eigenschaft aller wahrhaft großen Staatsmänner, nach allen Seiten hin versöhnlich zu sein.

Vom Jahre 1594 bis 1597 dauerte der nutzlose Krieg fort; er wurde sogar von Philipps Generalen im Einzelnen mit glänzenden Erfolgen, so noch im Winter 1597 durch die Einnahme der wichtigen Stadt Amiens, weitergeführt. Allein die Zwecklosigkeit der Sache wurde doch mit jedem Tage einleuchtender, und namentlich that der Papst alles Mögliche, um zwei katholische Reiche ersten Ranges endlich

mit einander auszusöhnen. Philipp selbst war alt, krank und lebensmüde; Heinrich IV. zeigte sich den Aufstachelungen Englands und Hollands unzugänglich, und so fand denn das lange, blutige Trauerspiel im Mai 1598 durch den Frieden von Vervins seinen Abschluß. Spanien willigte in die Rückgabe aller von ihm auf französischem Boden gemachten Eroberungen, mit einziger Ausnahme von Cambray; der Zustand vom Jahre 1559 wurde wieder hergestellt. Philipps ganze, lange Regierung war Frankreich gegenüber aus dem Buche der Geschichte gestrichen. Um diesen Preis befreite der sterbende König seinen Sohn und Nachfolger von einem Kriege, welchen weiterzuführen derselbe allerdings nicht im Stande war. Erzherzog Albrecht hatte die letzten Jahre hindurch klug und geschickt die Interessen Philipps vertheidigt, allein gegen die Natur der Dinge kämpfte auch er, wie Jeder, vergebens.

So verblutete sich Spanien an der Wiederherstellung eines katholischen, monarchischen Frankreich. Philipps Irrthümer bewirkten diese Wiederherstellung, beschleunigten sie wenigstens, gerade indem er sie zu bekämpfen schien. Auch die am Höchsten stehenden Menschen sind nur Werkzeuge in des allmächtigen Gottes Hand.

VI.

Charakterbild und letzte Lebenstage.

Indem wir uns dem Ende von Philipps irdischer Laufbahn nähern, werfen wir einen Rückblick auf das geistige Gesammtbild, welches wir von seiner Persönlichkeit empfangen haben.

Erzogen in Spanien, an einem Hof der strengsten Dis-

ziplin und Etiquette, war er von Jugend auf erfüllt worden mit den höchsten Vorstellungen und Begriffen von der Würde des Königthums. Entsprechend dem Geiste und den Anschauungen seiner Zeit, in welcher der jetzt so genannte moderne Staat sich in seinen Grundlagen gebildet hat, wurde Philipp in der Fülle seiner Macht und im Besitze so außerordentlich ausgedehnter Länder allerdings ein Träger des persönlichen Regiments. Doch kann man nicht mit Recht behaupten, daß er jemals im eigentlichen Sinne des Wortes ein absoluter oder unumschränkter Herrscher gewesen sei.

In den Niederlanden hat er mit Ausnahme von Alba's Schreckenszeit nie ohne Mitwirkung der Staaten regiert, die Cortes von Castilien hatte er ganz regelmäßig zu langen Sitzungen um sich versammelt, und die ständische Freiheit in Aragonien ging erst in Folge einer muthwilligen Revolution zu Grunde. Aber allerdings, thatsächlich war Philipps Wille überall der entscheidende, wo er sich nicht vermaß, gegen Kräfte anzustreben, die stärker waren als er; er war ungefähr gerade in demselben Sinne und Grade ein persönlicher Herrscher, wie es in unserem Jahrhundert Napoleon III. war.

Allein Philipps Streben nach Herrschaft und seine Ausübung derselben, sein königlicher Stolz und Prang, selbst seine Hofetiquette beruhten durchaus auf einem religiös-sittlichen Grunde. Sein Streben und sein Ideal war es, ein christlicher, und zwar ein römisch-katholischer König zu sein. Nur wer die katholische Welt- und Lebens-Anschauung theilt oder wenigstens kennt, vermag diesen Monarchen zu begreifen und mit Gerechtigkeit zu beurtheilen. Ganz gewiß irren oder verläumden diejenigen, welche Philipp II. als einen religiösen Heuchler betrachten oder

darzustellen suchen. Viel wahrscheinlicher ist es, daß niemals der Schatten eines religiösen Zweifels in seine nicht kühn, sondern ruhig und selbst schwerfällig angelegte Seele gedrungen ist. Die volle Aufrichtigkeit seiner religiösen Ueberzeugung hat er nicht nur durch ein langes, an Arbeit und Mühsal reiches, an Genuß armes Leben, sondern auch durch ein mit frommster Gottergebenheit und heroischer Geduld ertragenes Martyrium der entsetzlichsten körperlichen Leiden erprobt. Das Alles konnte er nur leisten, weil er durch sein gesammtes Handeln und Dulden den ihm von Gott übertragenen Beruf zu erfüllen und dadurch die ewige Seligkeit zu erwerben nicht nur bestrebt war, sondern auch die unerschütterliche Hoffnung hatte.

Und wie er in seinem inneren Leben ganz erfüllt war von der Vorstellung seiner eigenen, auf göttlicher Anordnung und auf dem Verhältniß zu Gott beruhenden Majestät, so prägte sich denn ein Abglanz dieser hohen und hehren Gedanken auch in seiner ganzen äußeren Erscheinung aus. Einfach aber geschmackvoll in schwarzem Sammet- oder Seidentuch gekleidet, vermied er allen Prunk von Gold oder Silber. In seinem Auftreten war er ernst, aber ruhig und mild, in seinen Audienzen im höchsten Grade leutselig, im Anhören der Bitten und Vorstellungen von unermüdlicher Geduld. Obgleich nur unter mittlerer Größe, war doch die königliche Hoheit seines Wesens so überwältigend, daß selbst welterfahrene und lebensgewandte Männer, die sich zu einer Audienz bei ihm sorgfältig vorbereitet hatten, vor dem durchdringenden Blicke seines ruhigen Auges, vor der Ueberlegenheit seiner Herrscherpersönlichkeit in Verwirrung und förmliche Bestürzung geriethen. In solchen Fällen pflegte er freundlich zu sagen: „Faßt Euch, beruhigt Euch“, und wenn, wie es auch vorkam, selbst solcher Zuspruch nicht

half, dann sagte er wohl zu dem Unglücklichen: „Ihr müßt mir Euer Anliegen schriftlich geben, ich werde es prüfen.“ Daher kam es wohl auch, daß er in der Regel den Blick zur Erde gesenkt hielt oder nach verschiedenen Gegenständen schweifen ließ. Er hatte die Gewohnheit, so leise zu sprechen, daß nur ein scharfes Ohr jedem seiner Worte zu folgen vermochte. Selten gab er einen sofortigen Bescheid: er dachte und arbeitete langsam und brauchte Zeit, selbst viel Zeit, zu jeder großen oder kleinen Entschließung. Zu einem milden, freundlichen Wort, zu einem liebenswürdigen Lächeln war er stets und gerne bereit, aber entscheiden wollte er stets nur mit Muße und nach Anhörung seiner Minister. Diese vorsichtige und behutsame Behandlung der Dinge ließ er namentlich auch walten im Verkehr mit den fremden Diplomaten, die an seinem Hofe beglaubigt waren.

Hielt er sich in Madrid auf, so konnte Jedermann ohne allen Unterschied des Standes sich der Person des Monarchen nahen und bei ihm Audienz finden. Wenn er zur Messe, zur Tafel, oder nach aufgehobener Tafel wieder in sein Cabinet ging, nahm er alle Bittschriften mit, die ihm überreicht wurden, ja er blieb selbst stehen, um Bittende unterwegs mit ihren Gesuchen anzuhören.

Seine Gesundheit war ungemein zart: er war bei Weitem nicht den Anstrengungen und Nachtwachen gewachsen, welchen sich sein kaiserlicher Vater so oft und anhaltend ausgesetzt hatte. Nur durch reichlichen Schlaf und höchst mäßige Lebensweise erreichte er die Fähigkeit, ein langes Leben voll ununterbrochenen, arbeitsamsten Fleißes hinter sich zu bringen. Er hatte vom heiligen Vater die Erlaubniß erbeten und erhalten, an allen Freitagen mit Ausnahme des Charfreitags Fleisch zu essen, jedoch nur eine einzige Fleischspeise bei jeder Mahlzeit; mit bloßer Pflanzenkost

war er krank und arbeitsunfähig, oder glaubte es zu sein. An solchen Dispenstagen speiste jedoch der König niemals öffentlich, um nicht durch schlechtes Beispiel Aergerniß zu geben. Im Trinken war er mäßig bis zur Enthaltsamkeit.

Die Frage, ob und welche Liebschaften der König in seinen jüngeren Jahren hatte, will ich nicht untersuchen, und ebenso wenig die, ob seine Frauen Ursache hatten, sich über ihn zu beklagen. Was über ein Verhältniß zur Fürstin Eboli gesagt wird, das trägt größtentheils den Stempel der Klatscherei an der Stirne; so fern es von des Königs Todfeind Antonio Perez herrührt, verdient es ohnedieß nicht den entferntesten Glauben. — Sicher ist soviel, daß die vier Frauen, welche Philipp hatte, ihr Loos glücklich priesen und ihren Gemahl ebenso sehr verehrten als liebten.

Mag er nun wenig oder viel gesündigt haben, jedenfalls bekannte er seine menschliche Sündhaftigkeit und Schwäche offen und reumüthig durch eifrigste und pünktlichste Erfüllung aller religiösen Pflichten. Niemand am Hofe that es ihm hierin zuvor. Mit strengster Regelmäßigkeit besuchte er den Gottesdienst, empfing allermindestens vierteljährlich die Sakramente. Er war ein Kenner der Liturgie in allen Beziehungen, und in Allem, was die Kirche anordnete, feierte und verehrte, verehrte er seinerseits sie selbst und ihren göttlichen Stifter.

Ein ländlicher Aufenthalt in stiller Abgeschiedenheit, oder geistliche Uebungen in einem Kloster — das waren die Lebensgenüsse des mächtigsten Monarchen jener Zeit; rauschende Feste und Schauspiele ließ er sich gefallen, wo sie im Zusammenhang mit öffentlichen Angelegenheiten nicht zu vermeiden waren: niemals suchte er sie auf, niemals bereiteten sie ihm Genuß.

Er, der Beherrscher der neuen und eines großen Theils der alten Welt, war während seiner ganzen, langen Regierung in fast ununterbrochener Geldverlegenheit. Ich habe schon an einer anderen Stelle darauf aufmerksam gemacht, daß die richtigen Grundsätze wirthschaftlichen Gedeihens jenem Jahrhundert im Allgemeinen fremd waren, noch fremder, als sie es unserer auf entgegengesetzten Extremen sich bewegenden Gegenwart sind. In der Anhäufung baaren Metallvorraths suchte man, natürlich ohne Erfolg, die Quelle des Nationalreichthums. Indem man diesen Metallvorrath mit aller Anstrengung, mit Frevelthaten und Grausamkeiten jeder Art aus der neuen Welt zu pressen suchte, vernachlässigte man, namentlich in Spanien, immer mehr die Quelle des Segens, die tägliche, solide, unermüdliche Arbeit. Damit sank die Steuerkraft des Mutterlandes, welche an hundert Kanälen anzubohren man damals nicht verstand wie man es heutzutage versteht. Bald trat die bittere Nothwendigkeit ein, gar manche Bedürfnisse aus dem Ausland zu beziehen, und so strömte ein ansehnlicher Theil des mit Fluch jeder Art behafteten spanischen Goldes in die gierigen Hände der Feinde Spaniens.

Und je mehr diese Feinde auf so lohnende Art an dem Marke der spanischen Monarchie zehrten, desto ungenügender wurde der übriggebliebene Rest zur Führung der großen und schweren Kämpfe der Monarchie. In der That lag auf Philipps Schultern eine Riesenaufgabe, die auch einen besseren Finanzmann, als er war, und unter günstigeren Umständen, als sie ihm geboten waren, in Verlegenheit bringen konnte. Die niederländische Revolution, geschürt und gehetzt von dem gesammten Protestantismus Europa's, ja sogar von den thörichten und entarteten französischen Königssöhnen aus dem Hause Valois, verschlang ohne Aufhören

einen großen Theil der Staatseinkünfte. Bei den wiederholten unglücklichen Unternehmungen gegen England gingen, auf die Verhältnisse unserer Zeit berechnet, buchstäblich Milliarden in den Fluthen des Meeres verloren. Selbst die Vereinigung mit Portugal zeigte sich bei der fortwährenden Abneigung eines großen Theils der Bevölkerung bei weitem nicht so gewinnreich, als man hätte hoffen sollen und gehofft hatte. Auch die Bekämpfung des Islam verschlang große Summen, und die Bekriegung desselben im eigenen Lande durch die harten Maßregeln gegen die Moriscos schlug unbestreitbar dem Nationalreichthum neue Wunden. Neben all' diesen dauernden und ungeheuren Lasten erscheint die Ausgabe für Erbauung und Ausstattung des Escorial, wenn gleich auch sie nach vielen Millionen zählte, als eine Sache untergeordneten Ranges. Wer aber all' die angedeuteten Verhältnisse in ihrer Gesammtwirkung erwägt, der wird mit Philipp II. nicht zu strenge in's Gericht gehen darum, daß er seine Monarchie in einem Zustand ganz entschieden abnehmenden Wohlstandes hinterließ. Mit Aufbietung aller eigenen Kraft und aller Kraft seiner Reiche und Unterthanen hatte sich dieser König den revolutionären Ideen auf politischem und kirchlichem Gebiet entgegengestemmt. Er war das Werkzeug, dessen Gott sich bediente, um dem weiteren Vordringen des Protestantismus ein Halt zu gebieten; ihm ganz vorzugsweise hat man es zu verdanken, daß Spanien, Italien, Frankreich für alle Zeiten katholisch geblieben sind. Allein bei Lösung dieser Aufgabe, bei Durchführung dieses Kampfes empfing Spanien schwere Wunden, Wunden, die Jahrhunderte lang fortbluteten und theilweise noch heute fortbluten.

Auch ist Philipp, wie auf dem finanziellen Gebiete, so überhaupt in seiner Methode der Besorgung aller politischen

und sonstigen Regierungsgeschäfte von großen Fehlern nicht freizusprechen. Ihm fehlte es an einem freien, offenen, männlichen Vertrauen in die menschliche Natur, und wenn er einmal einen Anlauf hiezu nahm, so griff er gründlich fehl, wie bei Antonio Perez. In diesem argwöhnischen, unsicheren Geiste regierend, scheute er sich davor, irgend einen die Geschäfte leitenden Minister zu haben, sondern war immer bestrebt, nur möglichst viel, Großes und Kleines, Passendes und Unpassendes, sich selbst, und zwar nicht nur der eigenen Entscheidung, sondern auch dem eigenen mühseligsten Studium und sogar der eigenen schreibenden Hand vorzubehalten. Es lag hierin ein Zug von Beschränktheit, der überhaupt in Philipps ganzem Wesen nicht geläugnet werden kann. Wohl kein Monarch, seit es Monarchen gibt, hat so unendlich viel geschrieben, wie er: als in unserem Jahrhundert die lang verschlossenen Archive sich öffneten, waren die fleißigsten Forscher fast überwältigt von der unendlichen Fülle des sich darbietenden, oft hochinteressanten, aber wie oft auch höchst bedeutungslosen und armseligen Stoffes. Denn Philipp war zugleich auch der eigentliche Begründer des spanischen Staatsarchivs von Simancas; von seiner ebenfalls neugeschaffenen Residenz Madrid aus schenkte er dem ziemlich nahegelegenen Aufbewahrungsort der politischen und diplomatischen Urkunden die unausgesetzteste Aufmerksamkeit. Es war ihm wirklich darum zu thun, daß wenigstens die Nachwelt die Wahrheit über ihn erfahre! —

In diesem Geiste arbeitend, wollte Philipp in seinen Ministern nur rathgebende Gehilfen für jeden einzelnen Fall, nicht Staatsmänner im höheren Sinn des Wortes um sich haben. Wenn man den Einfluß des Fürsten Eboli und des Herzogs von Alba auf den König gewissermaßen als Be-

weis für das Gegentheil angeführt, ja sogar, je nach dem Uebergewicht des Ersteren oder des Letzteren, eine friedliche und eine kriegerische Periode in Philipps Regierung unterschieden hat, so ist dieß ein die wahre Lage der Dinge verkennender Irrthum. Ruy Gomez stand allerdings als Jugendfreund und als vollendeter Hofmann dem König persönlich nahe, und dieser mag ihm mancherlei Detail überlassen haben, wie er sich auch seiner in Dingen des höchsten Vertrauens, z. B. bei der Gefangennehmung seines Sohnes, mit voller Sicherheit bedienen konnte. Allein auf den wesentlichen Gang der Politik im Großen hatte Eboli so wenig Einfluß als Alba, der dem König immer nur ein Vollstreckungswerkzeug, freilich ein ganz ausgezeichnetes, für bestimmte, vorher schon im Willen des Königs entschiedene Gegenstände war. Und was die friedliche oder kriegerische Richtung betrifft, so wünschte Philipp nie den Krieg. Beim Beginn seiner Regierung war sein sehnlichstes Bestreben darauf gerichtet, den Papst und Frankreich so weit zur Besinnung zu bringen, daß dem gegenseitigen Zerfleischen der katholischen Mächte ein Ende gemacht werde. Alle späteren Kriege sind ihm durch den Gang der Ereignisse aufgedrängt worden; sogar dem Islam gegenüber hat er sich auf das Nothwendige beschränkt. Denn Erhaltung der spanischen Monarchie und Aufrechthaltung der katholischen Kirche war das Endziel seines Lebens und Strebens, nicht Eroberung, nicht Universalmonarchie. Darum war es auch ein so großer, so inconsequenter Fehler Philipps, daß er zu Gunsten seiner Lieblingstochter Clara Eugenia die Hand nach dem Throne Frankreichs ausstreckte, ein Fehler, der freilich zu nicht geringem Theil seine Entschuldigung findet durch die grauenvolle Wirthschaft, welche unter den letzten Regierungen des Hauses Valois das fran-

zösische Land und Volk an den Rand des Verderbens gebracht hatten.

Uebrigens waren Eboli und Alba bei weitem nicht die Einzigen, welche dem König am nächsten zu stehen schienen. Zwischen den Jahren 1565 und 1570 schwang sich der Priester Diego d'Espinosa rasch und glänzend empor. Er war ein riesiger Arbeiter, der nicht nur seines eigenen Amtes vollständig wartete, sondern auch gern und bei jeder Gelegenheit für Andere eintrat. Er schien keine selbstsüchtigen Interessen zu haben, keiner Parteilichkeit sich schuldig zu machen. Bald war er Präsident des „Rathes von Castilien", Bischof von Siguenza, Großinquisitor, Cardinal. Allein nach wenigen Jahren kam es vor, daß der König einmal im Ministerrathe ein zorniges Wort von „actenwidriger Darstellung" an den Emporkömmling richtete. Und so sehr standen alle diese Männer unter der entscheidenden geistigen Uebermacht ihres Monarchen, daß dieses einzige Wort der Ungunst den Cardinal vernichtete. Er fühlte, daß seine ganze Stellung innerlich gebrochen, daß das Vertrauen des Königs unwiederbringlich dahin sei: er starb nach kürzester Zeit im September 1572, und Fürst Eboli folgte ihm schon im nächsten Jahre.

Auch des Königs Beichtvater, Bruder Bernardo de Fresneda, ein Franziskanermönch und später Bischof von Cuenca, genoß beim Monarchen nicht nur persönliches Ansehen, sondern wurde auch in rein politischen Dingen allgemein als ein Mann von Einfluß betrachtet. Er war eine geistvolle Persönlichkeit, lebhaft und gern mit allem Möglichen beschäftigt; doch entzieht sich bei der Natur des zwischen ihm und dem König bestehenden Verhältnisses die Frage, wie viel er eigentlich in Regierungsfragen galt und vermochte, jeder sicheren Beurtheilung.

Mit wenigen Worten soll hier eine Persönlichkeit erwähnt und abgethan werden, über welche schon ganze Bände, und darunter höchst interessante und geistreiche Bände, geschrieben worden sind, ich meine den berüchtigten Antonio Perez. Schon sein im Jahr 1566 gestorbener Vater, Gonzalo Perez, war Staatssekretär bei Karl V. und bei Philipp gewesen. Der Sohn, eine reich begabte Natur, ein Mensch von den entschiedensten Kenntnissen und ebenso entschiedener Gewissenlosigkeit, schwang sich in kurzer Zeit, ursprünglich empfohlen von dem Fürsten Eboli, zu einer außerordentlichen Stellung beim Könige empor. Philipp hatte die Gewohnheit, in den Sitzungen des Ministerraths den Vorsitz in der Regel nicht selbst zu führen, sondern sich durch ausführliche, theils schriftliche, theils mündliche Referate unterrichten zu lassen. Er war der Meinung, in des Monarchen Anwesenheit würden die Absichten und Gesinnungen der Räthe viel weniger offen und entschieden an's Licht treten, als wenn man sie unter sich lasse; Alles käme nur darauf an, daß der König Alles erfahre. Diese Praxis ist ein schlagender Beweis dafür, zu welchen Bornirtheiten sich mitunter der spanische König durch sein Bestreben, Alles unendlich klug zu machen, verleiten ließ. Denn einmal übersah er, daß diese Art geheimer Geschäftsbehandlung unmöglich auf die Dauer geheim bleiben könne, daß sie vielmehr nur geeignet sei, Argwohn und Mißtrauen schlimmster Art unter die Mitglieder der höchsten Staatsbehörde zu säen; und sodann bedachte er nicht, daß seine geheimen Referenten offenbar bis zu einem gewissen Grad die Natur von Spionen und Denuncianten, also von Hallunken an sich tragen mußten. Und solchen Menschen wollte und mußte er dann dasjenige Vertrauen schenken, welches er dem ganzen, in des Monarchen Gegenwart be-

rathenden Staatsministerium zu schenken sich nicht entschließen konnte.

Ein derartiger Hallunke nun war Anton Perez. Volle 14 Jahre jünger als der König, traf er in der Blüthe jugendlich-männlicher Vollkraft mit dem schon allmählig zur Abnahme sich neigenden Herrscher zusammen. Seine schnelle Auffassungsgabe, seine unbedingte Ergebenheit, seine stets bereite und auskunftsreiche Arbeitskraft waren für den allezeit mit Geschäften überladenen König keine geringe Erleichterung; seine Meisterschaft im Ausdruck befähigte ihn besonders zum Concipienten politischer und diplomatischer Actenstücke. Bald war die Ausfertigung der königlichen Correspondenz, die Gegenzeichnung der königlichen Verordnungen zuerst nur in Bezug auf Italien, nachher aber für die ganze Monarchie in seiner Hand; Granden der ältesten Geschlechter beugten sich mit geheimem Ingrimm aber mit äußerlicher Ehrerbietung vor dem Emporkömmling. Es scheint, daß er eine Zeit lang beinahe eine ähnliche Stellung wirklich einnahm, wie sie Schiller in seinem „Don Carlos" für einige Augenblicke dem Marquis Posa beilegt. Allein diese ungewöhnliche Gunst weckte nur die allerschlimmsten Instinkte in dem bösen Herzen des Antonio Perez. Ihm, dem vom Glück Berauschten, fehlte jede Mäßigung; er huldigte den Gewohnheiten des größten Luxus, der Spielsucht, der Zügellosigkeit in sinnlichen Genüssen; die Verschwendung, welche von solchen Lebensgewohnheiten nicht zu trennen war, nöthigte ihn zur Bestechlichkeit, also zur Pflichtvergessenheit im Amte, und damit war sein Verderben besiegelt. Denn Philipp II. wußte zwar natürlich recht wohl, daß er nicht im Stande sei, die Privatmoralität seiner Räthe zu garantiren und zu überwachen: allein in allen Dingen und unter allen Umständen hielt er streng auf Anstand, und eine gewissen-

lose Amtsführung ließ sich seinem scharf und argwöhnisch beobachtenden Auge nicht auf die Dauer verbergen. Zu diesen für sich allein hinreichenden Gründen kam, um den Sturz des Günstlings zu vollenden, noch die große Scandalgeschichte mit dem Morde Escobedo's.

Als nämlich Philipp II. im größten Drange der Noth seinen Bruder Don Juan nach den Niederlanden sandte, besorgte er, wie wir sahen, nicht ohne allen Grund, daß der Stachel eines maßlosen, in's Unbestimmte und Abenteuerliche hinausgreifenden Ehrgeizes die Brust des hochstrebenden, genialen Jünglings durchwühle; und er hatte wahrscheinlich vollkommen Recht, wenn er annahm, daß die nächststehenden Creaturen Don Juans seinem Hange nach unabhängiger Herrschaft, nach einem eigenen Fürstenthum fröhnten und schmeichelten. Den Geheimschreiber Juan de Soto hatte er aus diesem Grunde aus der Umgebung seines Bruders entfernt und an dessen Stelle den eben genannten Escobedo gesetzt. Allein bald zeigte es sich, daß auch dieser, und zwar mit dem größten Feuereifer, auf Don Juans Plane sich eingelassen hatte — namentlich auf den Plan, Maria Stuart zu befreien und als ihr Gemahl England vom Tyrannenjoche der Elisabeth zu erretten — ein Gedanke, zu dessen Kühnheit sich Philipps enger Systemgeist nicht zu erheben vermochte, der aber mindestens ebenso vernünftig war, als die ein volles Jahrzehnt später so unglücklich ausgeführte Expedition mit der Armada. In seiner Angst und Verlegenheit ergriff Philipp das traurige und niedrige Mittel, seinen Bruder und dessen Günstling Escobedo durch seinen Günstling Antonio Perez aushorchen zu lassen. Wie sehr er durch diese Handlungsweise zu einer die königliche Würde tief verletzenden Vertraulichkeit mit einem frechen Schurken herabstieg, scheint Philipp nicht eingesehen zu haben,

sollte es aber schwer empfinden. Von Perez systematisch gereizt, ließ der tollkühn unvorsichtige Escobedo sich in immer verwegeneren Aeußerungen gehen, durch welche er selbst auf die edle Gestalt seines hochsinnigen Gebieters den ganz gewiß verläumderischen Schatten eines hochverrätherischen Gedankens warf, indem er durchblicken ließ, wer einmal Herr von England wäre, könnte von dort aus auch Spanien erobern. Im Besitze solcher Briefe hetzte dann Perez wieder an dem König, und nachdem er in dieser Weise einige Zeit lang auf beiden Seiten das Seinige gethan, wurde Escobedo in den Straßen Madrids ermordet. Ob Philipp wirklich den Befehl zu dieser Blutthat gegeben hat, davon bin ich nicht fest überzeugt; ich würde mich aber keinen Augenblick wundern, wenn mir der bis jetzt fehlende volle Beweis für Philipps Schuld vorgelegt würde. Denn es darf nicht geläugnet werden: das an Blut und Gewaltthat furchtbar reiche Jahrhundert, bei dessen Betrachtung wir verweilen, war in allen seinen politischen und religiösen Parteien von der Ueberzeugung erfüllt und lebte darnach, der König dürfe ein gegen einen staatsgefährlichen Unterthanen nothwendig gewordenes Todesurtheil, wenn das öffentliche Wohl diesen Weg erheische, auch ohne rechtliches Verfahren durch Meuchelmord vollstrecken lassen. Und leider hat es auch niemals an Dienern aller Religionen gefehlt, welche mit frecher Fälschung oder grober Unwissenheit die Lehren ihrer Kirchen mißbrauchten, um solche Mordpraxis zu vertheidigen oder zu beschönigen. Dagegen ist es nicht unwahrscheinlich, daß im vorliegenden Falle Perez den König, wenn er mit dessen Einwilligung gemordet hat, als Werkzeug seiner allergrößten Niederträchtigkeit mißbrauchte, indem er eine Liebschaft mit der Fürstin Eboli unterhielt, deren öffentliche Entdeckung durch Escobedo

zu befürchten war. So hätte denn Philipp einen Menschen als Staatsverräther umbringen lassen, während in der That das Opfer schmachvoller Unzucht fiel.

Allein die Familie des Ermordeten erhob Anzeige, unterstützt und geleitet von dem Cabinetssecretär Mateo Vasquez, dem persönlichen Feinde des Antonio Perez. Die Lebensweise und Aufführung des Letzteren kam endlich in ihrer ganzen Schlechtigkeit zur Kenntniß des Monarchen, der seinen Sturz beschloß. Er suchte zwar so lange als möglich sich ohne Scandal von ihm loszumachen; allein Perez, der kein Staatsmann, sondern nur ein frecher Intrigant und feiler Günstling war, verstand ein solches Verfahren nicht; er verweigerte beharrlich die vom König befohlene Versöhnung mit Vasquez und ließ es dahin kommen, daß der König ihn und die Fürstin Eboli, die Wittwe seines vertrautesten Rathgebers, zu verhaften befahl.

Mit dieser Palastintrigue war eine entscheidende politische Veränderung für den Rest von Philipps Leben eingetreten. Nie mehr hat bei ihm Jemand eine ähnliche Rolle gespielt, wie Antonio Perez: der König hatte genug gelernt. Schon bevor er gegen Perez einschritt, hatte er an den Cardinal Granvella geschrieben, diesen hervorragenden Staatsmann, den die Verbindung aller Umsturzelemente aus den Niederlanden vertrieben hatte und der, auch den spanischen Politikern als überlegener Geist verhaßt, um jene Zeit in Rom lebte, nachdem er Jahre lang als Vizekönig von Neapel rühmliche Dienste geleistet hatte. Er kam im Juli 1579 in Madrid an und wurde vom König sofort an die Spitze der auswärtigen Geschäfte gestellt; er blieb des Königs erster Rath, wenn auch mit abnehmendem Einfluß, bis zu seinem im Jahre 1586 erfolgten Tode. Der Biskayer Don Juan Idiaquez, der unmittelbare

Nachfolger des Antonio Perez, und der Portugiese Cristoval de Moura, Ersterer als Minister des Auswärtigen und des Kriegs, Letzterer als Minister des Innern und der Finanzen, traten nach seinem Tod in die schwer auszufüllende Lücke ein; sie glichen an geistiger Bedeutung den Männern nicht, welche Philipp in der ersten Hälfte seiner Regierung um sich gesehen hatte; und man irrt ganz gewiß, wenn man ihrem entscheidenden Einfluß die wesentlichen Gedanken von Philipps Politik in den letzten Jahren seines Lebens zuschreibt. Sie waren allerdings bei Philipps zunehmender Kränklichkeit mit allen Details der Geschäfte weit mehr befaßt als ihre Vorgänger, in der Hauptsache aber nur des Monarchen Vollzugsorgane; das Wesen der Dinge kam aus seinem Kopfe. Alba, seit seiner Rückkehr aus den Niederlanden mehr oder minder in Ungnade, war am Abend seines Lebens noch mit der Eroberung Portugals beauftragt worden, die er mit der altbekannten Meisterschaft leitete und kurz darauf, von Philipp in seinen letzten Stunden besucht und dankbar geehrt, im hohen Alter von 76 oder 77 Jahren in dem neugewonnenen Lande starb. Mit ihm war die letzte große Erinnerung an Karl V. zu Grabe gegangen: mit Philipp II. und mit Spanien selbst ging es fortan dem Abend zu.

Von dem Staatssecretär Antonio Perez aber das Weitere mit Ausführlichkeit zu erzählen, erlauben mir die dieser Arbeit gesteckten Grenzen nicht. Nach langem Schwanken sah sich Philipp genöthigt, gegen den früheren Liebling einen Staatsprozeß wegen verschiedener Amtsverbrechen einleiten zu lassen. Perez entkam jedoch durch die opfermuthige Treue seiner edlen Gemahlin Juana Coello, in deren Kleider er sich hüllte. Er entfloh nach Aragonien, und es gelang ihm dort durch Aufbietung aller Hilfsquellen seines reichen

Geistes im Jahr 1591 einen förmlichen Aufstand zu erregen. Perez wurde nämlich wegen Gotteslästerung und anderer Religionsverbrechen vom Inquisitions-Gerichte verfolgt, das ihn in Saragossa neuerdings verhaften ließ. Durch diese Maßregel, so hieß es, sei die aragonische Gerichtsverfassung, seien die Provinzialvorrechte des Landes verletzt, und das thörichte Volk ließ sich durch einige Hetzer und Schreier in einen gänzlich ungerechtfertigten Tumult zu Gunsten eines frevelhaften Glücksritters hineinjagen. Dieser Aufstand, den Philipp selbstverständlich mit dem Aufgebote allen Ernstes niederschlagen mußte, begrub unter seinen Trümmern das Leben vieler edlen Aragonesen und die Provinzialverfassung des Landes. Antonio Perez aber, nachdem er auch dieses Land unglücklich gemacht, wußte sich wiederum rechtzeitig zu retten. Er entkam nach Frankreich und führte, überall mit den Feinden seines Königs und Vaterlandes im Bunde, theils an den Höfen des französischen Königs Heinrich IV. und der englischen Elisabeth, theils wenigstens in ihren Ländern ein unstetes und wahrhaft unglückseliges Leben. Die ihn gegen Philipp brauchten, warfen ihn weg, als das Bedürfniß aufhörte: — das gerechte Schicksal der Verräther. In tiefster Armuth starb er im Jahre 1611, im 71. Lebensjahre, nachdem er alle Bitterkeiten der Verbannung, Noth und Verlassenheit durchgekostet, auf dem Boden Frankreichs, in den Armen seines aufopfernden Freundes Gil de Mesa, der ihm in allen Wechseln seines drangsalvollen Lebens treu geblieben war. Eine Fluth von Denk- und Schmähschriften, die mit Geist und Gewandtheit geschrieben sind, hat er gegen seinen früheren Herrn und Wohlthäter losgelassen und auf die Nachwelt gebracht. Wer die Geschichte Spaniens im 16. Jahrhundert schreibt, der muß immer noch den Prozeß und

die Schriften des Antonio Perez zum Gegenstand eines ausführlichen Studiums machen; wessen Aufgabe nur die Zeichnung eines Lebens- und Charakterbildes von Philipp dem Zweiten ist, der kann, wie ich, mit einer kurzen Erwähnung an Antonio Perez vorübergehen. Denn so gewiß es ist, daß Perez eine Zeit lang die volle Gunst des Königs besaß und nach ihm der mächtigste Mann im Reiche war, so kurz vorübergehend war doch dieser glänzende Traum des sittlich durchaus haltlosen Mannes, und er hat weder auf Philipps Leben noch auf seine Politik irgend einen bleibenden Einfluß gewonnen, hat nirgends eine dauernde Spur seiner Thätigkeit zurückgelassen. Seine Schriften aber sind in solchem Grad von Gift und Galle gegen den König erfüllt, daß nur die allerbeschränkteste Leidenschaft sie als Erkenntnißquelle über Philipps Wesen und Charakter hoch anschlagen kann. Eine geistvolle, aber doch auch vielfach durch Einseitigkeit getrübte Darstellung der Lebensschicksale dieses abenteuerlichen Mannes verdanken wir dem französischen Geschichtschreiber Mignet; an ihn verweise ich Diejenigen, welche sich nicht begnügen können mit der kurzen Darstellung, die innerhalb der Schranken meiner Aufgabe allein zulässig erschien.

Die außerordentlich peinlichen Erfahrungen, welche Philipp mit Antonio Perez gemacht hatte, waren ganz geeignet, eine Eigenschaft des Königs immer mehr hervortreten zu lassen, die, an und für sich eine große und seltene Tugend, bei ihm ein wirklicher und großer Fehler war. Ich meine seinen unermüdlichen Fleiß. Nicht leicht hat ein Monarch so viel im Kabinet gearbeitet, wie er. Die Depeschen seiner Gesandten und Vizekönige, die Berichte seiner Minister, die Gutachten seiner Räthe, die Denkschriften und Bittschriften der Einzelnen, von Allem wollte er Kenntniß neh-

men, Alles in seinem ganzen Umfang und mit allem Detail lesen, ergründen, eingehend behandeln und beantworten, die Arbeiten seiner Sekretäre auf's Sorgfältigste prüfen und verbessern, kurz, sich um alles Mögliche in der eingehendsten Weise kümmern.

In der That, nur ein wahrhaft gewissenhafter, von der Verantwortlichkeit seines hohen Amtes vor Gott ganz durchdrungener und erfüllter Mann konnte sich Tag für Tag und Jahr für Jahr einer so mühseligen, genußlosen Lebensweise mit vollster Hingebung widmen. Allein andererseits muß ich doch auch sagen: nur einem beschränkten Geiste konnte die Wahrnehmung entgehen, daß durch diese Art der Pflichterfüllung eine schlechterdings unmögliche Aufgabe übernommen werde. Philipp war nicht im Stande, gleich seinem weitaus genialeren Vater, sich mit aller Wucht auf das Große, Wesentliche und Entscheidende zu werfen, und für alles Detail sich auf die Wahl der rechten Werkzeuge zu beschränken: er war ein Pedant. Den Fehler seines Vaters, mit seinen Planen in's Rastlose und Maßlose sich zu verlieren, hat Philipp allerdings glücklich vermieden: aber er ist in das entgegengesetzte Aeußerste verfallen, indem er in starrer Unbeweglichkeit und mit der ordinären Mühsal eines Schreibers an allem Detail des täglichen Lebens hängen und haften blieb. So kennt man eigenhändige Entschließungen von ihm über Gratificationen von ein paar Dukaten, über die Ausfuhr eines einzigen Gauls aus dem Königreich.

Die natürliche Folge dieser Sucht, sich in Alles zu mengen, bestand darin, daß Alles, das Große wie das Kleine, liegen blieb. „Ich und die Zeit," pflegte Philipp zu sagen, „wir zwei sind jeden zwei Anderen gewachsen." Es war aber nicht so. Sondern indem er die Geschäfte seiner Monarchie in seiner verschlossenen, immer mehr ver-

einsamten Brust herumtrug, daran grübelte und bohrte und immer auf den rechten Augenblick wartete, ließ er gerade diesen Augenblick in den wichtigsten Dingen ungenützt vorübergehen. So wäre vielleicht Don Carlos zu retten gewesen, wenn der König, statt ihn Jahre lang zu beobachten, früh und rasch eingeschritten wäre; so hätten die Niederlande können gerettet werden, wenn Philipp, statt Alba's blutgierige Schaaren zu früh und seinen edlen, nach Versöhnung trachtenden Bruder zu spät hinzusenden, in allem Anfang selbst gekommen wäre. So hätte Elisabeth von England besiegt werden können, wenn sie in ihren ersten Jahren, als Maria Stuart lebte, mit allen Hebeln wäre angegriffen worden, statt daß man wartete, bis die einzig bedeutende Nebenbuhlerin ermordet und Elisabeths Macht gründlich befestigt war, um sich dann eine schmachvolle Niederlage nach der andern zu holen. Selbst Granvella konnte sich nicht enthalten, über seinen königlichen Herrn die schneidende Bemerkung zu machen: „Sein einziger Entschluß in allen Dingen besteht darin, beständig unentschlossen zu bleiben." Ohne den geringsten Erfolg suchte der nämliche einsichtsvolle Staatsmann den König zu überzeugen, daß er durch seine Art zu arbeiten und durch die Masse seiner Arbeit die Kraft seines Körpers und Geistes nur zu untergraben vermöge.

Dieses ewige Zögern und Zaudern, dieser Mangel an Entschlossenheit und frischer Thatkraft, dieser Wahn, die frische, lebensvolle Welt wie eine Anzahl von Drahtpuppen an den lahmen Stiften seiner Staatsdepeschen von seinem Zimmer aus regieren und lenken zu können, war in meinen Augen Philipps allerschlimmste, für den vielfachen Mißerfolg seiner Politik wahrhaft verhängnißvolle Eigenschaft, und ich vermag den Grund derselben in nichts Anderem

zu erblicken, als in dem Mangel einer gewissen, eben für seine Stellung so nothwendigen Begabung, in dem Mangel des eigentlichen Herrscher-Genius.

Man darf jedoch diese Bemerkungen nicht mißverstehen, ihren Sinn nicht zu weit treiben.

War Philipp auch kein außerordentlich begabter Herrscher, so war er immerhin ein durchaus verständiger, ja ein reich begabter, und namentlich auch ein vielseitig gebildeter Mann. Mitten in allen Drangsalen der zahllos auf ihm lastenden Regierungsgeschäfte hörte er nicht auf, in sich zu erhalten, zu befestigen, zu erweitern, was ihm der Unterricht seiner Jugend an allgemein wissenschaftlichen Kenntnissen zugeführt hatte: seinen Kunstgeschmack suchte er mit geistvoller Vorliebe immer mehr zu läutern und zu erheben: der Erbauung, Ausstattung und Ausschmückung des Escorial widmete er nicht nur so viele Millionen, als er aufzubringen vermochte, sondern auch jede freie Stunde, jeden mühsam abgekargten Tag der Erholung. Freilich, er nahm auch dahin seine Acten und Depeschen mit: aber doch lebte er in diesem wahrhaft monumentalen Denkmal seines Geistes die genußreichsten Stunden, und noch jetzt, nach so vielen Acten der Zerstörung, mitten in dem Elend einer für das tief erniedrigte Spanien so demüthigenden Zeit, spricht aus den Mauern und Hallen dieses königlichen Klosters, aus der reichen Pracht der Kirche, aus der geheimnißvollen Stille der Begräbnißstätte, ja selbst aus Staub und Asche der spanischen Königssärge der Geist Philipps II. mit ergreifender Gewalt zu uns. War er auch kein glänzend begabter, kein sittlich tadelloser Mann: soviel ist gewiß, er hat seinem Jahrhundert und seinem Land das Gepräge seiner innersten Eigenthümlichkeit aufzudrücken vermocht, und sein bei allen Fehlern doch für die höchsten und heilig-

sten Ideen, für Religion, Kirche und Vaterland begeistertes Volk hat seinem Könige in allen wesentlichen Dingen ununterbrochen bis zu seinem Tode einen man kann wohl sagen einstimmigen Beifall geschenkt, wie er nicht leicht irgend einem Monarchen der Weltgeschichte in höherem Grade zu Theil geworden ist.

Und dieses Verhältniß gegenseitiger Uebereinstimmung gereicht dem König wie dem spanischen Volke zur höchsten Ehre. Denn es war Nichts Glänzendes und Nichts Bestechendes in seiner Politik; wer für ihn begeistert war, der konnte es kaum aus oberflächlichen Scheingründen, er mußte es aus Ueberzeugung sein. Auf Erhaltung des Friedens, und vor allen Dingen auf Erhaltung des katholischen Glaubens in seiner ganzen Reinheit war ja sein Streben ausschließlich gerichtet. Der Schild der Kirche wollte er sein in einer Zeit, die von allen Seiten die wüthendsten Angriffe auf eben diese Kirche anstürmen sah. Und er wußte sehr wohl, daß der rechte und reine Katholizismus nicht denkbar ist ohne ganz entschiedene gehorsame Ergebenheit an den heiligen Stuhl, an den Stellvertreter Jesu Christi auf Erden. Kein Monarch seiner Zeit war in dieser Hinsicht so musterhaft wie Philipp, der Mächtigste von ihnen. Keiner begriff die weltgeschichtliche Bedeutung des Concils von Trient so wie er; Keiner that so viel für die neuerliche Zusammenberufung desselben nach längerer Unterbrechung, für die Fortführung und Vollendung seiner Arbeiten, für die rasche und triumphirende Verkündung und Vollstreckung seiner dogmatischen und disciplinären Beschlüsse.

Man hat gesagt: Und selbst dieser König konnte nicht umhin, der Herrschsucht der römischen Curie zu Gunsten der rechtmäßigen Ansprüche der Staatsgewalt entgegenzutreten. Wir haben schon früher gesehen, daß Philipp genöthigt war,

am Anfang seiner Regierung gegen den Papst als weltlichen Fürsten einen Krieg über rein weltliche Lehensverhältnisse zu führen, dem der siegreiche und fromme Monarch ein so rasches und mildes Ende gab, als es nur möglich war. Wir haben gesehen, wie am Schlusse seiner Regierung Philipp in eigensinnigem Beharren auf seiner kurzsichtigen Politik gegen Frankreich mit den weiter blickenden und schärfer denkenden Päpsten in Widerstreit gerieth. Und auch im langen Lauf der Jahre zwischen diesen beiden Endpunkten hat es nicht gefehlt an einzelnen Meinungsverschiedenheiten und Grenzberichtigungen in Bezug auf Pfründenbesetzung und andere Dinge, deren Wesen zusammengesetzt ist aus kirchlichen und aus irdischen Bestandtheilen. Solche — Conflicte waren es nicht, aber — Contacte hatten ihren Grund vor allen Dingen in der menschlichen Natur, deren Mangelhaftigkeit und Schwäche auch von dem Handeln der kirchlichen Organe sich nicht trennen läßt, sodann aber und vorzugsweise in dem mehr und mehr absolutistischen Standpunkt des Königs. Kein Mensch, auch der größte und bedeutendste nicht, entzieht sich seiner Zeit, am wenigsten dann, wenn ihr Geist übereinstimmt mit den Interessen des fraglichen Menschen. Zum königlichen Staatsabsolutismus aber, der im folgenden Jahrhundert in Ludwig XIV. von Frankreich seine volle Verkörperung fand, drängte schon die Zeit Philipps II. hin. Die selbstständigen gesellschaftlichen Organismen des Mittelalters waren, mit Ausnahme der Kirche, zwar äußerlich noch nicht zertrümmert, aber innerlich des Geistes und Lebens beraubt. Die vereinzelten Menschen flüchteten sich mit Hab und Gut, mit Person und Recht unter den Schirm der neuen, nicht allmächtigen, aber hochmächtigen Staatsgewalt. Und mit dem vollen Nachdruck, welcher den vom Strome der Zeit emporgetragenen neuen

Lebensgebilden eigen ist, machten die Inhaber dieser neuen Staatsgewalt auf allen Gebieten des äußerlichen Daseins ihre Kraft und Wirksamkeit geltend, auch auf dem äußeren Gebiete des kirchlichen Lebens. So ist es gekommen, daß Philipp II. allerdings in manchen kirchlich-politischen Angelegenheiten beinahe so umfassende Befugnisse beansprucht und ausgeübt hat, wie später Josef II. in Oesterreich. Allein er that es als ein durchaus gläubiger und frommer König immer in der Absicht und meistens mit dem Erfolge, die wahren Interessen der Kirche zu fördern. So übte er namentlich alle Rechte des spanischen Thrones in der Pfründenbesetzung mit musterhafter Gewissenhaftigkeit aus und kannte keinen höheren Stolz, als die spanischen Bischofsstühle mit heiligmäßigen Männern besetzt zu sehen. Seine Personalkenntniß innerhalb des Clerus ging bis in's geringste Detail herab, so daß er das frühere Leben und die privaten Verhältnisse einer ganzen Menge von Priestern wie mit einem einzigen Blick überschaute, und keine bedeutende Erscheinung des kirchlichen Lebens entging seiner aufmerksamen Beobachtung. So war er namentlich den auf strenge Reform der weiblichen Klosterinstitute, zunächst des Ordens der Carmeliterinnen gerichteten Bestrebungen der heiligen Theresia von Jesus mit Aufmerksamkeit und hohem Wohlwollen zugethan und stand selbst mit der Heiligen in brieflichem Verkehr, von welchem noch eine Anzahl von Denkmalen erhalten sind. Bei diesem Geist und Sinn des Königs vergab die liebende Mutter, die Kirche, leicht und gern, was ihr damals mächtigster aber auch treuester Sohn im Einzelnen an Gutem oder minder Gutem zu viel thun mochte; und Niemand möge sich in unserer Zeit der heimtückischen Feindseligkeit gegen die Kirche auf das Beispiel eines Monarchen berufen, dessen sämmtliche

Handlungen auf dem tiefsten Untergrunde frommer Hingebung an dieselbe beruhten.

Wie grundverkehrt jene veraltete Anschauungsweise war, die in Philipp II. nur einen blutgierigen und hinterlistigen Tyrannen, einen schwarzen, gewissenlosen Henker erblicken wollte, das sehen wir namentlich aus dem bei seinen spanischen Unterthanen und Zeitgenossen ganz einstimmigen Lob seiner unparteiischen und im höchsten Grad gewissenhaften Gerechtigkeitsliebe. Es war einer seiner obersten Grundsätze, die Gerechtigkeit müsse schlechterdings und unbedingt gleich sein für Hohe und Niedrige, für Arme und Reiche. Darum verwendete er auch die höchste Sorgfalt auf Besetzung der mit Handhabung der Rechtspflege betrauten Aemter, veranlaßte und hielt auch in eigener Person genaue und strenge Dienstprüfungen, und war unermüdlich thätig auf dem Felde der einschlägigen Gesetzgebung. Was er aber von Andern forderte, das befolgte er auch selbst, wo er unmittelbar thätig zu sein berufen war, so namentlich an seinem Hofe. Ich erinnere statt aller weiteren Beispiele nur an den schon erzählten Fall mit Alba und dessen Sohn.

Allein auch diejenigen, welche aus besserer Einsicht oder lobenswerther Gesinnung sich geneigt zeigen, das wirklich Gute an Philipp nicht ganz zu verkennen, sie stehen gleichwohl fast Alle mit dem Ausdruck des Entsetzens vor seiner Gefühllosigkeit und Herzenshärte, vor seinem Mangel an Erbarmen und an Gnade.

Auch in dieser Beziehung liegt die Wahrheit in der Mitte. Vor Allem war Philipp keineswegs gefühllos in gar manchen Beziehungen und Lebensverhältnissen, in welchen man ihn sogar als einen feigen und blutigen Verbrecher darzustellen nicht müde geworden ist. Es kann jetzt

als unumstößlich nachgewiesen betrachtet werden, daß er ein liebevoller und zärtlicher Gemahl jener nämlichen Elisabeth von Valois war, deren Mißhandlung und schließliche Ermordung man ihm so oft zur Last legte. In den Niederlanden machte man sich sogar vielfach lustig über des Monarchen häusliche Aufmerksamkeit, indem die Spötter sagten, der König könne nicht auf den Schauplatz der Ereignisse kommen, weil er die kleine Infantin wiegen müsse. Elisabeth starb, mit dem Ausdruck innigster Liebe und Dankbarkeit für ihren Gemahl auf den Lippen, wahrscheinlich ein Opfer der Unwissenheit der spanischen Aerzte; sie hatte immer eine höchst zarte Gesundheit gehabt, war im Laufe der Schwangerschaft schwer erkrankt, und eine hinzukommende Frühgeburt vollendete das Werk des Todes. Es ist ferner unzweifelhaft, daß Philipp unter den Erlebnissen mit seinem Sohne Don Carlos schwer gelitten hat, daß er mehr als einmal, selbst in Gegenwart fremder Personen, nicht im Stande war, dem Laufe der Thränen Einhalt zu gebieten. Seine letzte Gemahlin, Anna von Oesterreich, liebte ihn so, daß sie, als der König beim Beginn des Unternehmens gegen Portugal schwer erkrankte, Gott angefleht haben soll, statt seiner das Opfer ihres eigenen jugendlichen Lebens anzunehmen; nicht lange nachher wurde in der That auch sie abgerufen. Mehrere Söhne, die sie dem Könige geboren, wurden in der Blüthe einer hoffnungsvollen Kindheit wieder hinweggenommen; mit tiefem Schmerz, aber mit gottesfürchtiger Ergebung trug der Monarch diese schweren Verluste. Nur ein Sohn Anna's, der spätere König Philipp III., überlebte seine Eltern; der alternde Herrscher sah mit nagendem Schmerz, daß er an diesem Sohne zwar einen treuen, braven, sittenreinen Menschen, aber eben keinen Herrscher zurücklassen werde; und die ahnungsvolle Vor-

stellung des tiefen Sinkens seiner Monarchie war wohl zweifellos das Zukunftsbild, mit welchem in der Seele Philipp von der Erde schied. Gleichwohl war er seinem Sohne ein guter, sanfter, liebevoller Vater, wie er es in nicht minderem Grade dem Liebling seines Herzens, der ihn so ganz verstehenden, so ganz nach ihm gebildeten Tochter Clara Eugenia gewesen ist.

Und wie der König sich uns nichts weniger als lieblos zeigt in den Verhältnissen des häuslichen Kreises, so kann auch seine angebliche Härte und Grausamkeit in den öffentlichen Angelegenheiten nur mit großer Einschränkung zugestanden werden.

Was vor Allem die spanischen Autos de Fè anbelangt, so kann ja selbstverständlich nicht davon die Rede sein, die martervolle Tödtung auch nur eines einzigen Menschen, sei es um der religiösen oder politischen Ueberzeugung willen, sei es aus anderen Gründen, auch nur im Entferntesten zu entschuldigen. Allein das muß doch um der Wahrheit und Gerechtigkeit willen gesagt werden: Philipps Politik, das protestantische Uebel rasch und mit wenigen Streichen auszurotten, hat sich für Spanien nicht nur als die einzig richtige, sondern auch als die wahrhaft mildeste und erbarmenreichste ausgewiesen. Denn nachdem einige Wenige gestorben waren, genoß das ganze Land und Volk eines tiefen Friedens, und während im ganzen übrigen Europa auf allen Seiten, unter allen Formen und Vorwänden Tausende „um der Religion willen" geschlachtet wurden, brauchte man aus diesem Grunde keinen Tropfen spanischen Blutes weiter zu vergießen.

Im Uebrigen war Philipps anscheinende Unempfindlichkeit Nichts Anderes, als die im Lauf der Jahre und der schwersten Lebenserfahrungen zur Gewohnheit und anderen

Natur gewordene christliche Selbstbeherrschung. Stark waren ohne Zweifel die Bewegungen seiner Seele, aber er wußte sie zu meistern und ihre Aeußerung bis auf ein Geringstes sogar zu unterdrücken. Bei der Nachricht von den glücklichsten Ereignissen gab er sich keiner erregten Freude hin, und im herbsten Schmerze blieb er gefaßt, weil er Gott dankte für Alles. Die Botschaft vom glorreichen Siege bei Lepanto war für ihn, der sie während einer feierlichen Vesper empfing, vor Allem eine Aufforderung, seine Andacht ja nicht zu unterbrechen, und sodann eine Erinnerung an die große Gefahr, in welcher der jugendliche Held Don Juan geschwebt hatte. „Er hat viel gewagt," so lauteten Philipps einzige Worte. Und das niederschmetternde Schicksal der gegen England mit dem ganzen Aufgebot der spanischen Macht ausgesandten Armada ließ ihn keinen Augenblick vergessen, daß er gegen Menschen, nicht gegen Wind und Wetter seine Spanier ausgesandt habe; kein Blick und kein Wort der Ungnade traf die ruhmlos Zurückkehrenden.

Und wenn Philipp es ausgesprochen hat, daß „wenn die Fürsten offen ankündigen, in politischen Dingen dieß oder jenes thun zu wollen, solche Ankündigung in der Absicht zu geschehen pflegt, das Gegentheil zu thun," so ist er eben nicht ein größerer Meister in der Heuchelei und Verstellungskunst gewesen, als Diejenigen, welche noch heutzutage den gleichen Grundsatz zwar befolgen, sich aber keineswegs dazu bekennen.

Philipp hat im Allgemeinen wenig Freude an den Menschen erlebt, und war auch nicht die Persönlichkeit, um herzliche Neigung zu erwecken. Denn er hielt viel zu sehr und viel zu ängstlich auf die Bewahrung seiner hohen Würde selbst in äußeren Kleinigkeiten, als daß er sich an irgend Jemanden mit eigentlicher Vertraulichkeit hätte anschließen

können. Nichtsdestoweniger war er von seinen Dienern geliebt, aber mit Ehrfurcht und aus der Ferne. Er war gegen sie ungemein mild und geduldig, Alles vergebend bis zu den äußersten Grenzen, so lange nicht die Majestät des Königthums oder die Reinheit des Glaubens in Frage kam: in diesen zwei Punkten freilich war er unerbittlich und schonungslos. Und auch das ist richtig: wer einmal sein Vertrauen verloren hatte, der durfte sich nicht mit der Hoffnung schmeicheln, es jemals wieder zu gewinnen. Aber das ist bei uns Allen im Grund genommen ebenso.

Nicht freisprechen möchte ich den spanischen Herrscher von dem Vorwurf, daß er Kränkungen und Feindseligkeiten im innersten Herzen nachgetragen, Nichts leicht vergessen oder vergeben, und nach langem geduldigem Schweigen den Arm des Richters bei gegebener Gelegenheit mit furchtbarer Wucht geführt habe. In diesem Sinne sagt sein Todfeind Antonio Perez von ihm: „vom Lächeln bis zum Messer ist's bei ihm nur eines Messerrückens Breite.“ Auch ist es keineswegs meine Absicht, Handlungen, wie die Gefangennahme und Hinrichtung Montigny's im Geringsten zu beschönigen. Aber erklärend darf wohl darauf hingewiesen werden, wie sehr solche unheilvolle Charakterzüge ihre Quelle finden in der ganzen Eigenthümlichkeit jenes an Frevelthaten aller Art so reichen Jahrhunderts, in welchem unter dem Vorwand der Wiederherstellung einer reineren, freieren und mehr innerlichen Religion alle abscheulichsten Leidenschaften des Menschenherzens wie in entfesseltem Wahnsinn tobten. Gegen den revolutionären Sturm, gegen die Unterwühlung aller bestehenden Zustände, wie namentlich Wilhelm von Oranien um selbstsüchtiger Zwecke willen sie in den Niederlanden systematisch durchgeführt hat, mußte wohl der oberste Vertreter des erhaltenden Princips sich in

anscheinend kalte und unerschütterliche Ruhe hüllen, die Gelegenheit abwarten, sogar erlauern, und dann mit gewaltiger Faust die entscheidenden Streiche führen. Daß in solchem Kampf der menschlichen Gegensätze die gewählten Mittel — und zwar bei allen Parteien ohne Unterschied — den Geboten der Sittlichkeit vielfach nicht entsprechen, das ist der Fluch der Sünde. Und wenn auch Philipp II. gesündigt hat, wie er es gewiß und vielfach that, so theilt er, der sich vor Gott und vor der Kirche reumüthig als Sünder bekannte, das gleiche Loos mit allen denen, die durch der Jahrhunderte Lauf herab bis zur heutigen Stunde in der Wahl der Mittel zu ihren Zwecken nicht rücksichtsvoller und nicht gewissenhafter sind als Philipp war, wohl aber hoffärtiger und heuchlerischer und weit weniger geneigt zu demüthiger Erkenntniß und zu offenem Geständniß der eigenen Sündhaftigkeit.

Und auch für ihn, den alt und krank gewordenen Kämpfer ging es fortan mit rascherem Schritte der letzten Stunde zu. Auch der stärkste Mann kann es mit dem vorsichtigsten Lebenswandel nicht hindern, daß er alt und schwach wird; und ebenso kann Niemand den von Gott gewollten und nach den Gesetzen der Natur verlaufenden Lebensprozeß eines Volksorganismus aufhalten. Spaniens frühere Herrlichkeit und Größe neigte sich sichtbar ihrem Untergange zu. Philipps Politik war in mehrfacher Beziehung, namentlich in den letzten Jahren seines Lebens, eine fehlerhafte gewesen; aber dieß allein hätte Spanien nicht zu Grunde gerichtet, nicht einmal dauernd geschwächt. Der tiefere Grund der inneren Auflösung lag darin, daß der im Sinn der spanischen Habsburger aufgebaute und eingerichtete Staat seine Aufgabe gelöst hatte und nach Erfüllung derselben das wahre und frische Leben aus ihm entflohen war. Trotz

aller aufrichtigen Frömmigkeit Philipps konnte man nicht läugnen, daß in weiten Kreisen des Volkes die Religiosität zur Aeußerlichkeit erstarrt, in Formen und Formeln ertödtet war. Trotz des Concils von Trient, trotz großartiger Erscheinungen von Heiligen und anderen Dienern Gottes, trotz aller aufrichtigsten Reformversuche war Sittlichkeit und Zucht unter den höheren Schichten der Gesellschaft und selbst unter der Geistlichkeit in steter Abnahme begriffen. Trotz der ungeheuren Ausdehnung des Reiches und seiner gewaltigen Hilfsquellen war die Armuth im Steigen, die Bevölkerung im Sinken. Ja, Philipp hat vielfach gefehlt; ja, er war alt und schwach geworden; allein hätte er auch nicht gefehlt, wäre er auch jung und stark gewesen, nimmermehr hätte er das rollende Rad der Zeit in seinem ehernen Schwunge aufzuhalten vermocht.

Und der überall und zu allen Zeiten arbeitende, stets beobachtende König sah es wohl, wohin die Dinge sich neigten. Ernste Wehmuth lagerte sich über seinem Geiste. Wie schnell war dieses große halbe Jahrhundert dahingegangen, seit er als hoffnungsvoller Sohn des großen Kaisers zum ersten Mal sein geliebtes Spanien verlassen hatte und auf die Schaubühne Europa's getreten war. Vier Königinnen waren an seiner Seite in's Grab gesunken, Söhne und Töchter waren ihnen nachgefolgt; die großen Männer seines Vaters und die talentvollen Genossen seiner Jugend- und Mannesjahre, sie waren verschwunden. Kein neues, hoffnungsreiches Frühlingsleben regte sich um den Thron und unter dem Thron; ein braver, aber beschränkter Erbe wünschte aufrichtig, daß der noch im Zusammensinken herrschgewaltige König recht lange lebe, schon damit des Regierens furchtbare Last und des Sichentschließens grausame Anstrengung möglichst spät ihm zugemuthet werde. Selbst Clara

Eugenia, die geliebte, verständnißreiche Tochter, hatte durch keines Enkels hoffnungsfrohes Angesicht den alternden Vater erfreut; sie war über 30 Jahre alt und noch unvermählt. Winter wollte es werden allüberall, und Winter wurde es immer mehr auch in des Monarchen Nerven und Adern.

Einen großen Theil seines Lebens hindurch hatte ihn die Gicht, des Vaters schlimmstes Erbtheil, gefoltert; seine Gewohnheiten einer zu großen Ruhe und Unbeweglichkeit, beständige sitzende Lebensart unter angestrengter Geistesarbeit hatten nicht dazu beitragen können, seinen Körper zu stählen und vor schweren Leiden zu bewahren. Und so wurde denn er, einst durch zarte Anmuth und männliche Schönheit ein würdiger Bruder Don Juans d'Austria, des schönsten Mannes seiner Zeit, in den letzten Jahren seines Lebens ein wandelndes Jammerbild. Nicht ohne Ergriffenheit vermag man im Escorial ein oder das andere von Meisterhand gefertigte Porträt aus den letzten Lebensjahren des Königs zu betrachten. Die mühsam aufrecht getragene, noch im Zusammenbrechen königliche Gestalt, der umflorte Blick, das blasse und hagere Antlitz, die schmalen und durchsichtigen Hände sprechen so lebhaft von den schweren Geistesarbeiten und noch schwereren Körperleiden, welchen dieser Mann zu erliegen im Begriffe war.

Lebensmüde und von Schmerzen gefoltert, verließ er am letzten Tage des Juni 1598 seine Residenzstadt, um sie nicht wieder zu sehen. Gegen den dringenden Rath und die flehentlichen Bitten seiner Aerzte ließ er sich in einer Sänfte nach Escorial tragen. Hier, in den herrlichen Hallen, deren Errichtung er gelobt, als es ihn aus den Niederlanden so mächtig nach dem schönen Lande des Südens zurückzog, in den klösterlichen Räumen, denen er das volle Gepräge seines Geistes aufgedrückt, wo er das Todesopfer seines Erstgebor-

nen beschlossen, wo er so oft in ernster Frömmigkeit, in schwermüthiger Andacht, in sorgenvoller Erfüllung schwerster Regentenpflichten geweilt hatte, hier wollte er auch sterben. Und der Tod zögerte nicht, sein Herannahen baldigst anmelden zu lassen. Weil es sich aber um ein großes Schlachtopfer handelte, wie es nicht jeder Tag, nicht jedes Jahr mit sich brachte, darum traten die Anmeldungen und Vorbereitungen des Todes mit der entsetzlichen Langsamkeit einer Monate umfassenden Marterbank auf. Ja, es war, als ob Gott diesem Fürsten, der bei manchen Sünden und Fehlern doch zweifellos im Großen und Ganzen das Rechte gewollt und Gott über Alles geliebt hatte, noch die Gnade erweisen wolle, ihn im Feuerofen der Trübsal und des Schmerzes einen großen Theil der verwirkten Strafen abbüßen zu lassen, bevor er ihn in versöhnter Barmherzigkeit zu sich nehmen wollte.

Gleich nach der Ankunft im Escorial trat ein heftiges Fieber auf, das nach vorübergehender Besserung am 26. Juli mit erneuerter und verdoppelter Gewalt ausbrach. Zugleich bildete sich in der Gegend des rechten Kniees ein bösartiges Geschwür, dem die spanischen Aerzte mit verzweiflungsvoller Unwissenheit gegenüber standen. Es wurde theils durch Kunsthilfe, theils durch Naturwirkung mehrfach geöffnet und ergoß eine unglaubliche Menge der ekelhaftesten verdorbenen Säfte, nach einer Nachricht sogar eine Unzahl abscheulichen Gewürmes und Ungeziefers. Ruhrartige Durchfälle von äußerster Heftigkeit, die allen Kunstmitteln trotzten, brachten den dahinsiechenden Körper zur tiefsten Schwäche herab. Und so von den ausgesuchtesten Schmerzen war der Leidende gefoltert, und so erbärmlich waren um jene Zeit noch die Hilfsmittel der Krankenpflege, daß nicht einmal die Reinlichkeit des Schmerzenslagers und die Abwechslung

in Körperlage und Kleidung und Wäsche in irgend genügender Weise besorgt werden konnte. In keinem Spital Europa's liegt jetzt irgend ein ärmster und verlassenster Kranker so jammervoll und so unfläthig da, wie König Philipp II. im Escorial. Mit den zunehmenden Erscheinungen einer allgemeinen Blutvergiftung verbanden sich die bezeichnenden Merkmale der Wassersucht; furchtbare Geschwulste an Unterleib und Beinen, äußerste Abzehrung aller übrigen Körpertheile. Auch an den Fingern brachen entsetzliche Geschwüre auf; ja, dieser Mann der Schmerzen war mit Nichts mehr zu vergleichen, als mit dem Bilde Jobs, des Dulders.

So lag er 53 Tage und ebenso viele Nächte, meist schlaflos, in seinen Qualen langsam hinsterbend da, unfähig, sich zu bewegen, im Nacken und Rücken voll brennender Wunden, von beständigem Durst gefoltert, von allen Erscheinungen des Ekels und Entsetzens umgeben, die durch alle Sinne mit glühenden Pfeilen in seine Seele drangen, ohne daß die jammervolle menschliche Hilfe auch nur ein einziges seiner Leiden irgend erheblich zu lindern vermochte.

Mit demüthigem Gehorsam fügte sich der Leidende allen Anordnungen seiner Aerzte, mit heldenmüthiger Ausdauer unterwarf er sich allen Operationen. Einzig auf Gott und auf die Uebereinstimmung mit seinem Willen war die letzte Kraft seiner Seele gerichtet, und wenn die glühenden Schmerzen ihn peinigten, daß wohl der Standhafteste wild hinausgeschrieen hätte, so entrang sich dieser in Leiden jeder Art geübten Brust nur der einzige Seufzer: „Vater, nicht mein, sondern dein Wille geschehe.“ Auf das Bild des gekreuzigten Heilandes, auf die liebevollen Züge der alle Zeit sündenreinen Gottesmutter waren die Blicke des lebendig verwesenden Königs so viele Stunden lang gerichtet, bis er aus den

höchsten Wahrheiten und göttlichen Vorbildern der Religion neue Kraft zum neuen Leiden gewann.

Mild und geduldig blieb der Kranke gegen seine ganze Umgebung; keine üble Laune, keine Heftigkeit, kein gereiztes Wort und keine selbstsüchtige Ausnutzung fremder Kraft war an ihm zu bemerken. Selbst schlaflos, war seine besondere Sorge darauf gerichtet, daß jeder an der Krankenpflege Betheiligte ja genügende Ruhe und Erholung finde. Oft beklagte er, durch die Art und Dauer seiner Krankheit wider Willen den ihn Umgebenden lästig sein zu müssen. Kein Befehl kam mehr über seine Lippen; für Alles und Jedes hatte er sich die Form demüthigster Bitte auferlegt.

Bei vollem, ungetrübtem Bewußtsein, in ungeschwächter Kraft des Geistes hat er solchergestalt seinen langen Kreuzweg zurückgelegt. Und während er mit der Festigkeit eines Stoikers und mit der Freudigkeit eines Martyrers seine Qualen erlitt, hörte er nicht auf, mit der Inbrunst eines Heiligen zu beten. Die Verehrung heiliger Reliquien, der häufige Gebrauch des Weihwassers, die Anhörung geistlicher Lesungen, der demüthige Verkehr mit dem Beichtvater, die unausgesetzte Uebung in den Gedanken und Vorstellungen des letzten göttlichen Gerichtes, die Anhörung der Leidensgeschichte Jesu Christi, während oder kurz bevor die Messer der Aerzte in den Wunden seiner gemarterten Glieder wühlten, das waren geistliche Mittel, durch welche sich der Kranke aus göttlicher Quelle einen Theil derjenigen Erleichterung zuzuführen wußte, welche die traurige Beschränktheit menschlicher Wissenschaft in ihrem rathlosen Jammer umsonst suchte.

Immer aufrichtiger und häufiger, wenn auch ohne Leidenschaft und voll Ergebung ausgesprochen, wurde der sehnsüchtige Wunsch nach baldiger Auflösung. Und neben dieser

Bitte ging die andere einher, daß es Gott gefallen möge, diese Martern abzurechnen an einem Theile der aufgehäuften Sündenschuld. Allein derjenige würde sich gewaltig irren, welcher glauben wollte, daß Philipp unter dieser Sündenschuld etwa die ganze Richtung seines öffentlichen Lebens, die Erfassung und Erfüllung seiner weltgeschichtlichen Aufgabe in Staat und Kirche verstanden, daß er etwa Dasjenige bereut habe, was ihm Schiller und der Protestantismus zum Vorwurf gemacht haben.

Gerade das Gegentheil. Mitten unter den unsäglichsten Qualen und im Angesicht des furchtbar langsam aber unabwendbar herannahenden Todes bekannte sich Philipp mit der absichtlichen Feierlichkeit eines Mannes, der für die Weltgeschichte handelt und spricht, zu der vollen und ganzen Wahrheit des religiösen Glaubens und der politischen Grundsätze, die er sein ganzes Leben hindurch verfochten hatte.

Allein auch der Zug von düsterm und angstvollem Ernst, welcher dem religiösen Leben Philipps immer beigemischt war und der selbst auf den Charakter seines Volkes nicht ohne allen Einfluß geblieben ist, — er fehlte nicht in den letzten Tagen des Sterbenden. Seinem Beichtvater sagte er, bevor er sich zur letzten Generalbeicht zusammenraffte, folgende Worte: „Mein Vater, Ihr steht an Gottesstatt. Vor seinem göttlichen Angesicht erkläre ich, daß ich bereit bin, Alles zu thun, was Ihr für mein Seelenheil für nothwendig erachtet. Auf Eure Verantwortlichkeit möge kommen, was ich etwa unterlassen sollte. Denn an meiner Bereitwilligkeit fehlt es nicht.“ — Diese Worte bezeichnen gewiß auf's Schärfste den Punkt, an welchem der Katholicismus Philipps krankte, an welchem noch heutzutage das religiöse Leben eines großen Theils der südlichen Be-

völkerung Europa's krankt. Wer mich an dieser Stelle versteht, für den habe ich genug gesagt; für die Anderen aber wäre ein ganzes Buch nicht genug.

Ich bin in Philipps Wohnzimmer, in seinem Sterbezimmer im Escorial gestanden. Ich habe dort, am Schauplatz seiner einsamen Thaten, seines verborgenen und mühevollen Ringens um Fassung in den Kämpfen und Schmerzen des Lebens, seiner Leiden und seiner Todesqualen mein Auge lang und sinnend ruhen lassen auf dem lebensgroßen Meisterbilde von Pantoja, das den König im letzten Jahre seines Lebens darstellt. Ich habe gesehen, wie er sein Zimmer und seine Lagerstätte so hatte einrichten und stellen lassen, daß er noch im Sterben die beruhigenden Accorde des Chorgesanges der Mönche hören, daß er von seinem Zimmer aus den heiligen Augenblick der Herabkunft des Erlösers auf den Altar mitfeiern konnte. Dort, an jener Stelle lernt man den Geist dieses Mannes begreifen in seiner stillen Größe und in seiner unbesiegbaren Beschränkung, in seiner wahren Frömmigkeit und in seiner engen Verdüsterung. Man lernt in ihm erkennen die Verkörperung des spanischen Nationalgeistes in seinen großen Eigenschaften wie in seinen unläugbaren Irrgängen: und mit Unwillen verwirft man die boshaft dumme Tendenzlüge, die uns so lange Jahrzehnte hindurch ein blutiges Scheusal gemacht hat aus der Gestalt eines Königs, dem der Dienst und die Ehre Gottes über Alles, und namentlich über das Glück und die Ruhe des eigenen Lebens ging.

Am 16. August brachte der päpstliche Nuntius dem königlichen Dulder den Segen und Sterbablaß des heiligen Vaters. Der Kranke zeigte sich bei dieser Veranlassung im vollen Glanze einer unzerstörbaren Seelengröße. Unfähig, ein Glied seines Körpers zu bewegen, abgemagert zum

Skelette, kraftlos wie ein neugeborenes Kind, sprach er gleichwohl mit kaum hörbarer Stimme große, schöne, wahrhaft königliche Gedanken aus. „So schwer seine Krankheit, so groß seine Leiden seien, gleichwohl fühle er sich von ganzer Seele bereit, Alles gerne auf sich zu nehmen, was der Wille Gottes über ihn beschlossen habe. Auf Nichts Anderes seien seine Wünsche, sei seines Herzens Sehnsucht gerichtet, als zu sterben in der heiligmachenden Gnade des Allerhöchsten, und von ihm Vergebung seiner Sünden zu erlangen. Großen und innigen Dank sei er dem Allbarmherzigen schuldig für die empfangenen zahllosen Wohlthaten, und vor Allem dafür, daß er in der Fülle der Macht wie in der jetzigen Tiefe des Elends des Menschen wahres Ziel, die ewige Seligkeit, nicht aus den Augen verloren habe. Ein großer Trost sei ihm des heiligen Vaters Segen, den er mit einem Herzen voll kindlicher Sehnsucht und christlicher Demuth empfange. Es sei der Ausdruck seines letzten Gedankens und Willens, daß die Ehrfurcht vor dem heiligen Stuhl und hohe Rücksicht auf den geistlichen Stand und dessen Rechte auch nach seinem Tode in unangetasteter Geltung fortbestehen mögen."

Also der sterbende Philipp. Es bedarf kaum der Erwähnung, noch viel weniger der ausführlichen Erzählung, daß ein solcher Monarch sich auf die Stunde, die uns Allen bevorsteht, durch den andächtigsten Empfang aller kirchlichen Gnadenmittel vorbereitete.

Als er in Gegenwart seines Sohnes und Thronerben durch die heilige letzte Oelung gestärkt worden war, hieß er alle Uebrigen hinausgehen und wandte sich sodann zu dem, der bald Philipp III. heißen sollte, und der es nachher selbst erzählt hat, mit den Worten:

„Es war mein Wunsch, daß Du bei dieser heiligen Handlung zugegen sein sollest, auf daß Du sehest und begreifest, welches das Ende aller menschlichen Herrlichkeit ist.“ Sodann empfahl er seinem Nachfolger mit der letzten Kraftanstrengung, deren er fähig war, die Vertheidigung der Religion und des reinen römisch-katholischen Glaubens, und die Aufrechthaltung der Gerechtigkeit. Als letzte Lebensregel aber gab er ihm auf den nunmehr zu betretenden Weg die Mahnung mit, er solle sich bemühen, so zu leben und zu regieren, daß er dereinst, in der gleichen Stunde der Todesangst angekommen, sie mit reinem und gutem Gewissen durchkämpfen könne. Als letztes politisches Vermächtniß und Andenken ließ er seinem Sohne durch seinen Beichtvater unmittelbar nach des Königs Tod die Ermahnung einhändigen, welche der heilige Ludwig in der Sterbestunde seinem Sohne gegeben hatte.

Bis jetzt hatte Philipp — so groß war seine sittliche Kraft und sein Pflichteifer — noch vom Krankenlager aus die höchsten Entscheidungen in den politischen Angelegenheiten des Reiches gegeben. Von nun an wandte er sich ab von allen irdischen Dingen und Gedanken, um sich ganz und allein der Vorbereitung auf den Tod und der Versenkung in Gott zu widmen. Am 11. September ließ er seinen Sohn und seine Tochter Clara Eugenia rufen, um von ihnen nicht als König, sondern als Vater Abschied zu nehmen. Es waren die zwei geliebtesten Wesen, die er auf Erden hatte, und der König konnte bei dem Trennungsschmerze um so klarer und ruhiger verweilen, als sein Bewußtsein auch keinen Augenblick getrübt war. Allein auch in dieser Stunde der letzten Umarmung konnte er sich nicht enthalten, wenigstens seiner Tochter gegenüber mit einem Worte auf das zurück-

zukommen, was ihm vor Allem das Höchste war. Es war ihm nicht vergönnt worden, sie als wirkliche Gemahlin des Erzherzogs Albrecht zu sehen, mit welchem sie so bald als möglich die Regierung der ihnen abgetretenen Niederlande übernehmen sollte. Philipp beklagte es schmerzlich, daß er dieses Ereigniß nicht erlebte; vielleicht bereute er, es nicht früher herbeigeführt zu haben. Der fortdauernde Krieg in den Niederlanden war eine fortbrennende Wunde in seiner Seele. Und in diesen letzten Augenblicken bat und beschwor er seine geliebte Tochter, Alles zu thun, um den Glauben und die römisch-katholische Religion in jenen Landen aufrecht zu erhalten, und die nämliche Bitte aus seinem Munde auch ihrem künftigen Gemahl zu überbringen.

Die beiden Kinder küßten ihres Vaters abgezehrte Hand, empfingen seinen Segen und sahen ihn nicht wieder.

Nun traf der König mit größter Ruhe und Heiterkeit die Vorbereitungen für Todesstunde und Begräbniß, bestellte das Maß des Sarges, ordnete die Einhüllung der Leiche an, bis in's Kleinste auf Anstand und edle Sitte bedacht. Ein kleines Crucifix, das sein kaiserlicher Vater sterbend in der Hand gehalten, sollte auch ihm in der letzten Stunde diesen Dienst thun; und auch die Sterbekerze, bei der Mutter Gottes auf dem Berge Monte Serrato geweiht, hatte er längst ihrem Zwecke bestimmt und aufbewahrt.

Am Sonntag den 13. September 1598, Morgens um drei Uhr sagte Philipp mit heiterem Antlitz: „Jetzt ist die Zeit gekommen.“ Ein seliges Lächeln lag auf den zum Tode gemarterten Zügen; keine Spur einer Geistesschwäche störte die volle Harmonie seines Seelenzustandes. Der Erzbischof von Toledo ward gerufen, um die Sterbegebete zu verrichten. Eingedenk, welch' weltgeschichtliche Persönlichkeit im Begriff stehe, in Staub und Asche zu zerfallen, sagte der Kirchen-

fürst dem Sterbenden: „Es gezieme sich, daß ein Monarch, der sein ganzes Leben hindurch den katholischen Glauben, die römische Kirche und den heiligen Stuhl so standhaft vertheidigt habe, auch in diesem Uebergang zur Ewigkeit öffentlich den nämlichen Glauben, den nämlichen Gehorsam gegen die Kirche und den heiligen Vater bekenne."

Und mit den letzten Kräften sich zusammenraffend sprach der König so laut, daß alle im Sterbezimmer Anwesenden es hören konnten: „Ja, das bekenne ich, ja, das erkläre ich feierlich." Dann bat er, ihm die Leidensgeschichte des Heilandes nach dem Evangelium des heiligen Johannes vorzulesen. Mit glühender Andacht küßte er das Crucifix in seiner Hand und legte es, auch im Kleinsten treu der halborientalischen Sitte seines Volkes, zum Zeichen höchster Ehrfurcht auf seine vom Todesschweiß befeuchtete Stirne. Noch einmal erhob er seine Stimme, um zu sagen: „Ja, ich sterbe als Katholik, im Glauben und Gehorsam der heiligen römisch-katholischen Kirche." Noch wenige Athemzüge; kein ängstlicher Todeskampf. Morgens um fünf Uhr entflohen die letzten Schatten der Nacht; strahlend ging die Sonne Spaniens über dem Escorial, über den dunklen Gebirgen des Guadarrama empor; der König hatte seinen Kampf vollendet und die Mönche seines Lieblingsklosters beteten für ihres großen Wohlthäters dahingeschiedene Seele: „Herr, gib ihm die ewige Ruhe und das ewige Licht leuchte ihm. Herr, laß ihn ruhen im Frieden. Amen."

Es ist der Mühe werth, Philipp II. auf seinem Kranken- und Sterbelager etwas näher zu betrachten; denn nur hier lernt man das Leben dieser verschlossenen Brust genauer kennen. Auch uns Allen, die wir jetzt in Fülle der Kraft und Gesundheit, und darum vielleicht mit derber

Gleichgültigkeit vor dem Bilde des todten Königs stehen, uns Allen kommt die Stunde, welche er soeben durchgestritten hat. Und wohl uns, wenn wir sie ähnlich zu bestehen vermögen, wie er, der Vielgeschmähte.

Mit Recht hob der heilige Vater, Papst Clemens VIII., in der Allocution, welche er beim Empfange der Nachricht von Philipps Tod am 9. October des gleichen Jahres 1598 gehalten hat, nachdrücklich hervor, daß die Kirche und der heilige Stuhl einen schweren, einen schwersten Verlust erlitten hätten.

In der That. Philipp hat zweifellos große Irrthümer in seinem politischen Denken begangen und huldigend dem Geiste seiner Zeit, hat er seine Hand auch von Verbrechen nicht rein zu erhalten gewußt. Aber die Geschichte muß von ihm sagen, daß er, keine selbstsüchtigen Zwecke der Eroberung, der Herrschsucht, Habsucht oder Genußsucht verfolgend, sein ganzes Leben in unermüdlicher, aufopfernder Arbeit der Sache unserer heiligen Kirche und der Erhaltung seines geliebten spanischen Vaterlandes hingegeben hat. Durchaus auf das Hohe, Große und Ideale gerichtet war sein Sinn. Ein Sünder war er, wie wir Alle. Aber auch ein König war er, und ein christlicher König in des Wortes voller Bedeutung.

Von demselben Verfasser ist früher erschienen:

Cervantes Saavedra M. de, Musternovellen. Aus dem Spanischen neu in's Deutsche übertragen mit Einleitungen und Erläuterungen. Zwei Bände. 8°. 1868. fl. 3. 36 kr. — Thlr. 2. 6 sgr.

Gedanken eines Protestanten über die päpstliche Einladung zur Wiedervereinigung mit der römisch-katholischen Kirche. Dreizehnte Auflage. 8°. 1869. 12 kr. — 4 sgr.

Die Dame Kobold. Lustspiel von Calderon. Neu in deutsche Jamben übertragen. 8°. 1869. 36 kr. — 10 sgr.

Die katholische Volkspartei in Baden und ihr Verhältniß zum Kriege gegen Frankreich. Zweite Auflage. 12°. 1870. 12 kr. — 4 sgr.

Mein Ausflug nach Spanien im Frühling 1867. Zweite, verbesserte Auflage. 8°. 1870. fl. 2. — Thlr. 1. 7½ sgr.

Der erste deutsche Reichstag und die Interessen der katholischen Kirche. 12°. 1871. 21 kr. — 6 sgr.

Unsere Wege zur katholischen Kirche. Von R. und H. Baumstark. Zweite Auflage. 12°. 1871. fl. 1. 12 kr. — 21 sgr.

Don Francisco de Quevedo. Ein spanisches Lebensbild aus dem 17. Jahrhundert. 12°. 1871. fl. 1. 30 kr. — 27 sgr.

Dendrosthenes, Lukianos. Fegfeuer=Gespräche. Ein Büchlein, darinnen auch zwischen den Zeilen zu lesen. Fünfte Auflage. 8°. 1872. 24 kr. — 7½ sgr.

Columbus. gr. 8°. 1873. 21 kr. — 6 sgr.

Was uns noch retten kann. 12°. 1873. 7 kr. — 2 sgr.

Daniel O'Connell. Zweite Auflage. 12°. 1873. fl. 1. — 18 sgr.

Kaiser Leopold I. 12°. 1873. 54 kr. — 15 sgr.

Isabella von Castilien und Ferdinand von Aragonien, die katholischen Herrscher Spaniens. 12°. 1874. fl. 1. — 18 sgr.

Kulturkampf gegen Rom. 12°. 1874. 7 kr. — 2 sgr.
